Flitter und Gold

Ein Roman
für Mütter und Töchter
von
Emma Laddey.

(Helene Wolff.) Schomacker

Leonie grüßte etwas verlegen.

(Seite 146.)

3568

Flitter und Gold.

Ein Roman für Mütter und Töchter

von

Emma Laddey.

Motto:
Innere Schätze beglücken. Dir im Innern
Lieget Edelgestein und Gold: da grabe
In den Grüften. Von außen suchst du ewig
Ruhe vergebens.

Herder.

Mit einem farbigen Titelbilde.

Siebente Auflage.

MDCCCXC

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

Erster Teil. Die Freundinnen.

	Seite
Der Abschied von der Schule	1
Elisabeth	8
Im Nachbarhause	16
Die Freundinnen	24
Eine Rose und ihre Folgen	32
Ein harter Schlag	44
Der Abschied	52
In der Ferne	63
Die Versuchung	77
Briefwechsel	89
Fortsetzung des Briefwechsels	102
Gedemütiget	114
Freunde zur rechten Zeit	126
Der Besuch	140
In die weite Welt	153

Zweiter Teil. Veredelt.

	Seite
Der Ball	163
Ein Abend bei der Doktorin	173
Der Russe	195
Im Försterhaus	215
Die Heimfahrt	236
Briefe	255
Ein Christabend	270
Vereint	280
Elisabeths Entsagung	290
Eine Katastrophe	299
Zwei Schwiegersöhne	308
Die arme Mutter	317
Glückliche Lösung	328
Schluß	337

Erſter Teil.

Die Freundinnen.

Nur die Frucht, die frühe ſich gebildet,
Bleibt allein und reift dem Herbſt entgegen,
Um, nach angeſtammter ew'ger Ordnung
Endlich auch vergehend, die Beſtimmung
Ihres kurzen Lebens zu erreichen
Alſo auch der Menſch. Im Frühling blühet
Mannigfach das Bild ihm ſeines Lebens.
O, daß wir mit Weisheit darauf merkten
Und uns lehren ließen durch die Stimme
Der Natur! Denn ſie iſt Gottes Stimme.

Fr. Strack

Der Abschied von der Schule.

Im Paulinenstifte der höheren Töchterschule zu B. war Semesterprüfung und Schulschluß. Diese Handlung wurde in der achten, der obersten Klasse des Stifts, seit man es sich denken konnte, mit einer gewissen Feierlichkeit begangen.

Kurz vor neun Uhr Vormittags sah man eine größere Anzahl etwa sechzehnjähriger Mädchen, in Begleitung ihrer Mütter und auch einzelner Väter, dem alten schmucklosen, ziemlich weitläufigen Schulgebäude zuwandeln. Sie alle, Eltern und Töchter, waren festtäglich gekleidet und von einem unverkennbaren Ernste beseelt. War das heute für die jungen Menschenkinder doch ein sehr bedeutsamer Tag: für die meisten der Mädchen der letzte Schulgang.

Entlang dem Flur, auf dem sich der allgemeine Prüfungssaal und das Klassenzimmer der „Achtkläßlerinnen" befand, hatte sich eine Menge Neugieriger — Verwandte, Freundinnen und Nachbarinnen der Familien, deren Töchter heute hier Abschied nehmen sollten — eingefunden, die alle Zeugen des bedeutsamen Vorganges zu sein wünschten.

Die Mehrzahl derselben hielt sich unmittelbar an der Treppe auf, wo, so oft sich unten auf dem Treppenabsatze wieder eine Mutter mit ihrer Tochter blicken ließ, alle Köpfe neugierig sich vorstreckten, um dann allerlei kritische Bemerkungen daran zu knüpfen, die nicht zuletzt den Toiletten der Ankommenden galten. Manches scharfe Wort fiel, das nicht in die Mauern dieses Hauses paßte. Nur die weniger gut Gekleideten kamen besser weg, wenn nicht ein fast allzu einfaches schwarzwollenes Kleidchen

gar ein spöttisches Lächeln erregte. — Da hörte man unten auf der Treppe Seide rauschen.

Alles reckte sich und drängte sich vor.

„Waldmanns kommen," flüsterte man sich zu.

Den Treppenabsatz unten betrat ein Herr in den fünfziger Jahren. Seine starke, stattliche Gestalt war mit ausgesuchter Eleganz gekleidet, sein Auftreten selbstbewußt, fast aufgeblasen. An seinem Arm führte er ein junges Mädchen von sechzehn Jahren, eine auffallend elegant gekleidete Erscheinung. Die fast schon überreiche Schleppe des schweren Seidenripskleides ließ nur schwer erkennen, daß ihre Trägerin auch eine Schülerin der achten Klasse war.

Langsam kamen Vater und Tochter die Treppe vollends heraufgestiegen. Von all den forschenden, staunenden Blicken merklich verletzt, schlug Leonie Waldmann die Augen zu Boden, und ihr Vater, der Großhändler Waldmann, führte sie rasch durch die gaffende Schar. Ihnen folgten die Mutter und die jüngere Schwester: erstere in graufarbigem Damastkleide mit reichen Spitzen verziert, letztere, ein etwa zwölfjähriges Mädchen, in hellblaue Seide gekleidet. Als auch sie den Blicken der Anwesenden entschwunden waren, ergoß sich eine Flut von Bemerkungen: „Habt ihr die Schleppe des jungen Dinges gesehen?" — „Nein, wie sich der Großhändler blähte!" — „Und die dicke Frau Waldmann sich spreizte! Die glaubt, die Schulprüfung sei nur dazu da, ihr neues Seidenkleid und ihren Reichtum zur Schau zu tragen!" — „Und wie der kleine Affe, die Irma, schon wie eine Pariser Modepuppe einherstolzierte!" — „Na, na, es ist noch nicht aller Tage Abend, wir werden's erleben, wir werden sehen," sagte eine dicke Bürgersfrau bedächtig, „der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht; Hochmut kommt vor dem Fall!"

„Ach was," verwies sie eine Nachbarin, „die Waldmanns gehen nicht zu Grunde, die sind erschrecklich reich!"

„Es ist nicht alles Gold was glänzt," gab die mißtrauische Bürgersfrau zurück. „Wer weiß, wie die noch enden!"

Eben wollte die Nachbarin darauf antworten, als neue Ankömmlinge die Aufmerksamkeit aller in Anspruch nahmen.

„Seht da, die Generalin von Klingsberg mit ihrer Großnichte, dem Fräulein Elisabeth von Hildern!“

„Ja, ja, die Titel klingen hoch genug,“ meinte spitzig eine gelbe alte Jungfer, „aber was hilft der Titel ohne die Mittel; seht nur, wie erbärmlich die beiden gekleidet sind!“

„Das finde ich nicht,“ gab eine junge Frau, eine Gerichtsrätin zurück, welche die Ehre hatte, von der Frau Generalin im Vorbeigehen gegrüßt zu werden. „Wirkliche Noblesse verleugnet sich nie,“ fuhr die Frau dann fort. „Ich finde die würdige Dame mit ihrem altmodischen schwarzen Satinkleide weit aristokratischer und passender gekleidet als die aufgeblasene Frau Waldmann, der man bei jedem Schritte den Mangel an wirklicher Bildung ansieht!“

Das alte, gelbe Fräulein hatte offenbar eine höhnische Bemerkung auf der Zunge, sie mußte aber zurückgedrängt werden, denn soeben kamen die Lehrer und Lehrerinnen mit dem Rektor und einigen Ehrengästen dahergeschritten. Sie betraten den Prüfungssaal, wo bereits zahlreiche Mütter auf den für sie bereitgehaltenen Stuhlreihen anwesend waren.

Kurz darauf betraten auf ein durch den Schuldiener gegebenes Zeichen auch die Schülerinnen den Saal, die sich in ihrem Klassenzimmer versammelt und dort ihre Hüte und Überkleider abgelegt hatten.

Auf das Ersuchen des Klassenlehrers erhoben sich alle Anwesenden, ein kurzes Gebet zu sprechen, worauf der Rektor mit einigen einleitenden Worten den Beginn der Prüfung ankündigte.

Manches Mädchenherz mochte anfangs schneller pochen, als nun die Fragen von Reihe zu Reihe gingen in den verschiedenen Unterrichtsfächern. Allgemach aber, ermuntert durch die Leutseligkeit der Lehrer, wurden die Schülerinnen sicherer; sie hatten im Laufe des Jahres ihre Pflicht getan, selten nur blieben sie eine Antwort schuldig.

Als die Fächer durchgeprüft waren, betraten die Schüle-

rinnen das im Saal vorhandene Podium, unter der Leitung ihres Singlehrers einige kirchliche und weltliche Lieder vorzutragen. Es war ein liebliches, anmutiges Bild, als die jungen Menschenkinder in einem wohlgeordneten Halbkreise der übrigen Versammlung gegenüberstanden. Welche Hoffnungen, welche Pläne mochten in allen diesen jungen Mädchen schlummern? Wie würden sie sich erfüllen? Was mochte das Leben ihnen an erhoffter Freude, was an nie geahnten Schmerzen bringen? Die eine würde es vielleicht forttreiben aus der etwas engen Sphäre des Provinzialstädtchens, hinaus in die Welt, ins wildbewegte Leben. Und die anderen, die daheim blieben, deren Dasein sich auf der alten Scholle, in gewohnter Weise abspinnen wird, werden nicht auch sie ihre Geschichte haben, des Niederschreibens wert? Hat nicht jeder Mensch seine Geschichte, die tief ihre Lettern in die Blätter seines Herzens gräbt?

Da es uns aber nicht vergönnt ist, das Schicksal aller dieser zarten Blüten aufzuzeichnen, so wählen wir nur zwei aus ihrer Schar: die beiden Mädchen, welche vorn die ersten Plätze einnehmen; es sind Elisabeth von Hildern und Leonie Waldmann. Von ihnen und ihrem Geschick soll in den Zeilen dieses Buches die Rede sein.

Soeben hatte der Gesanglehrer den Vortrag als beendet erklärt, und nun nahm der Rektor des Stiftes das Wort, dem Fleiße und dem Betragen der Schülerinnen freudige Anerkennung zu zollen und daran eine ernste Mahnung für die Zukunft zu knüpfen.

Dann wurden die Zeugnisse verteilt, wobei die fromme Lehrerin, der dieses Amt zugeteilt war, für jede einzelne Schülerin einen Spruch bereit hatte. Die mahnenden Worte, die Elisabeth zufielen, hießen: „Bleibe fromm und halte dich recht, denn solchen wird es zuletzt wohlgehen.“ Zu Leonie aber sprach die freundliche Dame: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele.“

Elisabeths Herz war tief bewegt, und heilig gelobte sie es sich, den Worten ihrer Lehrerin zu folgen; fromm wollte sie bleiben

und sich recht halten, dann müßte es ihr nach der Verheißung zuletzt wohlergehen. Aber Leonies Wangen bedeckte die Röte der Scham, und ein kleiner Verdruß war bei den Worten der Lehrerin über sie gekommen. Leonie glaubte aus ihnen einen leisen Vorwurf herausklingen zu hören, daß sie nicht genug an die Bedeutung des Tages gedacht hatte, daß sie mehr besorgt gewesen war, ihren Körper zu schmücken. Und da sie die Berechtigung dieser Mahnung fühlte und über sich selbst nicht unzufrieden sein wollte, so wurde sie es über die fromme mütterliche Lehrerin und Freundin, die doch nur das Beste ihres Zöglings im Sinne hatte.

Der Hauptteil der Handlung war damit vorüber. Der Rektor und die Ehrengäste verabschiedeten und entfernten sich.

Während die Eltern nunmehr in den anstoßenden Nebensaal geladen wurden, die dort ausgestellten Zeichnungen und Handarbeiten der Schülerinnen zu besichtigen, rief der Klassenlehrer seine Schülerinnen in das Klassenzimmer. Hier nahm er Abschied von den jungen Pflanzen, die er als treuer Gärtner jahrelang gepflegt hatte, und die Worte, die er an sie richtete, entlockten manchen seiner Schülerinnen Tränen, denn sie waren von einer Herzlichkeit, die in die Tiefen der jungen Herzen drang. Auch zu Elisabeth und Leonie trat er hin, nahm die Hand einer jeden und sagte: „Meine lieben Kinder, zum letzten Male stehe ich euch heute berechtigt als Ermahner gegenüber; von nun an sollt ihr selbst wählen und handeln nach eigenem Ermessen. O laßt mich hoffen, daß die Worte eures alten Lehrers nicht auf steinichten Boden gefallen sind, sondern aufgehen und Saat tragen mögen. O laßt mich hoffen, daß die Macht der Welt euch nicht gefangen nehme, die Lehren, die ihr empfangen habt, und die guten Vorsätze, die in euch geweckt wurden, in euch zu ersticken. Und noch eines: ich beobachtete euch dieses ganze Jahr, sah euch stets miteinander in treuer Freundschaft verkehren. O haltet fest an dieser Freundschaft, auch später, wenn des Lebens Wellen euch voneinander treiben sollten. Es ist ein köstlich Ding um eine echte Freundschaft

und sie ist selten wie eine Perle im Meeresgrund! Darum laßt nicht kindische Torheit oder weltliche Rücksichten euch entzweien. Stehet zueinander, wirket aufeinander ein und veredelt euch eine an der anderen, das ist mein Herzenswunsch für euch beide!" — Nachdem der würdige Mann also gesprochen, trat er zu einigen anderen der jungen Mädchen; die beiden aber umschlangen sich.

„Es war nicht nötig, daß uns der geliebte Klassenlehrer zur Freundschaft ermahnte," flüsterte Leonie warm Elisabeth zu. „Wir werden die schönen Tage unserer Kindheit nie vergessen!"

„Nie!" beteuerte jene und reichte fest und ernst der anderen die Hand.

„Aber damit wir auch ein äußeres Zeichen an unser Versprechen haben," entgegnete lebhaft Leonie, „sollst du diesen Ring von mir tragen, um dich stets meiner und dieses Augenblicks zu erinnern." Und von ihrer Hand zog das junge Mädchen einen goldenen Reif mit einem blitzenden Rubin.

„Ich danke dir," sagte Elise, „obgleich ich gewünscht hätte, dein Andenken wäre weniger kostbar gewesen, ich kann es nicht in gleichem Maße erwidern. Dies goldene Kreuzchen ist alles, was ich an Schmuck besitze; in ferner Kinderzeit erhielt ich es von treuer Hand, die lange im Grabe ruht, das will ich dir geben; gönne ihm einen Platz unter deinen kostbaren Sachen und laß es dir sagen, daß meine Liebe zu dir größer und wertvoller ist als mein kleines Geschenk!"

„O, das Kreuzchen macht mich überglücklich!" rief die leicht erregbare Leonie. „Es freut mich mehr als all meine kostbaren Sachen. Wie oft sah ich es nicht an dir, wie viele gemeinsam verlebte Stunden ruft es in mein Gedächtnis zurück!"

Während so die Gefährtinnen der Kindheit sich auch fernere Liebe und Treue gelobten, kamen die Eltern nach und nach aus dem kleinen Ausstellungssaal herbei, ihre Töchter abzuholen. Elisabeth reichte der Freundin zum Abschied die Hand, aber diese rief: „Wie, du willst uns nicht begleiten? Den heutigen

Tag sollen wir voneinander getrennt leben? Bitte, liebe Mama, lege ein gutes Wort bei Elisens Tante ein!"

Frau Waldmann rauschte mit großer Freundlichkeit auf die schlichte Dame in dem unscheinbaren Kleide zu und sagte: „Verehrte Frau Generalin, lassen Sie mich keine vergebliche Bitte tun. Wir wünschten Ihre liebe Elisabeth gerne zu der kleinen Feier mitzunehmen, die wir, unserer Leonie eine Freude zu bereiten, für den heutigen Tag veranstaltet haben!"

„Es tut mir sehr leid, meine liebe Frau Nachbarin," versetzte mit etwas steifer Würde die Angeredete, „Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können. Ich denke, Elisabeth beschließt den heutigen Tag am besten bei mir, in meinem Hause, still mit mir und sich selbst. Ich hoffe, das wird meinem Töchterchen kein Opfer bedeuten," wendete sie sich an ihre Nichte. Diese küßte nur ehrerbietig und gehorsam die Hand der alten Dame.

Etwas verletzt grüßte Frau Waldmann, entfernte sich und sagte gereizt zu ihrem Gatten: „Dieses adelstolze Weib ist mir in der Seele zuwider; jedesmal, wenn ich diese Frau spreche, muß ich mich über ihren Hochmut ärgern!"

„So sprich nicht mehr mit ihr, meine Liebe," gab der Gatte zurück. „Wer ist sie, daß sie sich dir überlegen dünken darf? Mein Gott, wer kümmert sich um die pensionierte Generalin? Die reichen Waldmanns aber gelten überall!"

„Das wohl," seufzte die Frau des Großhändlers, „aber ich wollte doch, man könnte einst von Waldmann sagen!"

Unten am Eingang des Hauses wartete ein Diener, von Leonie die Schulbücher in Empfang zu nehmen. Der Herr Papa führte mit derselben stolzen Haltung seine Tochter nach Hause, wie er sie hergeführt hatte.

Bald darauf verließen auch die Generalin und Elisabeth das Stift. Ihnen gesellte sich noch eine kleine Person im schwarzen Wollkleide zu, welcher Elisabeth freundlich die Hände entgegenstreckte; es war die alte treue Dienerin der Generalin, Barbara Renner. Leutselig winkte Frau von Klingsberg derselben, sich ihnen anzuschließen.

Elisabeth.

In dem altertümlich ausgestatteten Gemache der Generalin saßen Tante und Nichte miteinander auf dem Sofa von verschossenem rotem Seidenrips. Die Möbel und Gerätschaften ringsumher stammten aus guten Zeiten, das sah man ihnen an, aber nun waren sie alt und verblichen, nur noch Ruinen aus jenen besseren Tagen, die ihre Besitzerin einst gesehen.

Die Erscheinung der Generalin stimmte mit ihrer Umgebung ganz überein. Alles, was sie trug, zeigte den Schnitt, die Sitte vergangener Zeiten, selbst ihre Manieren schienen diesen anzugehören, denn sie erinnerten an jene Tage, da noch ein strengeres Zeremoniell alle Welt beherrschte.

Auch jetzt, in ihrem eigenen Zimmer saß die Generalin mit tadelloser Haltung ihrer Großnichte gegenüber und sprach ernst und gemessen über die wichtige Bedeutung des Tages.

Elisabeth hörte still und aufmerksam auf die Worte der alten Dame. Diesen Augenblick wollen wir benutzen, unseren Lesern die eine unserer Heldinnen genauer zu schildern. Die Gestalt derselben war schlank und groß, fast zu groß für die sechzehn Jahre, die das junge Mädchen zählte; man sah es wohl, das schnelle Wachstum hatte Elise angegriffen. Die Farbe ihres feingeschnittenen Gesichts war blaß, der Ausdruck ihrer blauen Augen ernster und sinniger, als er sonst in diesem jugendlichen Alter zu sein pflegt. Elise war nicht schön, aber ihre Züge waren angenehm und wohltuend. Sie durfte sich außerdem einer Zierde erfreuen, die zu den Seltenheiten gehört: lange blonde Flechten, die ihren Kopf umgaben und die edle Bildung desselben vorteilhaft hervorhoben.

Die Generalin glaubte ihrer Pflicht nun genügt zu haben. Sie hatte Elise alles gesagt, was Herz, Religion und herkömmlicher Gebrauch ihr am heutigen Tage eingaben. Nun brach

die alte Dame ab, und Barbara brachte voll Freude den Kaffee und den Festkuchen, den ihre Hand aus Anlaß des heutigen Schulfestes bereitet hatte.

Von Luxus war in dem Hause der Generalin keine Rede. Zu Lebzeiten ihres Mannes hatte sein großes Gehalt es erlaubt, daß ein Haus gemacht werden konnte, aber seit sich die Witwe nach seinem Tode mit einem Witwengehalte behelfen mußte, wurde allem Überflüssigen entsagt und die Ausgaben auf das Nötigste beschränkt.

Freilich hätte die alte Dame behaglicher leben können, wenn sie ihre Einnahmen nur für sich verwendet hätte; dazu aber war ihr Herz zu weich, ihr Gemüt zu sehr zum Geben geneigt. Sie konnte sich nicht entschließen, die treue Barbara, die seit langen Jahren Haushälterin gewesen war, als der General noch lebte, fortzuschicken; sie behielt sie nicht allein in ihrem Hause, sie zahlte auch noch von ihrer kleinen Pension alljährlich in ein Jungfernstift, damit Barbara eine Zufluchtsstätte fände, falls der Tod die Herrin früher abrufen sollte.

Aber nicht allein Barbara war es, der zuliebe die wackere Dame ihre Einnahme schmälerte, auch an Elisabeth tat sie des Guten unendlich viel. Vor mehr als neun Jahren empfing die Generalin die Nachricht, daß ihre einzige Nichte, das Kind ihrer geliebten, längst verstorbenen Schwester, dieser nachgefolgt sei, nachdem ihr Gatte ihr bereits vorangegangen war, und daß sie eine siebenjährige Waise hinterlassen habe, die mit gar geringen Mitteln und ohne nähere Verwandte hinterblieben sei. Das gute Herz der Generalin fühlte sogleich, daß es an ihr sei, für dieses Kind zu sorgen. Es selbst zu sich zu nehmen, fiel ihr zuerst nicht ein; in einem Alter von sechsundsechzig Jahren entschließt man sich schwer, die Erziehung eines so jungen Kindes zu übernehmen. Sie schrieb daher an ihre einzige Tochter, eine Frau Obertribunalrätin von Steinbach in Berlin, und legte ihr ans Herz, die Waise der Cousine zu sich zu nehmen und zu erziehen. Aber die alte Frau kannte den Charakter ihrer reichen Tochter schlecht. In dem Leben und

Treiben der Residenz, in stetem Haschen nach Vergnügungen, in Sucht nach Glanz war dieser verflacht. Es fiel der vornehmen Dame nicht ein, ein „fremdes Kind“ zu erziehen (so drückte sie sich aus), da sie aus Bequemlichkeit sogar ihre eigenen Kinder in frühester Jugend einer Pension anvertraut hatte. Aber damit die Mama sähe, schrieb sie, daß sie nicht gefühllos sei, wolle sie jährlich eine kleine Summe zu der Erziehung des Mädchens auswerfen. Verletzt schlug die Generalin dieses Anerbieten aus, beriet mit der treuen Barbara, was aus dem armen Kinde werden solle, und das Resultat dieser Beratung war, daß die alte Dame selbst die Waise zu sich nahm und daß Elise in ihr eine zweite Mutter, in Barbara eine treue Pflegerin fand. Des Kindes sanftes, anschmiegendes Wesen erheiterte die einsamen Tage der Alleinstehenden und half ihr die bedeutenden Opfer, welche die Erziehung des Mädchens erforderte, tragen. Sie ließ Elisabeth alle Kenntnisse erwerben, die einem jungen Mädchen dienlich und nützlich sein konnten, sie bewachte sie mit sorgender Liebe, schützte sie vor jeder Berührung mit den Rauheiten und Unebenheiten des Lebens und gab ihr so eine der größten Segnungen des Menschen — eine glückliche Kindheit!

Das beständige Zusammensein mit zwei alten Leuten hätte nun für das Aufwachsen eines jungen Mädchens nachteilig werden können, aber auch darin hatte das Schicksal gütig für die Waise gesorgt, indem es ihr eine Gespielin in der Tochter des Großhändlers Waldmann gab, dem das Nebenhaus gehörte. Als Nachbarinnen konnten die kleinen Mädchen oft und zwanglos bei einander sein, und wie die Erziehung und Verhältnisse der beiden auch verschieden waren, ihre Freundschaft schlug die Brücke. Es gab bald keine verträglicheren Gespielinnen als die mutwillige Leonie und die mehr ruhige Elisabeth.

Der Ton, der in dem Nachbarhause herrschte, gefiel nun allerdings der Generalin nicht. Er war ihr zu frei, das Leben daselbst zu vergnügungssüchtig. Aber sie konnte es nicht über ihr Herz bringen, der Pflegetochter die Freude des Umgangs

mit Leonie zu rauben, besonders da Elisens Charakter der sorgsamen Erzieherin durchaus keinen Anlaß gab, besorgt in die Zukunft zu blicken.

So war also das Leben der Verwaisten bisher heiter und sorglos dahingeflossen und mit überströmendem Herzen hatte sie soeben der treuen Pflegerin für all das Gute gedankt, das diese ihr erwiesen.

„Niemals, teure Tante," schloß Elise, „werde ich im stande sein, dir zu vergelten, was deine unendliche Liebe mir gewährt hat. Wie einsam, wie freudlos hätte ich den heutigen Tag wohl erlebt, wenn deine Güte sich meiner nicht erbarmt hätte, was wäre die arme Waise ohne dich! Alles, was ich bin, was ich an Kenntnissen besitze, danke ich dir. Darum wird mein Herz nie aufhören, in heißer Dankbarkeit für dich zu schlagen und meine Lippen nie vergessen, alles Glück und ein langes Leben von Gott für dich zu erflehen!"

„Du bist ein gutes Kind, ich weiß es, Elise. Niemals hast du mir Gelegenheit gegeben, den Schritt zu bereuen, mit dem ich dich zu meiner Tochter machte. Aber eben weil mein Herz dich wie eine solche liebt, sehe ich umso bangender in deine Zukunft! Mit dem heutigen Tage liegt die Kinderzeit hinter dir, du hast sie froh verlebt. Wird aber dein weiteres Leben ihr gleichen? O meine Tochter, die Sorge, wie es mit dir werden soll, hält oft meine Gedanken gefangen. Ich bin nun fünfundsiebzig Jahre alt, da ist es wohl an der Zeit, daß ich mich auf den ernsten Augenblick vorbereite, der mich vor Gott fordert, daß ich mein Haus bestelle!"

„O, sprich nicht so, einzige Tante," rief schluchzend Elise, die Generalin zärtlich umschlingend. „Gott ist ja so gut, er wird mir meine zweite Mutter nicht nehmen, ehe er mir Gelegenheit gab, ihr die Pflege und Sorge, die sie mir erwies, zu vergelten! Und ich will sie dir vergelten," setzte sie leuchtenden Auges hinzu. „Mein ganzes Dasein soll in dem Streben aufgehen, dir, meiner Pflegerin, die Tage sanft und leicht zu machen!"

„Davon bin ich überzeugt," sagte die Generalin, zärtlich in die Augen des jungen Mädchens blickend, die sie so innig anschauten. „Du, meine Elisabeth, hast das weiche, fühlende Herz deiner Großmutter, meiner einzigen Schwester, geerbt; aber solche Herzen haben viel zu leiden: jeder Schmerz, jede Erfahrung prägen sich tief in sie ein, und sie können es nie verlernen, auch bei fremdem Unglück zu erzittern. Darum danke ich Gott, meine Elisabeth, daß er dir zu diesem weichen Herzen einen starken Willen, einen energischen Charakter verlieh, sonst würde ich noch mehr der Klippen halber bangen, die dir auf deinem Lebenswege drohen. — Doch jetzt, mein Kind, laß das Weinen! Wenn ich von meinem Tode spreche, so ist damit ja noch nicht gesagt, daß ich bald sterben werde; ich will nur, daß du dich langsam darauf vorbereitest, damit, wenn der Tag erscheint, der uns trennen soll, du nicht rat- und hilflos dastehen mögest!"

„Aber, liebe Tante, warum gerade heute von so schrecklichen Dingen reden?"

„Weil heute ein Wendepunkt in deinem Leben eingetreten ist, der sich zu ernsten Besprechungen schickt. Jetzt höre mich: Schon längere Zeit beschäftigt mich die Sorge für deine Zukunft, denn du wirst niemand haben, wenn ich dahin bin, auf den du dich stützen kannst. Auf meine Tochter kannst du nicht rechnen. Du weißt, die große Welt, ihre reiche Heirat haben selbst ihr Mutterherz erkalten lassen; sie also wird dir weder Rat noch Hilfe geben. Die gute Barbara kann es auch nicht, sie ist alt und schwächlich; ich bin glücklich, daß ich für ein Asyl gesorgt habe, das sie aufnimmt; auch würde es sich nicht schicken, wenn du mit einer Dienerin zusammenleben wolltest. Ich weiß, was du sagen willst — uns ist sie keine Dienende — uns ist sie eine liebe, treue Freundin, aber das weiß die Welt nicht und würde es auch nicht begreifen, darum brauchst du besseren Schutz! Ich stehe in Unterhandlung mit den Vorsteherinnen eines Fräuleinstifts, das für mittellose Töchter von altem Adel einst durch die Güte der Königin gegründet worden ist; in dieses hoffe ich, sollst du aufgenommen werden."

„Und was hätte ich dafür zu leisten, zu wirken?“ fragte Elise.

„Nichts,“ erwiderte erstaunt die Generalin. „Die einzigen Ansprüche, welche die Anstalt an ihre Angehörigen macht, sind, daß sie eine Aussteuer an Wäsche, Kleidern und Möbeln mitbringen, welche die Summe von sechshundert Talern erreicht. Diese zu ersparen, ist mir gottlob möglich gewesen und durch die Protektion des Kultusministers, der mein Freund aus jener glücklichen Zeit ist, als mein Gatte noch lebte, hoffe ich eine Freistatt für dich in diesem adeligen Stifte zu erlangen.“

„Wovon existiert diese Anstalt?“ forschte Elise.

„Sie hat eigenen Besitz: Äcker, Wiesen und Wälder; ihre Haupteinnahmequellen aber sind die Beiträge, welche der Hof, an seiner Spitze die Königin, und der begüterte Adel ihr zukommen lassen.“

„So sollte ich also mein Leben durch fremde Wohltaten fristen?“ rief erschreckt und aufgeregt das junge Mädchen. „Nein, liebe Tante, das verlange nicht von mir, denn wie mich die Gaben aus deiner Hand beglückten, weil ich dich liebe, weil ich mich dir zugehörig fühle, so würden mich die Wohltaten Fremder beschämen und erniedrigen. Ja, noch mehr, ich würde die Augen nicht mehr vom Boden erheben können, wenn ich — der Gott Gesundheit und gerade Glieder verlieh, die durch deine Güte sich Kenntnisse sammeln durfte — einer Bettlerin gleich von Almosen leben sollte! O meine Tante, so klein denke nicht von mir!“

Ganz verwundert starrte die alte Dame ihre Nichte an und konnte nicht begreifen, warum sich diese so aufregte. War es doch seit langen, langen Zeiten hergebrachte Sitte, daß der reiche Adel für die Töchter des ärmeren sorgte, damit diese nicht wie die Töchter gewöhnlicher Bürgersleute sich selbst durch das Leben bringen mußten. „Elise,“ sagte darum die Generalin kopfschüttelnd, „ich verstehe das nicht. Wenn du eine Freistelle in jenem Stift erhältst, so sehe ich das für ein großes Glück an; wo läge da die Schande?“

„In der Annahme von Wohltaten, die mir nur Qual bereiten würden!“ entgegnete fest das junge Mädchen. „Ich danke dir, meine Tante, daß du am heutigen Tage mir die Zukunft so ernstlich vor Augen geführt hast; bisher war ich ein Kind, das heiter und sorglos ins Leben schaute, das gewohnt war, alle seine Sorgen auf seine mütterliche Freundin zu werfen — von jetzt an ist das anders. Ich habe den Abgrund gesehen, in den ich fallen kann, wenn dereinst meine treue Pflegerin mich nicht mehr zu schützen vermag; darum danke ich dir, meine Tante, daß du die Binde von meinen Augen genommen hast! O, wie werde ich jetzt noch eifriger lernen, stets vorwärts streben, um meinen Geist mit Dingen zu beschäftigen, die einmal im stande sein werden, mir eine eigene Existenz zu verschaffen, die mich bewahren werden, von den Wohltaten anderer mein Leben zu fristen!“

„Aber was willst du tun, mein Kind?“ fragte entsetzt die Generalin. „Du kannst doch nicht arbeiten! Du bist ein Mädchen und überdies bedenke, was du deinem Namen, deiner Stellung schuldig bist!“

„Zuallererst bin ich dieser schuldig, daß die Tochter des braven Offiziers, der für sein Vaterland fiel, nicht einer Bettlerin gleich sich erniedrige! O meine Tante, ich bitte dich, nur einmal mit meinen Augen zu blicken, wie ich so oft mit den deinen geblickt habe. Siehe, die alte Zeit ist dahin, in welcher Arbeit eine Schande war, wo Mädchen eher darbten, als dem falschen Stolze entsagten, nichts für Geld zu tun. Ich habe es erst vor kurzem in einem ausgezeichneten Buche gelesen: Die Arbeit ist nicht mehr das Monopol der Bürger, des Mannes, sie ist frei! Hoch und niedrig, Mann und Frau darf danach streben, ohne sich etwas zu vergeben, ja mit Stolz sagt ein jeder, eine jede: ‚Das kann ich, das erwerbe ich.‘ Diese Ideen, diesen Freimut hat die neue Zeit gebracht; ich bin ein Kind dieser Zeit, und ich will mit ihr leben, wie sie es verlangt und bedingt. — O, jetzt, da ich sehe, wie ich genötigt sein werde, selbst für mich zu sorgen, jetzt fühle ich um-

somehr, was du Großes an mir getan hast, liebe Tante, indem du mir so ausgezeichneten Unterricht angedeihen ließest. Ich habe viel gelernt, und ich werde noch weit mehr lernen, dann kann ich Gouvernante oder Lehrerin werden, dann brauch' ich nicht meine Tage tatenlos in einem Stifte zu verbringen!"

Starr vor Verwunderung hörte die Generalin ihre ruhige Nichte so lebhaft und offen sprechen und wußte nicht, welche Antwort sie dem erregten Mädchen geben sollte. Statt ihrer tat es die alte Barbara, die eine ungesehene Zeugin des Gespräches zwischen Tante und Nichte gewesen war; sie trat nun auf Elisabeth zu, küßte sie mit der Vertraulichkeit, die sie sich erlauben durfte, auf die Stirne und sagte: „Recht so, mein Lieschen, so war es brav gesprochen, Arbeit entehrt nie, ob adelig oder bürgerlich, jedem Menschen kommt sie zu! — Frau Generalin, sehen Sie, ich hab's gesagt, unser Lieschen läßt sich nicht in ein solches Fräuleinstift einsperren; was sollte auch die frische Blume unter den bissigen alten Jungfern? Mit der Zeit selbst eine werden? Das wäre doch jammerschade; nein, lassen Sie das Kind nur ins Leben; der liebe Herrgott wird es nicht verlassen und es schützen, wenn wir zwei es nicht mehr können!"

Gar viel und mancherlei hatte die Generalin gegen Elisabeths Vorhaben einzuwenden. Der alten Dame wollte es nicht zu Sinne, daß ein Glied ihrer alten Familie dienen sollte, denn Gouvernante oder Dienerin zu sein, das war in ihrer Vorstellung ziemlich dasselbe. Aber da sie nicht im stande war, ihrer Großnichte ausreichende Existenzmittel zu hinterlassen, und diese sich gegen die Aufnahme in ein solches Stift sträubte, so mußte sie wohl oder übel mit schwerem Herzen die Einwilligung geben, daß Elisabeth ihre Studien fortsetzen durfte, um früher oder später ihr Examen als Lehrerin bestehen zu können. Scheinbar gab die Tante wohl nach, bei sich selbst aber hoffend, daß irgend ein glücklicher Zufall das Lebenslos ihres Lieblings glänzend umgestalten würde.

Für Elisabeth aber stand der Plan für ihre Zukunft fest. Als sie sich allein in ihrem Zimmerchen sah, kniete sie an-

dächtig nieder, bat Gott um Stärke für ihren Vorsatz und gelobte sich, fleißig und strebsam zu sein, bis sie im stande sein würde, sich selbst, ohne fremde Hilfe durch das Leben zu bringen!

Im Nachbarhause.

Anders als in der Generalin stillem Gemache beging man den Tag im Nebenhause. Der prachtliebende Großhändler hatte eine zahlreiche Gesellschaft in seinen schönen Sälen versammelt und alle beeiferten sich, Leonie die besten Glückwünsche darzubringen. Wie eine Prinzessin stand die Tochter des Hauses da, mit huldvollem Lächeln die Glückwünschenden anhörend und einem jeden von ihnen mit ein paar freundlichen Worten dankend. Keine Befangenheit, keine Unsicherheit zeigte sich in den jugendlichen Zügen; man sah es, Leonie war es bereits gewohnt, in der Gesellschaft zu erscheinen, gewohnt, sich Aufmerksamkeiten dargebracht zu sehen; zumal heute, bei einem kleinen Feste, das ihr zuliebe war veranstaltet worden.

Glückstrahlend, in Entzücken versenkt, hörte der Vater die Schönheit seiner Tochter preisen, ihre Liebenswürdigkeit, Grazie und ihren feingebildeten Geist bewundern.

Wäre unsere junge Heldin nicht die Tochter eines so angesehenen Mannes gewesen, sie hätte kaum solches Aufsehen gemacht und wäre auch wohl nicht als Schönheit gepriesen worden, denn ihr von dunklem Haar reich umrahmtes Gesichtchen konnte weder für regelmäßig, noch gar für ideal gelten, dazu sah das Näschen gar zu keck in die Höhe (es war eigentlich eine kleine Stumpfnase, aber das konnte und wollte natürlich niemand zugestehen) und der Mund war nicht fein genug geschnitten. Aber die roten, etwas aufgeworfenen Lippen wußten so herzig zu lachen und zeigten dann so niedliche Zähne, daß es niemand eingefallen wäre, diesen Mund häßlich zu finden.

Etwas wirklich Hübsches in dem Antlitze des jungen Mädchens aber waren die großen, dunklen Augen, von schönen Brauen überschattet; diese Augen hatten die Eigentümlichkeit, daß sie beständig zu lachen schienen, auch wenn das ganze Gesicht sonst ernsthaft war.

Dann aber besaß das verzogene Kind noch etwas, das selten vergebens an die Herzen der Menschen klopft: sein Wesen war durch und durch natürlich, und diese Natürlichkeit gewann Leonie die Liebe von alt und jung und milderte selbst den Tadel der Mißgünstigen und Neider.

Um den Eindruck, den das junge Mädchen machte, am besten wiederzugeben, lassen wir die Frau des Hausarztes der Waldmanns, die Doktorin Wengler, sprechen, sie wendete sich gerade zu ihrer Nachbarin mit der Frage: „Nun, liebe Rätin, sagen Sie mir, wie gefällt Ihnen Leonie? Sie sehen sie doch gleich mir zum ersten Male als junge Dame gekleidet?“

„Ja,“ nickte die Gefragte, „und ich muß sagen, ich bin entzückt von ihrem Auftreten; ich finde die Erscheinung des Fräuleins im höchsten Grade auffallend und bedeutend.“

„Auffallend! Da haben Sie recht,“ erwiderte die Doktorin, „daß sie das ist, dafür haben Schneider und Friseur reichlich gesorgt. Aber Bedeutendes kann ich an der jungen Leonie nicht finden, ihr Putz macht sie viel zu alt; ihrem lebhaften Gesichtchen, der zarten Gestalt würde ein jugendlich schlichter Anzug und vor allem eine einfache Haartracht vorteilhafter stehen.“

„Sie lieben von jeher die Einfachheit,“ meinte die Rätin.

„Das tue ich, ja! Gott sei Dank, ich habe niemals der Mode gefrönt!“ Nach diesen mit vielem Selbstbewußtsein gesprochenen Worten strich die kleine Doktorin die Falten des schwarzen Taffetkleides, das sie fast immer trug, mit vieler Behaglichkeit zurecht.

Als die Gesellschaft durch die Diener mit Kuchen und Kaffee versorgt war, erscholl aus den jüngeren Kreisen überall die Frage: „Was wollen wir tun?“ — „Tanzen!“ rief die Mehrzahl der jungen Leutchen, „Tanzen!“ wiederholte der Chor.

Nur Leonie schüttelte den Kopf und sagte: „Heute wird nicht getanzt, das leide ich nicht!“

„Woher dieser grausame Ausspruch aus so lieblichem Munde!“ erdreistete sich Referendar Schlosser zu fragen, der seit langer Zeit ein Hausfreund der Waldmanns war und sich die Rechte eines solchen einräumte.

„Weil ich es nicht passend finde. Ich stehe an einem Wendepunkte meines Lebens, der heutige Tag gehört daher dem Ernste, den rauschende Vergnügungen nicht verwischen sollen!“

„Was muß ich hören?“ rief der Referendar. „Gnädiges Fräulein, wie kommen Sie zu solchen altmodischen Ansichten? Hat die Rede des Rektors oder des Klassenlehrers vermocht, Sie zu bestimmen, am heutigen Tage dem Vergnügen so heldenmütig zu entsagen?“

„Sie irren, mein Herr,“ rief Leonie ärgerlich. „Von heute an zähle ich zu den Erwachsenen und lasse mir nichts mehr von meinem Lehrer gebieten. Aus freiem Willen habe ich meiner Freundin versprochen, heute so und nicht anders zu handeln!“

„Ah, Ihrer Freundin! Wohl der Nichte jener Dame aus dem vorigen Jahrhundert, nicht wahr? Nun, dann wundert es mich nicht, solche Ideen zu vernehmen; die junge Dame kann freilich nicht moderne Anschauungen entwickeln, von zwei Antiquitäten erzogen, muß sie antidiluvianischen Grundsätzen huldigen!“

Ein allgemeines Gelächter belohnte die Worte des Referendars, aber Leonie rief erregt: „Herr Schlosser, wenn Sie ferner mein Freund bleiben wollen, so hüten Sie sich, meine teuersten Freunde, die Generalin von Klingsberg und das Fräulein Elisabeth von Hildern zu verspotten!“

„Ich bitte tausendmal um Vergebung,“ sagte demütig der Zurechtgewiesene, „es war ja nicht so schlimm gemeint; wie würde ich Ihren Zorn auf mich Armen herabziehen wollen. Denken Sie, teures Fräulein, daß mein Groll gegen diese Damen nur aus Ihrer Strenge entspringt, mit der Sie uns am heutigen Tage so unbarmherzig das Tanzen verbieten!“

„Was gibt es denn hier? Ist ein Krieg ausgebrochen?“ fragte der Großhändler, zu der dichten Gruppe tretend, die die beiden umstand.

„Jawohl, ein Krieg! Ein Krieg gegen veraltete Ansichten.“

„Und wer stellt sich in meinem Hause des Fortschritts auf einen überwundenen Standpunkt?“

„Ihr eigenes Fräulein Tochter!“ beeilte sich der Referendar zu erwidern. „Fräulein Leonie will nicht tanzen, weil sie es am heutigen Tage für sündhaft hält!“

„Ha, ha,“ lachte der Großhändler. „Ich hätte kaum von meiner Leonie geglaubt, daß auch sie ihre sentimentalen Anwandlungen hat. Ha, ha, nicht tanzen willst du, weil es sündhaft ist?“

„Ich bitte dich, Vater, spotte nicht!“

„So, du willst, daß ich dein kindisches Betragen gutheißen soll? Nun wohl, so sage ich dir: bisher warst du ein Kind und durftest deinen Launen und Einfällen folgen, von heute an bist du eine junge Dame und mußt lernen, die Pflichten einer solchen zu erfüllen. Die erste Pflicht aber in der Gesellschaft ist, seinen Gästen zu Gefallen leben; deine Gäste wollen tanzen, du wirst mit Vergnügen ihrer Bitte entsprechen. So verlange ich es von meiner Tochter, so wünsche ich es! — Geh auf dein Zimmer und kleide dich um.“

Tränen traten in Leonies Augen, so vor aller Welt sich zurechtgewiesen zu sehen, ihre guten Absichten, ihre Wünsche aufgeben zu müssen. Aber wiewohl sich tausend Widersprüche in ihrem Herzen regten, so wagte sich doch kein einziger über ihre Lippen; sie kannte des Vaters Strenge in solchen Dingen, sie wußte, sie mußte gehorchen.

Auf ihrem Zimmer angelangt, warf Leonie sich auf das Sofa, barg ihr Antlitz in den Händen und weinte bitterlich.

„Von heute an,“ schluchzte sie, „dachte ich meine eigene Herrin zu sein, und heute schon schlägt mich die Konvenienz und die Sucht meines Vaters, mit mir zu glänzen, in Fesseln. O, ich bin recht, recht unglücklich!“

In diesem Augenblicke rauschte die Mama ins Zimmer. Ohne sich um die Tränen der Tochter weiter zu kümmern, setzte sich Frau Waldmann neben sie, umschlang ihr Kind sanft und sagte: „Schätzchen, Schätzchen, wie kindisch, wie töricht! Ich weiß, was vorgefallen ist, weiß, daß meine kleine Leonie sich in den Augen der Welt ein wenig lächerlich gemacht hat. Aber das ist alles noch gut zu machen; in deinem Alter hat eine solche Schwärmerei noch ihr Recht, man wird, wenn man dein Benehmen hört, höchstens lächelnd sagen: ‚Das liebe unerfahrene Kind!‘ Ja, wärst du eine kleine Bürgerstochter, so würde dir diese Sentimentalität vielleicht gleich einen würdigen Mann verschafft haben. Aber, mein Kind, du darfst niemals die Stellung vergessen, zu der du, gottlob, in der Welt geboren bist! In den Kreisen, denen wir angehören, ist es nun einmal nötig, daß man stets und immer zu glänzen sucht, sonst könnte man den schwer errungenen Platz in der Gesellschaft leicht verlieren. Mein Kind, man hat es deinem Papa und mir noch nicht vergessen, daß wir früher, ehe das Talent deines Vaters sich solchen Reichtum erwarb, nicht zu den Auserwählten der ersten Zirkel gehörten, darum ist es umso notwendiger, daß unsere Kinder stets und immer zeigen, daß sie für diese Höhe erzogen sind und daß ihr Wesen so sei, wie es in diesen Kreisen Sitte und Mode mit sich führen. Du hast die Schule jetzt hinter dir. Die weiche Stimmung, welche die heutige Feier in dir hinterlassen haben mag, sollte doch jetzt als überwunden gelten können. Nun ziehe dich für das geplante Tänzchen um, meine Tochter, mache dich schön. Der anbrechende Frühling machte zwar der Saison für jetzt ein Ende, aber es ist gut, wenn man im voraus weiß, wer in der zukünftigen die Herrscherin sein wird! Ich hoffe, Leonie, du wirst alles dazu tun, dich zu dieser zu erheben, deiner Mutter diesen Triumph zu bereiten!“

Leonie weinte noch immer und ließ ihr Köpfchen hängen.

„Du antwortest mir nicht, meine Tochter, willst du mir Trotz bieten, dich mir widersetzen?“

„Gewiß nicht, meine Mutter, das will ich nicht, aber ich gab Elisabeth mein Wort, für heute fest zu bleiben Muß ich es wirklich brechen?“

„Wenn dir die Erfüllung eines so kindischen Versprechens teurer ist als die Zufriedenheit deiner Eltern, so widersetze dich unserem Willen!“

„Nein, liebste Mama, das will ich nicht, ich werde gehorchen. Ich werde es Elisabeth sagen, daß mir keine Wahl blieb, und sie wird zufrieden sein. — Aber ich werde kein Vergnügen haben, das weiß ich!“

„Je nun, mein Kind, das findet sich,“ lächelte begütigend Frau Waldmann, „ich kenne dein leicht bewegliches Gemüt; ich wette, daß du die ernsten Mienen deines Antlitzes mit dem düsteren Gewande abstreifest. — Aber nun eile dich, eile dich, Leonie, du erzürnest den Vater durch so überlanges Verweilen!“

„Was soll ich anziehen, Mama? Hat Berta mein Mullkleid gebügelt?“

„Nein, mein Herzchen, es war keine Zeit dazu, aber kümmere dich nicht, ich habe an alles gedacht und für alles gesorgt.“ — Geheimnisvoll ging die Mutter zur Türe hinaus, die Tochter erwartungsvoll zurücklassend, und als sie bald darauf, von dem Mädchen Leonies gefolgt, eintrat, trug dieses auf seinen Armen das duftigste Kleid, das jemals aus kleinen, weißen Krepppuffen und Atlasrüschen zusammengesetzt wurde.

„Da, mein Kind, mit diesem Kleide sollst du dich schmücken,“ rief die Mutter freudestrahlend, „das wird dich weit schöner kleiden als das dunkle Gewand.“ Und mit eigener Hand begann sie der Tochter bei der Toilette behilflich zu sein und drückte auf ihr dunkles Haar einen Kranz von den rosa angehauchten Rosen, die man Mädchenerröten nennt.

In der Tat sah die zarte, elfengleiche Gestalt Leonies reizend in dem Wirrwarr von Puffen, Spitzen, Rüschen und Bändern aus, der die Kleider heutiger Zeit zusammensetzt, und wenn der Rosenkranz auch die kunstvolle Frisur verdrückte, so verlieh er dem Gesichte des jungen Mädchens einen weit lieblicheren

und passenderen Schmuck, als die damenhaften Löckchen, Scheitel und Haarflechten. Die Mutter lächelte ihr hübsches Kind selig an und malte sich im Geiste schon das Entzücken der Gesellschaft aus, mit welchem diese ihre Tochter begrüßen würde.

Und Leonie — dachte sie auch ferner noch an die ernste Bedeutung dieses Tages? An die guten Vorsätze, die sie vor ein paar Stunden gefaßt hatte? Ach nein, das war alles bald vergessen. Als das junge Mädchen sein Bild so schön und geputzt im Spiegel erblickte, da wurde es wieder die echte Tochter seiner Eltern und die Freuden der Welt die Herrscher, denen es sich willig ergab. Dankbar umarmte Leonie die freigebige Mutter und rief fröhlich aus: „Ach, was ihr gut seid, du und Papa, wie ihr mich mit neuen Gaben überhäuft! Ich war töricht und undankbar, als ich euch zu trotzen wagte. Vergib mir, ich werde es nicht mehr tun. Wenn Elisabeth anders die Stunden des heutigen Tages verbringt, so folgt sie darin dem Wunsche ihrer Tante, nun wohl, ich folge dem Verlangen meiner Eltern! — Aber nicht wahr, Mama, wenn Elisens Lebensweg und der meine sich auch von heute vielleicht oft trennen werden, es wird darum doch möglich sein, ihr mein Gelübde zu halten, ihr immer eine treue Freundin zu bleiben?“

„Gewiß, meine Tochter,“ erwiderte gütig Frau Waldmann. „Ich habe deinen Verkehr mit dem jungen Mädchen stets mit günstigen Augen angesehen; ich liebe Elise und würde sie gerne an den Vergnügungen teilnehmen lassen, welche dir der Reichtum deiner Eltern gestattet und welche Elisabeth die Beschränkung ihrer Tante verbietet, aber der Hochmut der Generalin schlägt jedes derartige Anerbieten aus. Mich ärgert solche Überhebung unbeschreiblich! Doch jetzt komm, komm, wie passen solche Gespräche zu deiner feengleichen Erscheinung!“

Und die schöne Tochter mit sich führend, kehrte sie mit derselben zu der Gesellschaft zurück. Ein „Ah“ der Bewunderung empfing das junge, so schön geschmückte Mädchen, und jeder wollte der erste sein, der mit dieser Sylphe im munteren Tanze dahinschwebte.

Glückstrahlend nahm Leonie alle die Huldigungen entgegen, die ihr in so reicher Anzahl zu teil wurden. Sie war die gefeiertste aus der Schar der jungen Damen, die hier versammelt waren, das fühlte sie und das machte, daß ihre Laune immer lustiger und übermütiger wurde, und daß sie meinte, dieser Abend sei der schönste ihres Lebens.

Soeben war eine Quadrille beendet worden. Leonie wurde von ihrem Tänzer, einem jungen Leutnant, an ihren Platz zurückgeführt; hier traf sie auf ihren Vater, der vergnügt die freudeglühende Tochter empfing; sie auf die vom Tanzen geröteten Wangen klopfend, sagte er: „Nun, mein Kind, was sagst du nun, bist du dem Tanze noch gram?“

„Nein, gewiß nicht, mein Vater, wie sollte ich auch,“ rief die kleine Eitle stolz, „ist es nicht ein herrliches Gefühl, sich verehrt und gefeiert zu sehen? O Papa, werde ich es lange bleiben?“

„Solange deine Jugend, deine Schönheit, und vor allem deine Liebenswürdigkeit dauert,“ entgegnete dieser.

„O, sie sollen lange, sie sollen immer währen, stets will ich so selig wie heute sein!“ rief Leonie erregt.

„Glückliches Mädchen,“ flüsterte eine etwas Vernachlässigte ihrer noch mehr übersehenen Schwester zu, „glückliches Mädchen! O wie ich diese Leonie beneide!“

„Unglückliches Kind,“ hätte sie sagen sollen, „wie ich dich beklage! Wer soll dich führen und behüten, dir den rechten Weg weisen, wenn selbst deine Eltern, deine ersten Leiter dein Ohr vergiften mit fader Schmeichelei, dein Herz verlocken und verflachen in törichter Vergötterung des Glanzes und wertlosen Flitters? Wer soll dich hinweisen auf die wahren Güter des Lebens, wer dich stärken und dir Vertrauen geben, auf den Einzigen, der uns im Unglück zu trösten vermag! Im Unglück, das keinem Menschenkinde für immer fern bleibt!“

Arme Elisabeth im Nachbarhause, die du angewiesen sein wirst auf deine eigene Kraft, du bist reicher als dieses Mädchen, denn du hast eine starke Seele, einen festen Glauben, einen

unerschütterlichen Mut. Die arme Leonie aber gleicht dem schwankenden Rohre; wer wird sich schützend ihrer erbarmen, wenn die Stunde schlägt, in der sie erkennen muß, wohin sie die Hohlheit und Leerheit der eigenen Eltern geführt hat!

Jetzt schläfst du ruhig, du liebliches Kind; du lächelst im Traume, du gedenkst der Triumphe, welche der heutige Abend dir brachte, deiner Gelübde aber denkst du nicht mehr, die du heute kindlich frommen Herzens getan; sie sind vergessen. — O Engel des Traumes! führe der jungen Schläferin das Bild ihrer liebenswürdigen Lehrerin vor Augen, laß sie es aus ihrem Munde noch einmal warnend vernehmen: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ Aber dann, Leonie, laß kein spöttisches Lächeln deine lieblichen Züge verunschönen und nimm den schönen Spruch auf in dein Herz; so allein wirst du die Kraft finden, den verderblichen Einflüssen der eigenen Eltern zu entgehen!

Die Freundinnen.

Was Elise sich an dem ersten Tage gelobt, hielt sie mit treuem Fleiße, und mit größerem Eifer noch als bisher lag sie ihren Studien ob, lernte Sprachen und Literatur, übte sich im Zeichnen und in der Musik. Anders aber war es mit Leonie; mit der Schulzeit hatte auch die Zeit des Lernens ein Ende, und außer der Musik, deren Übung ihr Freude machte, tat sie nicht das geringste mehr, ihre Kenntnisse zu bereichern. Elise sah betrübt, daß die Richtung der geliebten Gespielin eine immer gehaltlosere, flachere wurde, und doch konnte sie derselben darüber nicht zürnen, ihr keinen Vorwurf machen. War es doch der eigene Vater, der seiner Tochter so falsche Lehren gab. „Liebes Kind,“ sagte er oft zu dem Mädchen, „danke Gott, daß du nicht nötig hast, deine besten Jahre über den

langweiligen Büchern zu verbringen, wie deine Freundin es muß. Du bist reich, schön, liebenswürdig; Männer genug werden sich um dich bewerben, auch wenn du keine Gelehrte bist. Ja, vielleicht gerade deshalb, denn im Vertrauen gesagt, liebe Leonie, die gelehrten Frauen sind den Männern ein Greuel, und das Mädchen, das sich den Wissenschaften ergibt, sollte von vornherein das Gefallenwollen aufgeben, denn sie wird niemals bei den Männern Glück haben!"

Derartige Lehren paßten der flatterhaften Leonie nun gar sehr, sollte sie doch herrschen und gefallen ohne Mühe, ohne sich den Kopf über den langweiligen Büchern zerbrechen zu müssen. Ihre einzige Sorge bestand in dem Studium der neuesten Moden und in dem Sinnen auf reiches, wechselvolles Vergnügen. Man sollte wohl denken, daß die verschiedenen Anlagen und Bestrebungen der beiden Freundinnen sie voneinander ziehen, sie trennen würden, dem aber war nicht so. Die Liebe zu einander lebte so tief in den jungen Seelen, daß es keinen Augenblick gab, in welchem sie sich entfremdet fühlten.

Leonie, die selbst so leichtblütig, so flatterhaft durchs Leben eilte, erkannte doch sehr gut, wie ehrenhaft Elisabeths Streben, wie achtungsvoll ihr unermüdlicher Fleiß war, und da sie sich selbst unfähig fühlte, sich einen solchen aufzuerlegen, so sah sie mit Bewunderung auf die Freundin; in ihre Liebe mischte sich noch eine Art von Verehrung und das gefeierte Mädchen fühlte sich stolz durch die Freundschaft der unbeachteten, wenig gekannten Elisabeth. Dieser nun gewährte Leonies heiterer Umgang eine wahre Erquickung. Wenn sie ihrer Pflicht genügt und stundenlang eifrig studiert, sich ihr Köpfchen auch wohl mit einer Reihe langweiliger, schwülstiger Regeln beschwert hatte, dann lebte sie auf in dem heiteren Geplauder mit der alten Gespielin, dann fühlte sie, daß auch sie jung und daß sie fröhlich sein konnte, dann lachten und sprangen die zwei in dem alten Garten, der hinter der Generalin Hause gelegen war, und in den sorglos dahineilenden Gestalten hätte man schwer das studierende, stets ernste Mädchen aus den Lehr-

stunden oder die verwöhnte, oft übermütige Dame der Gesellschaft erkannt.

Selten gab es wohl trotz der Verschiedenheit der beiden einen Freundschaftsbund, der so rein, so hingebend, so unverfälscht war. Das ist ja eben der Liebe heilige, große Macht, daß sie alle Unebenheiten ausgleicht, alle Gegensätze verbindet.

Die langen, schönen Sommerabende, die dem Frühling folgten, fanden Elisabeth stets im Garten; dort las sie unter dem Schatten uralter, blühender Linden gute Bücher, dort geleitete sie die hinfälliger werdende Tante sanft und liebevoll auf ihren kleinen Spaziergängen. Aber hatte Leonie einen Abend frei und kam ins Nachbarhaus, dann winkte die Generalin der alten Barbara, sie zu begleiten. Die liebevolle alte Dame konnte es sich nicht versagen, die beiden jungen Mädchen ihrer Fröhlichkeit zu überlassen.

Umso trauriger war daher für alle der Gedanke, daß dieses glückliche Beisammensein eine Unterbrechung erleiden, daß Leonie mit ihren Eltern ein nahegelegenes Seebad besuchen sollte.

Leonie, gewohnt, ihre Meinung frei herauszusagen, jammerte laut über diese Trennung und drang in Elisabeth, sie in das Bad zu begleiten, da die Reise ja in die Zeit ihrer Ferien fiele. Elisabeth schüttelte dann verneinend das Haupt und sagte, daß es weder ihre Zeit, noch die Sorge um die Gesundheit der geliebten Tante gestatten würde.

Die Generalin aber überdachte sich Leonies Vorschlag reiflich und beriet ihn mit der alten Barbara. Elisabeths Gesundheit war von dem schnellen Wachstum und dem angestrengten Lernen sehr geschwächt; ihre zarte, durchsichtige Gesichtsfarbe ließ die Tante oft recht besorgt werden; es war sicher, daß ein Aufenthalt in stärkender Seeluft, daß Bäder in den kräftigenden Wellen des Meeres dem zarten Kinde wohltun und seine Gesundheit befestigen würden.

In früheren Jahren war die Generalin wohl selbst mit den Ihren ins Bad gegangen, das aber ließen ihre geringen Mittel und noch weniger ihr Gesundheitszustand jetzt nicht zu;

daher entschloß sich die um ihre Nichte Besorgte, das junge Mädchen den Eltern Leonies anzuvertrauen.

Zum ersten Male ging sie ins Nachbarhaus hinüber. Es war ein schwerer Gang für die alte aristokratische Dame, bittend bei denen zu erscheinen, die sie oft in ihrem Innern als Emporkömmlinge bezeichnet hatte.

Aber man machte es ihr leicht, das gute Herz Frau Waldmanns und auch wohl die Genugtuung, die ihr Stolz erfuhr, daß Frau von Klingsberg endlich einmal die Pracht ihrer Einrichtung sah, ließ sie die alte Dame sehr liebenswürdig empfangen. Nur als dieselbe von einer Entschädigung zu sprechen begann, die sie den Waldmanns für den Aufenthalt Elisabeths anbot, empörte sich der Geldstolz der reichen Frau; sie lehnte dieses Anerbieten entschieden ab. Als sie jedoch die stolze Würde sah, mit der die Generalin bedauerte, daß Elise dann dem Genusse und der Erholung entsagen müsse, da imponierte ihr das Wesen der alten Dame dermaßen, daß sie, sie wußte nicht wie, auf den Vorschlag einging.

Froh, ihr Anliegen so gut zu Ende geführt zu haben, wurde die Generalin wärmer und mitteilender, als sie es je zu sein pflegte, und auf Frau Waldmanns Frage: „Was sagen die gnädige Frau zu unseren neuen Möbeln?“ erwiderte die Gefragte zur großen Freude der Frau des Hauses: „Sie sind schön; ich habe eine solche Pracht seit meiner Jugendzeit, seit ich bei Hofe war, nicht gesehen!“

Mit tausend Komplimenten und der Bitte, den freundschaftlichen Besuch recht bald zu wiederholen, wurde die Generalin verabschiedet, und Frau Waldmann ward nachher nicht müde, Reden wie „Als meine Nachbarin die Generalin von Klingsberg bei uns war“, oder „Selbst die Generalin sagt, so wie wir habe es nur der König“, in ihre Gespräche zu flechten. Und war sie zu Elisabeth stets schon aus Liebe zu Leonie freundlich gewesen, so überhäufte sie dieselbe von nun an mit Freundschaftsbeweisen und erzählte aller Welt, wie sehr sie sich freue, daß Elise von Hildern sie in das Bad begleiten werde.

Die jungen Mädchen selbst schwebten nun in einem Meere von Glück; Leonie in der Aussicht, die geliebte Freundin so ungeteilt bei sich haben zu dürfen, und Elisabeth in dem Glücke, vier Wochen lang frische, freie Seeluft atmen zu dürfen.

Nun gab es in Waldmanns Hause viel zu tun. Wie wurden „Bazar“ und „Modenwelt“ studiert, um die neuesten Badetoiletten zu ersehen! Wie wurden Modistinnen und Schneider in Bewegung gesetzt, die Familie mit allem zu versehen, was Menschenwitz und Erfindung als notwendig für den eleganten Badereisenden hingestellt hat.

Weit schneller waren die Vorbereitungen im Nebenhause beendet, obgleich auch Elisabeth zu der Reise ausgestattet wurde, aber diese Ausstattung war bald vollendet. Sie bestand in einem Reiseanzug von einfachem grauem Mohair, einem Morgenrocke von englischem Leinen und ein paar Musselinkleidchen. Elise war überglücklich. Solch einen Reichtum an Kleidern hatte sie lange nicht besessen; glückstrahlend zeigte sie denselben der teilnehmenden Freundin. Obgleich Leonies Geschmack gewöhnt war, an weit aufgeputzteren, kostbareren Dingen Gefallen zu finden, so konnte sie doch nicht umhin, die Feinheit und Noblesse der Generalin zu bewundern, die in den Schnitten der einfachen Stoffe zum Ausdruck kam; sie bat ihre Mutter, ihr die gleichen Sachen, wie Elise sie hatte, fertigen zu lassen. Aber da kam sie schlecht bei Frau Waldmann an. Gut und nachsichtig, bis zur Schwachheit, gegen die Tochter, hielt sie doch streng an ihrem Willen fest, sobald es sich um die Toilette derselben handelte; geputzt und reich sollte Leonie jeden Augenblick erscheinen, das wollte sie. So kam es denn, daß das junge Mädchen bereits an keinem Geschenk, keiner Kostbarkeit mehr Freude fand, man hatte es übersättigt. Gewohnt, in tausend Rüschen und Fältchen und Schleifen zu stecken, begann Leonie Elisabeths Einfachheit, die ihr weit nobler und gediegener erschien, zu beneiden. Aber was Leonie dem Anzug Elisabeths zuschrieb, lag nicht allein in dem Schnitt der Kleider, vielmehr in dem ganzen Auftreten des jungen Mädchens, das sich durch

Ruhe, Würde und Mäßigung auszeichnete. — Ganz anders war es mit Leonie. Immer lebhaft, immer beweglich, zeigte sie sich niemals den Augen in jener anmutigen Ruhe, die so wohl tut. Und wie das Äußere der Mädchen verschieden voneinander, war es auch die Art und Weise ihres Benehmens. Während Leonie unstet von einem Gespräche zum anderen sprang, immer sprach, unterbrach, dem Redenden selten mit Aufmerksamkeit zuhörte, konnte man mit Elisabeth über die verschiedensten Gegenstände eingehend sprechen; immer war man gewiß, eine teilnehmende Zuhörerin an ihr zu finden, die ihre Antworten mit Bescheidenheit und Klugheit zu geben verstand.

Es lag in der Natur der Sache, daß Leonie auch in dem Badeorte wieder die Aufmerksamkeit mehr auf sich zog als Elisabeth. Letztere mußte man erst kennen lernen, um sie zu würdigen oder zu lieben; bei Leonie genügte es, sie zu sehen, ihre munteren Antworten, ihre kecken Fragen zu hören, um sich für sie zu interessieren und sie lieb zu gewinnen.

Leonie erregte viel Interesse und sie sah es mit Vergnügen; ja das verwöhnte Kind lebte sich so fest in seine Verblendung ein, daß es beleidigt ward, wenn sich ihm Menschen nahten, die es gleichgültig behandelten.

In demselben Hause, das der Großhändler mit seiner Familie bewohnte, logierten noch mehrere Badegäste. Unter diesen war es ganz besonders ein Gutsbesitzer Hoffmann, welcher mit seiner Frau und zwei engelgleichen Mädchen von vier und fünf Jahren Waldmanns Interesse erregte. Herr Hoffmann selbst war kränklich und daher viel an das Haus gefesselt. Da war es ihm nun eine willkommene Zerstreuung, wenn der weltgewandte und vielgereiste Herr Waldmann sich zu ihm gesellte und ihm die Zeit durch seine interessanten Erzählungen vertrieb.

Madame Hoffmann war eine junge Frau, sie mochte etwa dreiundzwanzig Jahre zählen. Sie konnte keinen Anspruch auf Schönheit machen, aber ihr liebenswürdiges, heiteres Wesen

machte sie allen angenehm, und ihre rührende Liebe zu dem älteren und kränklichen Manne verlieh ihr ein verklärendes Licht.

Für Frau Waldmann freilich war diese Bekanntschaft nichts; die Hoffmanns machten ja keine Partien, Wasserfahrten und Bälle mit; sie mußte sich andere Leute suchen. Die vergnügungssüchtige Frau fand gar bald, was sie wünschte: gleichgesinnte, vornehme Müßiggänger, denen die Natur nur Reize bietet, wenn sie dieselbe in großer Gesellschaft genießen können, die ihre Sprache nicht zu verstehen vermögen.

Elisabeth aber schloß innige Freundschaft mit der pflichtgetreuen jungen Frau, und die Stunden, die sie mit ihr auf der luftigen Veranda von dem Logierhause, den dichten, würzigen Tannenwald vor sich, verlebte, wurden ihr bald die liebsten ihres Badelebens.

Was Elisen gefiel, das war auch für Leonie geweiht. Oftmals gesellte sie sich jenen beiden zu, verwundert den ernsten, tiefen Gesprächen folgend, die jene führten. Aber lange hielt diese Zuhörerschaft doch niemals an. Mit einem Male konnte Leonie aufspringen, davonlaufen und sagen: „Ich suche mir lustigere Gesellschaft!“ Dann lächelte Klara Hoffmann und sagte zu Elisabeth: „Ich habe selten ein Wesen gekannt, das so dem Ernste entflieht; wird der Ernst des Lebens sie auch stets fliehen?“

„Gott gebe es,“ antwortete Elisabeth aus ganzem Herzen. „Sie ist eine Blume, die nur in den Strahlen des Glücks erblühen kann; Gott möge ihr das Glück erhalten, denn sie verdient es; Leonie hat das beste Herz von der Welt!“

„Das glaube ich,“ erwiderte Klara, „aber bis jetzt ist es zu leicht beweglich; ich fürchte, es wird ihr noch viel zu schaffen machen.“

„Wie meinen Sie das, verehrte Frau?“ fragte Elise angstvoll.

„Je nun,“ lächelte diese, „das ist nicht so schwer zu ver-

stehen. Ich meine, Leonie sollte sich hüten und nicht so schnell Interesse für jemand fassen, ehe sie weiß, ob die betreffende Persönlichkeit eines solchen Gefühls würdig ist!"

„Ich verstehe Sie nicht," sagte Elise verwundert.

„Wie," rief Frau Klara erstaunt, „sollten Ihnen wirklich die Bemühungen Leonies entgangen sein, den Rittmeister von Oldenburg dort drüben in seinen Huldigungen zu ermutigen? Mich hat Leonies Betragen schon öfters im geheimen erzürnt; ich begreife Eltern nicht, die das gestatten!"

„Sie machen mich unglücklich!" rief Elisabeth, in Tränen ausbrechend. „Leonie, meine Leonie hat Ihr Mißfallen erregt, und Sie sind so gut und nachsichtig. Dann freilich muß sie unrecht getan haben. Aber wann und wie — bitte, sagen Sie mir's — hat sie sich vergangen? O, ich will sie warnen, sie wird es nicht wieder tun."

„Mein liebes Kind," erwiderte Frau Hoffmann, „das läßt sich Ihnen gegenüber schwer auseinandersetzen: ein solches Unrecht, das ein junges Mädchen begeht, besteht in der Hintansetzung seiner weiblichen Würde, oft nur in einem Worte, einem Blicke; das fühlt sich besser, als es sich sagt."

„Aber, mein Himmel," rief Elisabeth erschrocken, „wenn das so schwierig ist, so weiß Leonie sicher nicht, daß sie unrecht tat, so kann mir niemand dafür stehen, daß ich es selbst heute oder morgen auch tue."

Die junge Frau sah das Mädchen liebevoll an, drückte einen Kuß auf seine Stirn und sprach: „Seien Sie unbesorgt, liebe Elisabeth, Sie werden ein solches Unrecht nie begehen. Ihr angeborenes Taktgefühl, Ihre Erziehung, Ihre Mädchenhaftigkeit schützt Sie davor!"

„Aber wie soll ich erkennen, wenn Leonie sich falsch benimmt?" fragte beunruhigt Elise.

„Ich selbst werde Sie bei der nächsten Gelegenheit darauf aufmerksam machen," sagte Frau Hoffmann. „Bis dahin lassen Sie Leonie ihren Weg gehen und sagen Sie nichts."

Diese Gelegenheit fand sich bald genug.

Eine Rose und ihre Folgen.

Am anderen Tage hatten die Familien Waldmann und Hoffmann gemeinschaftlich den Kaffee auf der Veranda eingenommen. Frau Waldmann ging ins Zimmer, um einen Brief an die Wirtschafterin in der Stadt zu schreiben und ihr Aufträge zu erteilen. Die Herren zogen sich auf die andere Seite des Hauses unter ein luftiges Leinwandzelt, wie man es in jenen Ostseebädern hat, zurück, um in Ruhe und behaglichem Geplauder eine Zigarre zu rauchen. Frau Hoffmann und Elisabeth, jede mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, sprachen voll Entzücken über die Frithjoffage, die sie am Vormittage miteinander gelesen hatten. Leonie, die an solcher Lektüre kein Vergnügen fand, konnte nicht mitsprechen und blätterte gelangweilt in einem französischen Roman, den sie aus Mangel an Sprachkenntnis nur halb verstand. Irma, die jüngere Schwester Leonies, tat, was sie gewöhnlich zu tun liebte, sie horchte zu und warf hin und wieder ein vorlautes Wort oder eine unpassende Frage ins Gespräch. Mit einem Male lachte Leonie laut auf, sprang lebhaft empor und hob, sich bückend, vom Boden eine prachtvolle rote Rose auf.

„Seht, was ich da habe!“ rief sie fröhlich.

„Sind wir mit Zauberern umgeben,“ hub scherzend Klara Hoffmann an, „daß diesem tannenen Boden plötzlich solche Blüten entsprießen?“

„Die Rose wurde uns hereingeworfen, zu meinen Füßen fiel sie nieder,“ sagte Leonie mit vor Selbstbewußtsein glänzenden Mienen.

„Wie schön sie ist,“ meinte Elisabeth, die Rose bewundernd prüfend, „ein seltenes prachtvolles Exemplar für diesen Sandboden; du bist ein Glückskind, Leonie!“

„Nicht wahr?“ rief diese voll Übermut. „Ja, ich muß es

wohl sein, wenn Amor selbst sich zur Erde neigt, mir seine Lieblingsblumen zuzuwerfen!"

„Ha, ha, Amor, ein netter Amor!" rief überlaut lachend Irma. „Ich habe nicht gewußt, daß Amor so gedrechselt einhergeht und einen so langen Schnurrbart trägt!"

„Von wem sprichst du, Irma?" fragte Elise.

„Nun, von ihm, dem Spender der Rose, von — Amor, wie meine Schwester sagt," und das Kind lachte wieder hell heraus.

„Hast du gesehen, wer die Blume hereinwarf?" fragte Frau Hoffmann.

„Nun, natürlich," antwortete Irma, „ich hatte ja sonst nichts zu tun, als mir die Vorübergehenden anzusehen. O, es war ein Ritter ohne Furcht und Tadel!"

„So nenne ihn mir!" rief ungeduldig Leonie.

„Das werde ich wohl bleiben lassen," erwiderte schnippisch die jüngere Schwester, „deine Neugier soll dich quälen. Bist du etwa so freundlich mit mir? Habe ich dich nicht so sehr um deine kleine rosa Atlasschärpe gebeten, die zu meinem neuen Kleide so gut passen würde, und hast du sie mir gegeben?"

„Nein, aber du sollst sie haben, sage mir nur schnell, wer es war, der mir diese Rose zuwarf?"

„Wer anders als dein getreuer Courmacher, Rittmeister Oldenburg!" erwiderte lachend Irma. „Na, wenn ich einmal groß bin, schaffe ich mir sicher hübschere Liebhaber an, als einen solchen pomadisierten Affen!"

„Du bist ein abscheuliches Mädchen, Irma, ich werde es der Mama sagen!"

„Das kannst du, die sagt mir doch nichts!" erwiderte das ungezogene Kind und sprang lachend davon, seine Unarten an anderen Orten fortzusetzen.

Klara und Elisabeth arbeiteten emsig an ihren Stickereien, sie mochten ihrer Empörung über Irmas unwürdiges Betragen keinen Ausdruck geben. Leonie saß scheinbar gleichgültig da, zerstreut mit der Rose spielend. Mit einem Male sprang sie auf und nahm ihren Hut.

„Willst du ausgehen, Leonie?“ fragte Elise.

„Ja, an den Strand.“

„Darf ich dich nicht begleiten?“

„Nein, ich habe mich mit Mary und Eugenie Marneaux verabredet, und du liebst ja diese Französinnen nicht; ich würde dir zuliebe gern ihren Umgang meiden, aber Mama wünscht ihn, weil sie hofft, daß wir denselben im Winter fortsetzen können, da die Familie einige Monate in unserer Stadt bleiben wird.“

„Liebe Leonie,“ sagte Elisabeth, „wenn du meine Begleitung ausschlägst, so weiß ich, daß es zwar in der besten Absicht geschieht, aber ich würde doch gerne mit dir gehen. Der Weg bis zum Strande ist weit; ich finde es etwas gewagt, wenn du solch eine Strecke durch den Wald allein zurücklegst!“

„Bin ich ein Kind, Lieschen, daß ich mich fürchten sollte? Sei ruhig, ich werde mich nicht verirren und Hexen und Kobolde gibt's im Walde nicht!“

„Aber fahrende Ritter,“ schaltete Klara ein.

„Die fürchte ich nicht, denen weiß ich den rechten Weg zu weisen!“ antwortete übermütig Leonie, indem sie die prächtige rote Rose auf ihrem weißen, mit schwarzen Spitzen garnierten Strohhut befestigte.

„Was tust du da?“ rief Elise erschrocken.

„Ich stecke die hübsche Rose auf den Hut; sieh nur, wie schön sich das macht, jetzt wird mich der Hut noch einmal so gut kleiden!“

„Nimm die Blume herunter, Leonie, ich bitte dich!“

„Warum?“

„Weil du dem Geber dadurch zeigen würdest, wie sehr du dich darüber freust!“

„Umso besser, so werde ich oft so schöne Rosen erhalten, und Eugenie Marneaux wird wütend sein!“

„Aber der Rittmeister wird sich einbilden, daß seine Blumen dir teuer sind!“

„Mag er; vorderhand vertreiben mir seine Galanterien die

Langeweile des Badelebens, und ich werde den Triumph haben, über diese Eugenie, die so voller Einbildung ist, den Sieg davonzutragen!"

„Liebste, beste Leonie, weißt du, daß du unrecht handelst?"

„Beruhige dich, Lieschen, mache dir meinetwegen keine Sorge, kleine Sittenpredigerin! Wir Menschenkinder sind gar sehr verschieden; dir macht es Vergnügen, große, mächtige Begebenheiten aus der Vorzeit zu lesen, das ist mir zu hoch; ich meinesteils sorge dafür, daß ich kleine, pikante Erlebnisse erlebe, das ist meine Freude. Chacun à son goût! — Sorge dich nicht um mich; ich liebe so lange die Rosen, bis ich nötig finden werde, die Stacheln zu zeigen!" Mit diesen Worten eilte Leonie davon, noch ehe der Freundin Zeit zu einer Antwort verblieb.

Als das Rosenhütchen und seine Besitzerin im Dunkel des Waldes verschwunden waren, sagte Elisabeth zu Klara: „Leonie begeht einen großen Fehler, nicht wahr?"

„Gewiß," erwiderte die junge Frau, „und ich freute mich des richtigen Gefühls, das Ihnen im Augenblick klar machte, daß Leonie die Rose nicht anstecken durfte!"

„Ach, mein Gott, und ich habe sie nicht zurückhalten können," jammerte Elise, „was wird der Rittmeister von ihr denken und sagen?"

„Daß Leonie ein kokettes, leicht zu eroberndes Mädchen ist," antwortete Klara ernst.

„Ach, meine arme Leonie!" rief Elisabeth weinend. „Sicher denkt sie sich gar nichts Böses bei ihrer Handlungsweise."

„Das glaube ich zu ihrer Ehre auch," tröstete die junge Frau. „Wenn das Mädchen eine Ahnung hätte, wieviel es sich durch ein solches Benehmen vergibt, so würde sein Stolz allein es davon zurückgehalten haben, nicht zu sprechen von der Frauenwürde, die das nicht vermochte. Aber Leonie ist gewohnt, gedankenlos in den Tag hineinzuleben und das zu tun, was ihr gefällt. — Was sich für eine junge Dame in der Toilette schickt, wie sie sich kleiden muß, um zu gefallen,

das lehrt man sie täglich, aber ich habe noch nicht ein einziges Wort von ihrer Mutter darüber vernommen, das Lehren des guten Tones und der Sittsamkeit enthalten hätte. Armes Mädchen! wer ihr gutes Herz doch gewinnen und leiten könnte!"

„O, ich kann es, ich kann es," rief Elisabeth, „Leonie liebt mich, sie weiß, daß auch ich ihr von Herzen ergeben bin; auf mich wird sie hören, wenn ich sie bitte, auf dem Wege, wohin Gefallsucht und Gedankenlosigkeit sie führen, umzukehren!"

„Mein liebes Kind," antwortete Frau Hoffmann, „Sie werden vergebens Ihre Macht als Freundin versuchen, Sie sind jung, nur um ein weniges älter als Leonie, Sie sind arm an Erfahrung, wie sollte die Irrende Ihnen mehr Einsicht zutrauen als den eigenen Eltern?"

„So sprechen Sie mit der Armen, liebe Klara, Ihnen wird sie sicher nicht widerstehen!"

„Sie vergessen, daß ich eine Fremde bin, daß es mir schlecht anstehen würde, mich zwischen Eltern und Tochter zu stellen!"

„Wer aber soll sie denn warnen und zurückhalten, wenn uns die Macht dazu fehlt?"

„Lassen Sie Gott dafür sorgen, meine Freundin. Er wird nicht dulden, daß ein Herz, wie das Leonies, verdorben werde!"

Still weinte Elise vor sich hin; nach einer Weile sagte sie: „O, wie böse ich auf den garstigen Rittmeister und seine Rose bin; wenn er sie nur wenigstens nicht damit geschmückt sähe!"

„Das wird kaum geschehen," meinte die junge Frau. „Um diese Zeit wird der Held nicht am einsamen Strande zu finden sein; jetzt ist es der Garten vor dem Kursaale, der unsere jungen Löwen versammelt."

Getröstet durch die Aussicht, daß Herr von Oldenburg wenigstens nicht die Unbesonnenheit Leonies erfahren würde, atmete Elisabeth erleichtert auf, und als in diesem Augenblicke die Wärterin mit der kleinen Hedwig und Lucie erschien, vergaß das junge Mädchen in der Beschäftigung mit Frau Hoffmanns lieblichen Kindern bald den Gram um der Freundin gedankenloses Handeln. — —

Leichten Herzens und fröhlichen Sinnes eilte Leonie dahin, sich im voraus auf die neidischen Mienen der jungen Bekannten freuend, wenn dieselben ihre kostbare Rose erblicken würden. Freilich war es in dem Badeorte nichts Seltenes, daß die jungen Damen heimlich übersandte Sträuße zu den Abendunterhaltungen erhielten, und diese Aufmerksamkeiten hatte Eugenie noch öfter als Leonie empfangen. Aber neu, ganz neu war es, eine kostbare Blüte am hellen Tage einem Mädchen zu Füßen zu werfen, und in diesem Gedanken, wie angebetet sie sei, strahlte das Gesicht Leonies vor Eitelkeit und Vergnügen.

Als sie so, kaum des Weges achtend, dahinschritt, trat ihr grüßend die Gestalt eines jungen Mannes entgegen — es war der Rittmeister.

„Welches Glück, Sie hier zu sehen, gerade Ihnen in diesem Tannenhaine zu begegnen," rief er.

„Herr Rittmeister, Sie hier? — Welcher Zufall führt Sie zu dieser Stunde in den Wald?"

„O nennen Sie es keinen Zufall, gnädiges Fräulein, nennen Sie es vielmehr die mächtige Sympathie des Herzens, der ich folgen mußte, nicht ahnend, welches Glück mir hier werden sollte!"

„Von welchem Glück sprechen Sie?"

„Von dem, das die Begegnung mit Ihnen mir bereitet, Fräulein Leonie!"

„Nun, Herr Rittmeister, wenn es Ihnen Freude macht, mich zu sehen und zu sprechen, so wird Ihnen diese ja oft genug zu teil, vergeht doch fast kein Tag, an dem wir uns nicht im Kurgarten begegnen." Mit diesen Worten suchte Leonie ihre Befangenheit zu verbergen und der Unterhaltung eine scherzhafte Seite abzugewinnen. Aber der Versuch mißlang vollkommen. Ihr Begleiter schien heute durchaus in keiner scherzhaften Stimmung zu sein; er sagte vielmehr mit einem starken Anflug von Sentimentalität: „Was will das Sehen vor allen heißen, das Begegnen in der bunten, gefühllosen Menge! Hier unter dem grünen Dome, unter dem blauen Himmel an Ihrer Seite hinschreiten zu dürfen, allein mit Ihnen,

in Ihr himmlisches Auge sehen zu können, die Musik Ihrer engelhaften Stimme zu hören, das ist Hochgenuß!"

Wenn aber der Rittmeister glaubte, durch so wohlfeile Reden Leonies Herz zu rühren, so irrte er sehr. Was ihm bis jetzt in ihren Augen ein Interesse verliehen, war seine Freimütigkeit, sein kühnes, männliches Benehmen, das ihn den Weg gewöhnlicher Schmeichler vermeiden ließ. Daher erweckten seine sentimentalen Worte nur die Lachlust des jungen Mädchens und jede Beklommenheit verschwand mit dem Tone, in welchem Leonie sagte: „Was ist über unseren ritterlichen Helden gekommen, welcher Gedanke hat den kühnen Flug seiner Seele umnachtet, daß er ein armes, schutzloses Mädchen im düsteren Walde mit Worten entsetzt, die einem kranken Poeten von sechzehn Jahren kaum zu verzeihen wären? Ich danke dem Himmel, daß sich dort der Wald zu lichten beginnt, und hoffe, daß ich auf dem vielbetretenen Dünenwege eine lustigere Gesellschaft finde. Sie, mein Herr, sind für heute Ihres Dienstes entlassen!"

Der Rittmeister, welcher den Eindruck wahrnahm, den seine ungewöhnlichen Worte auf seine junge Begleiterin gemacht hatten, veränderte als gewiegter Weltmann geschmeidig seine Taktik und antwortete lachend: „Brav, Fräulein Leonie, so gefallen Sie mir! Gerade heraus die Wahrheit sagen, das Herz auf der Zunge tragen, das ist recht. Alle jungen Damen könnten von Ihnen lernen, und ich, der ich Ihre Natürlichkeit, Ihre Ungeschminktheit kenne und liebe, konnte mir das Vergnügen nicht versagen, zu prüfen, wie wohl ein Liebhaber von Ihnen behandelt werden würde, der sich Ihnen voll Schwärmerei naht. Nun, ich bin zufrieden, es würde dem Armen schlecht genug ergehen!"

Des Rittmeisters List war geglückt, Leonie glaubte, daß er nur einen Scherz gemacht hatte, und somit entging er der Demütigung, sich abgewiesen zu sehen.

„Es würde jeder Art von Liebhabern schlecht bei mir ergehen," antwortete Leonie munter. „Ich hasse sie, ich begehre nur Freunde."

„Das ist ja herrlich," rief der Rittmeister fröhlich, „just mein Wunsch, meine Schwärmerei! Es gibt nichts Entzückenderes für einen Mann, als eine reizende junge Dame zur Freundin zu besitzen, als wahrer Ritter sie aus treuer Freundschaft zu beschützen. Fräulein Leonie, geben Sie mir Ihre Hand, lassen Sie uns Freunde sein!"

„Aber Sie haben ja bereits eine andere Freundin; Eugenie sagt niemals anders, wenn sie von Ihnen spricht, als: ‚Mein Freund, der Rittmeister.'"

„Da tut mir die junge Dame eine unverdiente Ehre an, nach welcher ich noch niemals gestrebt habe," sagte der Rittmeister leichthin. „Sie sollen meine einzige Freundin sein, Fräulein Leonie, wollen Sie, so schlagen Sie ein!"

Leonie, die unbedachtsame, eitle Leonie, deren Stolz sich geschmeichelt fühlte, daß der eleganteste Kavalier des ganzen Bades um ihre Freundschaft warb, schlug in die dargebotene Hand und sagte: „Gut, Herr Rittmeister, wir wollen Freunde sein, aber nur Freunde, nichts als Freunde!"

Der Glückliche küßte zustimmend die dargereichte Hand, bei sich selber denkend: „Kleiner Backfisch, du warst leicht zu fangen!" Laut aber sagte er: „Nun, liebe Freundin, wohin geht eigentlich der Weg?"

„Über die Dünen, zum Strande! An der Mooshütte will ich mit Mary und Eugenie Marneaux zusammentreffen."

„So weit also heißt's marschieren?" sagte der Rittmeister mit überraschter Miene, obgleich er das Ziel längst wußte; hatte Eugenie ihn doch von dem beabsichtigten Spaziergang in der Hoffnung benachrichtigt, daß er vielleicht dann „zufällig" auch erscheinen würde; der Begehrte hatte es jedoch vorgezogen, seiner neuesten Flamme „ganz zufällig" zu begegnen und Eugenie in ihren Hoffnungen zu betrügen.

„Beste Freundin, lassen Sie uns lieber nicht den langweiligen Weg über den brennend heißen Sand einschlagen; ich will Sie einen Fußpfad durch den Wald führen, der uns die Hälfte der Strecke erspart!"

„Ist das auch ganz gewiß?“

„Sie können sich auf Ihren Ritter verlassen!“ Bei diesen Worten bog der Rittmeister in einen wenig betretenen, düster schattigen Waldsteig.

„Aber ist es auch schicklich, daß wir zwei so miteinander allein gehen?“ fragte Leonie.

„Ja, sind wir denn nicht Freunde, nur Freunde und nichts als Freunde, wie Sie selbst es gesagt?“

„Allerdings, ach ja, das hatte ich vergessen. Es ist doch recht geschickt, einen Freund zu haben!“

„Der Weg ist ein wenig uneben, geben Sie mir den Arm, Leonie!“

„Ich danke, ich kann sehr gut allein, ohne Ihre Hilfe gehen.“

„Das ist Eigensinn, und Eigensinn duldet nur der Liebhaber, nicht aber der Freund. Ich will Sie stützen, geben Sie mir Ihren Arm.“

Und mit liebenswürdiger Tyrannei schob der Rittmeister Leonies Arm in den seinigen und hielt ihn so fest, daß sie ihm denselben nicht wieder entziehen konnte.

„Mir wird um mein Versprechen bange,“ sagte das Mädchen. „Ich fürchte, Sie werden ein sehr tyrannischer Freund!“

„Nur zu Ihrem Besten, glauben Sie es, Leonie!“

„Und Sie nennen mich Leonie, das erlaube ich nicht, das schickt sich gar nicht, ich bin konfirmiert, also kein Kind mehr, zu einer jungen Dame aber sagt man ‚Fräulein!‘“

„Ja, ganz recht, dieses Titels bedienen sich die Fremden, aber sollte ein Freund keine Vorrechte haben, zumal ein so alter, väterlicher Freund, wie ich es bin?“

„Sie alt?“ konnte Leonie sich nicht enthalten laut lachend zu bemerken.

„Ja, alt,“ beteuerte mit komischem Ernste der Rittmeister, „das heißt im Verhältnis zu Ihnen. Ich wette, Sie sind nicht über sechzehn Jahre alt, kleines Fräulein?“

„Getroffen, sechzehn Jahre, drei Monate und drei Tage!“

„Ein respektables Alter, allerdings! Nun sehen Sie, daß

ich mich gut einen väterlichen Freund nennen kann, ich bin ja gerade noch einmal so alt als Sie. Da hat es doch wohl nichts zu bedeuten, wenn ich ‚Leonie' sage, nicht wahr?"

„Zweiunddreißig Jahre ist allerdings nicht jung," überlegte Leonie. „Aber ich weiß doch nicht, ob ich Ihrer Bitte die Erfüllung gewähren darf; man würde diese Vertraulichkeit unpassend finden."

„O niemand, niemand soll eine Ahnung davon haben! Vor der Welt will ich Sie immer ‚gnädiges Fräulein' heißen, aber wenn wir zwei allein, als Freunde bei einander sind, dann werde ich Leonie sagen! — Darf ich?"

„Nun meinetwegen."

„O Dank, tausend Dank! — Aber wie werden Sie mich nennen?"

„Nun natürlich: ‚Herr Rittmeister!'"

„O, wie fremd, wie abscheulich klingt das. Sie müssen anders sagen."

„Also: ‚Herr von Oldenburg!'"

„Ah, das ist noch häßlicher! — Nennen Sie mich Hugo, das ist mein Vorname."

„Nein, das tue ich ganz gewiß nicht!" rief Leonie erschrocken.

„Aber ich dächte doch, als Freunde!"

„So weit dehne ich meine Freundschaft nicht aus."

„Sie sind böse, Leonie!"

„Nein, das bin ich gewiß nicht. — O, und jetzt weiß ich einen Ausweg, ich nenne Sie gar nicht!"

„Was soll das heißen?"

„O, das ist leicht zu verstehen, ich umgehe die Anrede."

Der Rittmeister sah wohl, daß er für dieses Mal keine weiteren Zugeständnisse erreichen würde, und er mußte sich selbst gestehen, daß er bereits weiter gekommen war, als er zu hoffen gewagt hatte. Um daher seine Begleiterin nicht stutzig zu machen, hielt er sich in seinen Gesprächen von jetzt an in den Grenzen eines freundschaftlichen Verkehrs, sprach von Bekannten, von Konzerten, Bällen und wie er sich darauf freue,

mit Leonie die großen Tanzkränzchen zu eröffnen; im voraus engagierte er sie zu der ersten Tour zum Herbstfeste.

Leonie schwamm in einem Meere von Glück. Sich so sehr im voraus des ersten Tänzers der Stadt versichert zu sehen, hatte sie nicht im Traume gehofft, denn durch ihn mußte ihr unbestritten der Rang einer Ballkönigin werden, das war gewiß.

Und das junge Mädchen merkte es nicht, daß der Weg immer länger wurde, daß die Schatten des Waldes sich immer dunkler färbten und daß der Steig statt zum Strande immer tiefer in das Dickicht führte. — Da erweckte ein runder Platz mit zierlich von Efeu umrankten Bänken die Achtlose. „Wo sind wir?“ fuhr sie auf.

„An den Steinbänken! Parbleu, wir sind verirrt. Welcher Zauber hat uns in diese Einsamkeit geführt?“

„Ihre Unachtsamkeit und meine Leichtgläubigkeit, mit der ich Ihnen folgte; wie werden wir uns jetzt zurechtfinden?“

„Das ist das wenigste, dieser Platz ist mir bekannt, und ich weiß den Weg genau, der uns in einer halben Stunde nach dem Kurorte führt; ich werde nicht zum zweiten Male fehlen.“

„Aber Mary und Eugenie, was werden sie denken, wenn ich nicht zu ihnen komme; was werden sie denken, wenn sie erfahren, daß ich die ganze Zeit mit Ihnen im Walde war?“ rief Leonie, vor Verdruß fast weinend.

„Sie werden es nicht erfahren; wir werden es ihnen, wie überhaupt niemand sagen. Geben Sie vor, Sie hätten sich allein verirrt, Leonie; das ist bei den vielen Kreuz- und Querwegen dieses Waldes keine Unmöglichkeit; man wird Ihnen glauben und die Sache ist abgemacht.“

„Aber ich werde genötigt sein, die Unwahrheit zu sprechen, und ich verabscheue die Lüge!“ rief Leonie entrüstet, warf sich erschöpft auf die Steinbank nieder, löste ihren Hut der Wärme wegen und warf ihn achtlos neben sich auf das Gestein. Der Hut rutschte und fiel zur Erde — die Rose löste sich von ihm ab. Das junge Mädchen hob den Hut empor und legte ihn vorsichtig neben sich, die Blume ließ sie liegen.

„Sind Sie der armen Rose gram?“ fragte der Rittmeister in einem halb traurigen, halb zärtlichen Tone, vor dem Leonies Zorn sogleich verschwand; sie bückte sich, hob die Rose auf und befestigte sie an ihrem Gürtel, indes sie sagte: „Nein, ich habe Rosen gern.“

„O, so lassen Sie mich hoffen, daß Sie auch dem Geber derselben nicht mehr zürnen!“ rief der Rittmeister zärtlich, sich neben sie setzend.

Leonie rückte ein wenig von ihm weg und sagte: „Ich zürne Ihnen nicht mehr; aber nun führen Sie mich auch schnell nach Hause.“

„Nicht eher, als bis ein Kuß von diesem Rosenmund die Verzeihung besiegelt!“ rief der Rittmeister lebhaft und versuchte seine Arme um die Überraschte zu schlingen.

Aber schnell wie der Blitz war Leonie emporgesprungen und stand mit zornfunkelnden Augen dem Rittmeister gegenüber, indem sie mit bebender Stimme rief: „Sie haben mir heute eine große Lehre gegeben, mein Herr. Bisher hielt ich jeden Mann, den die Gesellschaft hochstellte, für ehrenhaft; ich sehe, wie töricht das war, und von heute an traue ich keinem mehr. Ein Mann, der das Vertrauen und die Unerfahrenheit eines Mädchens auf diese Art auszubeuten sucht, ist verächtlich! — O Elisabeth! warum folgte ich deiner Warnung nicht, warum mußte die Eitelkeit mich verlocken, mit dieser Blume zu prunken! Was anders als meine Unüberlegtheit hat Sie so keck gemacht? Ich zerreiße die falsche Blüte vor Ihren Augen, und wie ich sie hier in den Staub werfe, so ist die Freundschaft zwischen uns zerrissen und in Staub verwandelt! Ich gehe, folgen Sie mir nicht, ich werde den Weg auch ohne Sie zu finden wissen!“

So schön wie in diesem Augenblick war Leonie noch nie gewesen. Stolz und Zorn belebten ihr Antlitz und ließen ihre Gestalt größer erscheinen. Die feste Überzeugung, mit der sie ihre Worte dem dreisten Manne entgegenschleuderte, verlieh ihnen ein solches Gewicht, daß der Zurechtgewiesene stumm

und still in starrem Schrecken versunken stehen blieb, bis Leonies weißes Gewand längst im Grün des Waldes verschwunden war.

Aus seiner Betäubung erwacht, fuhr der Rittmeister wild auf, stampfte mit dem Fuß und rief: „Verdammte kleine Hexe, das sollst du büßen! Du sollst erfahren, was es heißt, mir, dem schönsten Manne der ganzen Stadt, so zu begegnen. Du magst meine Rache fürchten!“ Verächtlich die Blätter der Rose mit dem Fuße fortstoßend, trat er den Rückweg an. —

Leonie eilte in atemloser Hast vorwärts auf dem ersten besten Wege; zu ihrem Glück hatte sie den kürzesten eingeschlagen, der sie in kurzer Zeit ihrem Hause zuführte.

Dort kam ihr Elisabeth besorgt entgegen; bereits waren Mary und Eugenie ohne sie vom Strande zurückgekehrt.

„Leonie, wie siehst du aus, so erhitzt, so verwirrt, und wo ist deine schöne rote Rose geblieben?“

„Ich habe sie verloren. Laß dir das genügen und sprich nicht wieder davon; ich hasse sie, ich hasse alle Rosen der Welt!“

Ein harter Schlag.

Seit dem überraschenden Ausgang ihres Abenteuers war Leonie wie umgewandelt. Sie vermied es, an Lustfahrten und Spaziergängen teilzunehmen. Man sah sie nicht mehr in den Konzerten im Kursaal, ja sogar auf den Bällen fehlte sie.

Frau Waldmann war außer sich vor Zorn, daß ihre Tochter, ihre gefeierte, angebetete Tochter sich so unbegreiflicherweise allen Aufmerksamkeiten und Huldigungen entzog und der stolzen Eugenie so ohne weiteres die Herrschaft allein überließ.

Aber wie die Mutter ihr launenhaftes Kind auch zu überreden suchte, dieses Mal frommte es nichts, Leonie blieb fest, suchte keine öffentlichen Vergnügungen mehr auf, als Grund ihrer Weigerung stets dieses oder jenes Unwohlsein vorschützend,

in Wahrheit aber die Einsamkeit nur des Rittmeisters wegen suchend. Es war ihr mehr als verhaßt, mit ihm aufs neue zusammenzutreffen; sie konnte der Szene im Walde nicht gedenken, ohne daß die Röte der Scham auf ihren Wangen brannte, denn seine dreiste Forderung hatte es ihr klar gemacht, wie unüberlegt und unschicklich ihr Betragen ihm gegenüber gewesen. So viel war sicher, seine Achtung hatte sie verloren; denn wie könnte ein Mann, der ein Mädchen achtet, dergleichen wohl wagen?

Die Lehre, die Leonie so frühe und bitter erfahren, war ihr Glück. Zum ersten Male ging sie in sich und dachte über sich und ihr Benehmen ernsthaft nach; zum ersten Male verbarg sie ein Ereignis in ihrer Brust. Denn wie es ihr bisher unmöglich gewesen war, das geringste zu verschweigen, so hätte keine Macht der Welt vermocht, ihr das Geständnis der Vorgänge jenes unseligen Abends zu entreißen. Die Scham verschloß ihre Lippen.

So konnten Elisabeth und Klara es nur ahnen, daß ein Zwiespalt mit ihrem Verehrer sie diesem entfremdet hatte, und sie segneten den Vorgang, der Leonie von dem gefährlichsten und routiniertesten aller Männer befreite.

Da das junge Mädchen sich also gezwungen sah, den Freuden der Welt vorläufig zu entsagen, so schloß es sich natürlich inniger als je an ihre Freundin, und Klara, obgleich einige Jahre älter als die beiden anderen und verheiratet, wurde in diesem Bunde bald die dritte. Die Mädchen gewannen unendlich viel im Beisammensein mit einer so sanften, tiefen Frauenseele, wie sie Klara besaß. —

Leonie konnte sich nicht genugsam wundern, wie ihr die Zeit, die sie sonst in rauschenden Vergnügungen dahingebracht hatte, in dem innigen Umgang mit den Freundinnen, bei dem Lesen guter Bücher fast noch schneller verging als vorher, und sie war auf dem besten Wege, dem Flattersinn und der Vergnügungssucht auf immer zu entsagen, als ein Ereignis eintrat, das schnell in schmerzlichster Weise die drei Gefährtinnen trennte.

Es war an einem warmen, sonnigen Morgen, als die drei gemeinschaftlich vom Bade kamen. Gekräftigt und erfrischt waren sie den Wellen der See entstiegen und kehrten munterer denn je in ihre Wohnung zurück.

„Da, Elise, ein Brief für dich," rief Irma, dem jungen Mädchen mit demselben froh entgegenspringend.

„Ah, Nachricht von daheim!" rief Elisabeth, warf einen Blick auf die Adresse und brach erschreckt in die Worte aus: „Aber, mein Himmel, was bedeutet das? Nicht die Handschrift der Tante ist es, die mich grüßt — Barbara, die alte, nie schreibende Barbara ist es, die mir Nachricht gibt! — Verzeiht, meine Lieben, ihr seht es, ich bin in tödlicher Angst; auf meinem Zimmer muß ich allein sein und sehen, was dieser Brief mir bringt."

In atemloser Hast eilte Elise auf ihr Stübchen und erbrach mit zitternder Hand den Umschlag, das in ihm liegende Schreiben Barbaras mit Angst überfliegend. Der Brief lautete:

Mein geliebtes Lieschen!

Es fällt mir recht schwer, Sie aus Ihrem Glücke dort aufzutreiben, und zitternd nur leisten meine alten Hände Gehorsam, wenn sie Ihnen, teures Kind, schreiben: Kehren Sie so schnell wie möglich nach der Stadt zurück! — Ihre liebe Tante, meine gnädige Frau ist recht krank, und Sie, mein gutes Lieschen, werden Ihren ganzen Mut zusammennehmen müssen, um nicht beim Wiedersehen zu erschrecken. Die Frau Generalin liegt schwer danieder und sieht schrecklich aus. Bald nachdem Sie uns verlassen hatten, liebes Herzchen, fing die Tante stark zu husten an, und der alte Lungenschmerz quälte sie mehr denn je. Ich wollte Sie sogleich davon benachrichtigen, aber meine liebe Herrin wollte nichts davon wissen; sie sagte immer: „Das geht vorüber," aber nun seit ein paar Tagen ist sie weniger hoffnungsvoll, und als ich heute sagte: „Ich rufe das Kind zurück," da nickte sie bejahend mit dem Kopf. Auch der Herr Doktor gebot mir: „Schreiben Sie dem jungen Fräulein." So

habe ich's denn jetzt nach Pflicht und Gewissen getan. Zürnen Sie mir nicht, daß Sie durch mich so traurige Nachricht erhalten. Kommen Sie gleich, aber fassen Sie sich, treten Sie ja nicht geräuschvoll bei uns ein, die Tante ist sehr schwach. Bei alledem kann Gott ja noch helfen. Hoffen Sie auf ihn und beten Sie, daß er Ihnen Kraft und Ruhe verleihen möge, wenn der Ausgang schlimm sein sollte. Es erfleht für Sie, mein geliebtes Kind, und für die arme Kranke das Beste Ihre Sie von Herzen liebende untertänige

Barbara Kramer.

Starr vor Schrecken saß Elise mit dem Briefe in der Hand da. Eben noch so heiter, so hoffnungsvoll und nun ein Bild des Jammers! Wechselvolles Leben, wie wirst du nicht müde, Ebbe und Flut in der Menschen Herzen zu schaffen! —

Erst nach einer ganzen Weile begriff Elise, was dieser Brief ihr Schreckliches gebracht hatte. Die Tante, die treue, geliebte Pflegerin ihrer verwaisten Kindheit, sie sollte nun von ihr genommen werden auf ewig, denn daß es trostlos mit der Teueren aussah, das merkte Elisabeth wohl. Wäre ein Funken Hoffnung noch möglich gewesen, so hätte die zarte, rücksichtsvolle Barbara sicher anders geschrieben.

Heiße Tränen entströmten Elisens Augen, und ihr erster Gedanke war, hinunter zu eilen und ihren Schmerz laut klagend den Gefährtinnen mitzuteilen. Schon hatte sie die Türklinke in der Hand, um ihr Zimmer zu verlassen, da ertönte das Signal des ankommenden Dampfbootes, und sie erinnerte sich, daß dasselbe in einer Stunde bereits seine Rückfahrt antreten würde, daß sie sonach keine Zeit zu verlieren habe, falls sie noch heute nach Hause zurückkehren wollte. Und heim mußte sie; so bald als möglich wollte sie bei der armen Tante sein, die sie, wie ihr zartes Gewissen ihr vorwarf, nie hätte verlassen sollen. Nur dieses eine Schiff ging für heute noch nach der Stadt, mit ihm mußte sie fahren, und mit fliegender Hast begann sie ihren kleinen Koffer zu packen, indem sie heiß zu Gott

flehte: „Lieber Gott, gib, daß es noch nicht zu spät ist, gib, daß ich die Teuere noch am Leben finde!“

Und Stück um Stück packte die Angstvolle ein, und ihre kleine Habe war fast in dem Koffer geborgen, als sich die Tür öffnete und Leonie staunend darin stehen blieb, der Freundin Rüstung zur Abreise erblickend.

„Was tust du da, Elise?“ fragte sie erstaunt.

„Schnell hilf mir, Leonie, ich muß fort, gleich, mit dem nächsten Schiff, die Tante ist krank, da lies,“ und sie hielt der Eintretenden Barbaras inhaltschweres Schreiben entgegen.

„O du armes Kind,“ rief Leonie schmerzlich, nachdem sie den Brief durchflogen hatte, „du armes Kind, welchen trüben Tagen gehst du entgegen!“

Leidenschaftlich umschlang sie die geliebte Freundin, und beide Mädchen weinten vereint miteinander, Brust an Brust gelehnt.

„Ich gehe mit dir!“ rief Leonie.

„Das darfst du nicht, du kannst deine Eltern nicht verlassen, die angefangene Kur nicht unterbrechen!“

„Was liegt mir an ihr, was ist mir der Aufenthalt hier ohne dich!“ rief Leonie klagend.

„Schließe dich recht an Klara an, sie wird mich dir ersetzen; sie liebt dich, Leonie; von ihr können wir nur Gutes lernen, nur veredelt werden. — Aber die Zeit entflieht, schnell, liebe Leonie, rufe den Diener, daß er mein Köfferchen zum Landungsplatze trägt; es ist hohe Zeit, daß ich aufbreche. — Wo sind deine Eltern?“

„Auf der Veranda, ich will sie von deinem Vorhaben benachrichtigen! — Ach, Elisabeth, nun gehst du fort, nun ist mir zu Mute, als verließe mich mein guter Engel; nun werde ich mich recht, recht einsam fühlen! Elise, gib mir die Hand darauf, daß du mich immer, immer lieben wirst, wenn der Strudel der Welt mich auch anders machen sollte, wie du es hoffst und wünschest. Wirst du mich immer lieb haben, Lieschen?“

„Immer, Leonie, o gewiß, immer! — Wenn Gott mir den

schweren Schlag nicht erspart, wenn er wirklich die engelsgute Tante mir entreißt, dann bin ich ja so einsam auf weiter Erde, dann bleibt mir außer der alten Barbara ja nur dein Herz, Leonie, und das will ich mir eifersüchtig zu erhalten streben!"

Die Freundinnen küßten sich innig.

„Jetzt aber geh, Leonie, die Zeit verrinnt," mahnte Elise.

Die Botschaft, welche die Tochter den Eltern nun brachte, stimmte alle trüb und ernst. An und für sich schon war es ihnen leid, Elisens angenehme Gegenwart entbehren zu müssen; sie nun gar unter so trüben Aussichten fortzulassen, mußte zum Mitleid mit dem armen Kinde stimmen.

Der Abschied von Elisabeth war von allen herzlich und teilnehmend. Frau Klara riß sich nur mit Widerstreben aus den Armen des Mädchens, das sie in so kurzer Zeit lieben und schätzen gelernt hatte.

Herr Waldmann glaubte seiner Pflicht als Beschützer Elisens nicht anders zu genügen, als daß er die ihm Anvertraute selbst zurückführte. Umsonst bat Elisabeth, welche die Reise lieber still mit ihren Gedanken allein gemacht hätte, ihn, zurückzubleiben; er ließ sich nicht zurückhalten und wurde unterwegs nicht müde, ihr Hoffnung auf der Tante Genesung einzuflößen.

Dankbar erkannte das junge Mädchen seine Gutherzigkeit, aber dennoch fruchteten seine Worte nichts; eine bange Ahnung führte ihr beständig den Tod der geliebten Tante und ihre Verlassenheit vor Augen.

Durch diese Vorstellungen und den Zwang, den Worten des Großhändlers Gehör geben zu müssen, im höchsten Grade aufgeregt, erreichte sie zitternd die Stätte, die bisher ihre Heimat gewesen war. Würde sie es noch lange sein?

Dankend für seine Mühe reichte sie Herrn Waldmann die Hand, bebend die Treppe zu ihrer Wohnung hinaufeilend.

Im Korridor schon kam ihr Barbara entgegen. „Ich wußte, daß Sie kommen würden," sagte sie.

„Nun, Barbara, wie ist's? Du sagst mir nichts? Wie steht's mit meiner lieben, guten Tante?"

„Noch lebt sie," sagte Barbara leise.

„Noch? Wie? so ist also keine Rettung möglich?"

„Der Arzt hat alle Hoffnung aufgegeben. Der letzte Anfall war zu stark und heftig, und der Bluthusten hörte nach ihm nicht mehr auf."

„O, und das sagst du mir so ruhig, Barbara? Weißt du nicht, daß mir diese Worte das Herz zerreißen?"

„Ich weiß es. Und doch kann ich nicht anders. Der Arzt hat mir befohlen, Ihnen die ganze Hoffnungslosigkeit des Zustandes meiner Herrin mit Aufrichtigkeit zu schildern, bevor Sie zu der Kranken kommen. Denn das Aussehen der armen Generalin würde Ihnen gleich das Schreckliche verkünden, sie aber würde Ihre Angst und Ihr Entsetzen sehen, und das darf nicht sein: Aufregung ist Gift für sie, das größte, gefährlichste. Darum, mein Lieschen, dürfen Sie erst eintreten, wenn Sie ruhig sind."

„Ruhig? Glaubst du wirklich, daß ein Menschenherz ruhig sein kann, angesichts eines Schlages, wie er mich treffen soll? O nein, ruhig sein kann ich nicht, aber ich will mich zu bezwingen suchen. Führe mich ohne Sorge ins Krankenzimmer. Die Erziehung meiner Tante hat mich gelehrt, mich zu beherrschen; ich werde stark erscheinen können, wenn auch mein Herz blutet. — Fürchte nichts, Barbara, sieh mich nicht so angstvoll und prüfend an! Ich liebe meine Tante viel zu sehr, als daß ich ihre letzten Lebensstunden durch Aufgeregtheit und Fassungslosigkeit verschlimmern sollte; führe mich zu ihr!"

„Gott erhalte Ihnen diese Stärke und Kraft Ihr Leben lang, Sie werden sie nötig haben," sagte die alte Dienerin, das geliebte Mädchen mit Stolz und Bewunderung betrachtend.

Elisabeth hielt Wort, kein Blick, keine Miene verriet der Kranken das Erschrecken, das die Nichte bei ihrem Anblicke empfand, und dieses Erschrecken war groß. Wie es so oft bei Lungenleidenden zu gehen pflegt, hatte sich das alte Übel wie mit einem Schlage vergrößert und führte die Generalin nun unaufhaltsam dem raschen Tode entgegen. Fahl und gelb waren

die einstmals schönen und immer lieben Züge geworden; die geringste Bewegung wurde der Kranken schwer; matt lag die magere Hand auf dem Deckbette, kaum noch stark genug, den Druck der Liebe zu erwidern. Das Sprechen war zum Flüstern herabgesunken, und auch dieses erlaubte der Doktor nur im geringsten Maße. Die Kranke erfüllte geduldig alle Vorschriften des sorgsamen Arztes, denn sie hegte noch immer die Hoffnung auf Genesung.

„Sollte ich von dir gehen müssen, Elise," sagte sie nur einmal, „so findest du alle meine Bestimmungen und Wünsche genau aufgezeichnet in meinem Tagebuche; es liegt rechts in meinem Schreibtische." Auf die Frage, ob man nach der Tochter der Generalin und deren Gatten schreiben solle, erwiderte sie: „Laßt sie fortbleiben, sie ist dem Mutterherzen entfremdet; meine Tochter ist bei mir, bleibt bei mir!" Mit diesen Worten reichte sie Elisabeth innig die Hand. Ein so liebevoller Blick aus den alten treuen, blauen Augen der guten Pflegerin traf das junge Mädchen, daß dasselbe ergriffen niederkniete und seine heißen Lippen auf die welke Hand der Tante drückte.

So konnte die Generalin stundenlang liegen, Hand in Hand mit dem Kinde, das ihren Lebensabend mit schönen Blüten umgeben! —

Geduldig und ruhig weilte Elisabeth Stunden, ja ganze Nächte neben dem Krankenbette, zärtlich die Hand der geliebten Tante in der ihrigen haltend.

So saß sie auch eines Nachmittags, drei Tage nach ihrer Rückkehr, ruhig und still, und sie merkte es nicht, daß die Atemzüge der Schlafenden immer leiser und leiser wurden und daß die Hand in der ihrigen langsam erkaltete! —

Die Abendsonne schien durch den grünen Fensterbehang mit der altmodischen Landschaft; sie ließ das blonde Haar Elisens wie Gold in ihren Strahlen glänzen, und sie verklärte mit denselben Strahlen das friedliche Antlitz einer Heimgegangenen!

Der Abschied.

Die Tage, die nun folgten, waren eine schwere Prüfung für ein so junges, zartes Wesen wie Elisabeth. Von der Angst, von dem Nachtwachen war ihr Nervensystem so aufgeregt, daß sie kaum eine Stunde stärkenden Schlafes genießen konnte. In jeder Minute stand der Verwaisten ihr unersetzlicher Verlust vor Augen. Verlor sie doch mit der Generalin nicht allein ihre Mutter, denn eine solche war diese ihr gewesen, nein, mit diesen zwei Augen, die sich schlossen, schwand Heimat, Haus und Existenz hinweg! Nun war Elisabeth, das junge Mädchen von noch nicht ganz siebzehn Jahren, auf sich allein angewiesen; nun galt es zu betätigen, daß das, was sie sich mit ihrem Schulaustritte zugelobt hatte, nicht leere Begeisterung, hohler Wortschwall gewesen war; nun galt es aufzunehmen den Kampf mit der Welt mit so jugendlich schwachen Kräften.

Jetzt hieß es Abschied nehmen von allem, was dem weichen Herzen Elisens teuer gewesen. Nun war sie das Aschenbrödel, dessen Herrlichkeit mit dem Glockenschlag zwölf in nichts versank, ihr Glück, ihr Alles! —

Lebt wohl, ihr alten Räume, in denen so oft des Mädchens helles Lachen erklang, schon hatte der Besitzer das Haus an andere Mieter ausgeboten. Leb wohl, du schattiger Garten, du Zeuge der fröhlichen Spiele des Kindes, du Vertrauter seiner Pläne und Hoffnungen für die Zukunft! Leb wohl! du vor allem, treue Barbara! Nicht mehr, wie sonst, wird dein sorgender Blick über des Lieblings Gedeihen wachen. Nicht mehr, wie sonst, wirst du heimlich unschuldige Freuden für das Kind, das du so sehr liebtest, ersinnen!

Fern von dem Sterne deiner Augen wirst du deine Tage beschließen in dem alten Jungfrauenstift; ach, dir nur dieses

Asyl zu verschaffen, hat ja schon die Kräfte der alten, guten Herrin fast überstiegen.

Lebe wohl! du liebliches Stübchen, das Elisen gehörte, in dem sie lernte und strebte, in dem sie dachte und — betete! Wie lange wird es währen, bis ihr wieder ein so eigenes Heim gegeben wird? Kann sie es bei Fremden je so finden?

Lebe wohl! du gastliches Nachbarhaus, das dem einsamen Kinde sich stets so gern öffnete, das die Freundin zurückbehält, indes Elise von hinnen zieht! Ein Lebewohl für immer wird es vielleicht werden, ein trauriges, düsteres Lebewohl!

O wie tat es Elisabeth so wohl, an dem Herzen der Freundin alle diese Seufzer, diese Klagen auszuweinen. Denn Leonie war auf die Nachricht von dem Tode der Generalin allsogleich herbeigeeilt, die Freundin zu trösten und zu unterstützen.

Anfangs zwar regten Leonies leidenschaftliches Wesen, ihre lauten Klagen, ihr heftiges Weinen Elisens angegriffene Nerven noch mehr auf, denn ihr war das sogenannte Ausschreien des Schmerzes fremd. Von jeher gewöhnt, in allem, was sie traf, eine göttliche Hand zu sehen, die es ihr auferlegte, trug sie still den Gram in sich, beugte voller Ergebung das Haupt und betete gläubig um Kraft und Stärke.

Anders war Leonie. „Der Tod ist entsetzlich, schrecklich," rief sie aus. „Alles andere ist wieder gut zu machen, nur der Tod nicht; er gibt nicht mehr heraus, was er unbarmherzig in seinen Krallen hält!"

„Uns nicht," antwortete Elisabeth sanft, „aber einem besseren Leben öffnet er seine Grüfte, um die Ruhenden zu einem höheren Dasein zu erwecken!"

„Ja, so heißt es, so vertröstet man uns; aber Elisabeth, oft höre ich im Hause meiner Eltern andere Ansichten darüber. Tot ist tot, sagt mein Vater; noch niemand sei zurückgekehrt aus dem Schattenreiche, der uns Kunde von fernerem Sein gebracht hätte. Mit dem Tode höre alles auf. Körper und Seele können sich nicht trennen. Mit dem Körper stürbe auch die Seele, wie sie erst mit ihm wachse und werde. Das Leben

sei Selbstzweck, es gäbe kein höheres Ziel für uns Menschen, als dieses Leben nach allen Seiten hin zu genießen und auszubeuten. Alles andere sei Märchen!"

„O Leonie, leihe dein Ohr nicht solchen Gesprächen; weiche ihnen aus, soviel du kannst, denn du bist leicht zu verwirren und zu bestechen! Wenn sie dir den Glauben und mit ihm den Frieden nähmen, oh — das wäre mir noch schmerzlicher, als es jetzt der Verlust meiner geliebten Tante ist! Siehe, ich bin nur ein schlichtes, unwissendes Mädchen, verstehe nichts von philosophischen Aufstellungen, aber sie beirren mich nicht, nehmen mich nicht gefangen, keinen Augenblick! — Mit dem Tode meiner Tante wurde ich ganz zur Waise; ich stehe nun allein in der Welt — wie unglücklich wäre ich, wenn nicht der Glaube mich hielte: im Himmel droben hast du einen Vater, der dich halten und führen wird! — Und dieser Vater ist mir nahe, ich fühle es; sein Gebot leitet meine Handlungen, sein Wille hält mich von dem Bösen zurück! — Und meine Tante ist für mich auch nicht verloren, ihr Geist umgibt mich stets; bei allem, was ich tue, was ich denke, gibt ihre Lehre mir die Richtschnur, und wenn ich mich Abends niederlegen werde, so werde ich prüfend auf den Tag und meine Handlungen zurückschauen und mich fragen, kannst du alles vor Gott und deinem Gewissen verantworten? Hast du nicht gegen die Lehren und Wünsche der Verstorbenen gehandelt? Und wenn ich fühle, daß diese Leiter mit mir zufrieden sind, dann will ich ruhig einschlafen, dann kann ich jede irdische Stütze entbehren!"

„O wie du gut bist, Elise, wie du glücklich bist! Ich wollte, Eugenie hörte dich so sprechen, dann würde sie vielleicht nicht mehr sagen, nur die Beschränkten und Schwachen stützen sich auf den Glauben; der Starke brauche ihn nicht; er sei seines eigenen Glückes Schmied und verließe sich in jeder Lage des Lebens nur auf sich selbst."

„Ich hoffe, Leonie, du wirst dich durch eines solchen Mädchens leichtfertige Reden nicht beirren lassen. Frage einmal Eugenie, ob sie je schon ernstlich über den Zweck ihres eigenen

Daseins nachgedacht hat? Ich glaube es nicht; die unzähligen Vergnügungen, die sich in ihrem Leben stetig aneinander reihen, lassen ihr ja keine Zeit dazu. Eugenie ist keine Freundin für dich, meine Leonie."

„Das fühle ich selbst, da hast du nur allzu recht. Sie hat eine dämonische Macht über mich; in ihrer Gegenwart, bei ihren Gesprächen lerne ich Dinge erträglich, ja angenehm finden, die ich in deiner oder Klaras Gegenwart verabscheuen würde. O, ich weiß es wohl, Eugenie ist kein gutes Mädchen! Aber wer bleibt mir dann übrig? Klara geht bald fort mit ihrem Manne, der sich wieder wohler fühlt, und wenn ich nach der Stadt zurückkehre, dann bist du, meine einzige, meine liebste Freundin, wohl nicht mehr hier?"

„Nein, liebe Leonie, ich hoffe, daß mich der Onkel, der Schwiegersohn der guten Tante, mit nach Berlin nimmt, wenn er zum Leichenbegängnis kommt. Wir haben ihm telegraphiert, heute noch können wir seine Ankunft erwarten."

„Und du willst mit ihm?"

„Ich möchte es gerne."

„Treibt es dich so gewaltsam fort von der Stätte deiner Kindheit, von mir? — O Elisabeth, wenn ich auch nur ein leichtsinniges, flatterhaftes Geschöpf bin, so lieb' ich dich doch heiß und innig, und nicht so bald dürftest du ein Herz finden, das dir so treu ergeben wie das meinige ist!"

„Das weiß ich, Leonie, von deiner Liebe bin ich überzeugt, sie hat mir meine Kindheit so reich verschönt, sie wird mich in der Erinnerung stets beglücken. Es wird mir schwer, mich von dir loszureißen!"

„So bleibe bei mir," flehte Leonie, „mein Vater ist ja so reich, er ist gut, er behält dich gerne als seine Tochter, und wir werden Schwestern sein!"

„Halte mich nicht für undankbar," erwiderte Elise sanft, „wenn ich dieser verlockenden Aussicht entsage. Aber ich will auf eigenen Füßen stehen, will selbst für mich sorgen, nur so kann ich glücklich sein. Ich habe auch meinen Stolz, meinen

großen Stolz, und der besteht darin, daß die Leute einst sagen sollen: ‚Die alte siebzigjährige Frau, der wir es so verdacht haben, daß sie sich eines so jungen Kindes annahm, hat dennoch dieses Kind zu erziehen gewußt, daß es kein unnützes Geschöpf für die Welt wurde; im Gegenteil, es hat sich eine ehrende Stellung in der menschlichen Gesellschaft errungen.‘ Und damit ich dieses Ziel sobald als möglich erreiche, möchte ich nach Berlin. Dort sind bessere Lehranstalten als in unserem Städtchen, dort kann ich früher mein Examen bestehen und von dort aus erhalte ich auch eher eine passende Stellung.“

„Ach Elise, wenn du nun fortgehst in die weite, große Stadt, da wirst du bald deine Heimat und auch mich vergessen; du wirst mich nicht mehr lieben!“

„Leonie, du mußt mich durch solche Reden nicht kränken! — Was wird mir die große, reiche Stadt wohl sein? Ein Mittel zum Zwecke, weiter nichts. Glaubst du mit einem so traurigen Herzen, wie das meine jetzt ist, mit einem so ernsten Streben, wie es mich beseelt, könnte man Interesse nehmen an den Herrlichkeiten und Neuheiten der bewunderten Residenz? Nicht nur meine Trauerkleidung ist es, die mich fern halten wird von Vergnügungen und Festen, mein eigener Sinn sehnt sich nach Stille, nach einem ruhigen Plätzchen zur Arbeit, denn den Gram, die Sehnsucht nach der Verstorbenen und nach allem, was ich mit ihr verlor, muß ich allein in mir überwinden, ein wundes Herz heilt der Strom der Welt nicht. — Aber eine Bitte, liebe Leonie, habe ich an dich; laß mich oft Nachricht erhalten von dir, von den Deinen, von unserem Städtchen; ich fühle es, mein ganzes Sein ist hier festgewachsen, und der Abschied wird mir sehr, sehr schwer!“ —

Am Abend dieses Tages kam der erwartete Schwiegersohn der Verstorbenen, Obertribunalrat von Steinbach, aus Berlin. Es war ein kleines Männchen, hoch in den Vierzigen; seine elegant gekleidete Erscheinung hatte nichts Auffallendes, sein Gesicht zeichnete sich durch nichts Besonderes aus; es war eines von den Dutzendgesichtern. Seinem Aussehen also hatte er

es wohl kaum zu verdanken, daß die bildschöne Tochter der Generalin ihm als blühendes Mädchen von achtzehn Jahren ihre Hand reichte; aber da das, was ihm an äußeren Reizen fehlte, sein Reichtum ersetzte, war es ihm doch gelungen, die arme Ida von Klingsberg heimzuführen. Und die junge Frau von Steinbach hatte es nicht zu bereuen; der Charakter ihres Gatten ließ nichts zu wünschen übrig, er war sanft und verträglich. Das einzige, was der Herr Rat an seiner Gattin auszusetzen hatte, war deren große Vergnügungssucht; kein Tag, kein Abend verging, ohne daß die schöne Frau in Gesellschaften glänzen wollte. Das war nun eigentlich nicht nach dem Geschmack des Mannes; Herr von Steinbach liebte die Ruhe und die Bequemlichkeit über alles, fast noch über seine Frau, und nur höchst ungern ließ er sich von ihr in den Strudel der Vergnügungen reißen.

Jeder Anlaß, der ihn dieser Ruhe entriß, war ihm im höchsten Grade zuwider; so hatte er denn auch diese ihm aufgenötigte Reise nur mit Widerwillen und Verdruß angetreten.

Im voraus fürchtete er schon die Klagen und das Weinen der Hinterbliebenen, und sein Antlitz war daher in düstere Falten gelegt, als er das Trauerhaus betrat.

Er glaubte schon von Glück sagen zu müssen, daß das Schreien ihm nicht gleich beim Eintritt entgegenschallte, und war wirklich angenehm überrascht, als Barbara ihm zwar ernst und bekümmert, aber keineswegs aufgeregt und verweint entgegenkam. Sie stellte sich ihm als die Dienerin der Verstorbenen vor und er erkannte die treue Seele wieder, die er vor achtzehn Jahren schon, als er sich die Braut heimholte, bei der Generalin gesehen. Barbara führte ihn auf ein sauberes, für ihn hergerichtetes Zimmer, bat ihn, ein wenig von der Reise zu ruhen, indes sie eine Tasse Tee für den Herrn Rat besorgen wolle, und ließ ihn dann allein.

Erleichtert atmete Herr von Steinbach auf. Gottlob! man hatte ihn nicht gleich ins Totenzimmer geführt, und wie es schien, begehrte man auch von ihm kein Händeringen und Weh-

klagen. Nun, dann war ja alles schon gut, dann würden die schweren Tage schon vorübergehen.

Ein Klopfen an der Tür unterbrach seine Gedanken; Elisabeth war es, die den Tee für den Onkel brachte.

„Guten Tag, lieber Onkel," sagte sie. „Wie froh bin ich, daß Sie hier sind. Der Arzt sagte, wir dürften mit dem Begräbnis nicht länger warten, und da befürchteten wir, daß Sie sich verspäten könnten."

Bei diesen Worten kamen nun allerdings die gefürchteten Tränen zum Vorschein — aber es war kein heftiger Strom, kein lautes Schreien, wie es sich der Herr Obertribunalrat vorgestellt hatte —, es waren eben nur ein paar Tränen, welche die großen, blauen, traurigen Augen verschleierten.

Der Onkel schaute die Nichte an — zum ersten Male —, hatte er doch nie Gelegenheit gehabt, die Pflegetochter der Generalin zu sehen. Die schlanke Gestalt sah in der dunkeln Kleidung noch zarter und schmächtiger aus; die blassen Züge sprachen von vielem Leiden, und der Blick der Augen war so rührend und traurig, daß dem fremden Manne ganz seltsam ums Herz wurde — er legte sanft die Hand auf ihre Schulter und sagte: „Du bist Elisabeth?"

Das Mädchen nickte mit dem Haupte.

„Armes Kind, dein Schmerz ist gerecht; du hast von uns allen am meisten verloren!"

„Ja," sagte gepreßt das junge Mädchen, „am meisten!"

„Verzage nicht, mein Kind, du sollst nicht verlassen werden, du hast ja noch uns, deine Verwandten; wir werden schon für dich sorgen."

„Sie sind sehr gütig, mein Onkel, und das beglückt mich, denn dann werden Sie die Bitte der lieben Tante erfüllen und die Vormundschaft über mich übernehmen."

„Gerne, mein Kind, aber da die Mama nicht viel besessen hat, werde ich mit dieser Anwaltschaft nicht viel zu tun haben."

„Morgen, wenn alles vorüber ist," sagte Elisabeth, „werde ich Ihnen vertrauensvoll meine Pläne und Bitten für die Zu-

kunft mitteilen; jetzt möchte Barbara sich Ihren Rat und Ihre Gegenwart erbitten — das heißt nachdem Sie ausgeruht haben, lieber Onkel."

„Das wird bald geschehen sein. — Gott im Himmel, ich habe ja so keine Ruhe; ein Todeshaus macht mir immer Grauen, wäre die Nacht nur erst vorüber. Hast du schlafen können, Elischen?"

„Nein. Ich war zu traurig dazu," sagte das Mädchen einfach.

„Hast du die Tante im Tode gesehen?" fragte der Rat.

„Gewiß, Barbara und ich haben sie angekleidet, keine fremde Hand hat sie berührt. O Onkel, sie sieht gar nicht so schreckhaft aus, sie schlummert so friedlich, und wir haben sie mit ihren Lieblingsblumen, den weißen Rosen, geschmückt."

Der Rat hatte die Eigentümlichkeit, daß er keine Toten sehen konnte; schon bei der Beschreibung Elisens war ihm unbehaglich, und er sagte: „Höre einmal, liebes Kind, ich möchte wissen, ob ihr mir's für Lieblosigkeit auslegt, wenn ich die Mama nicht mehr sehe. Weißt du, mein Herz, ich werde krank, ich kann einmal keine Leichen sehen."

„Sie werden es nicht nötig haben, lieber Onkel; man wird Sie rufen, wenn der Sarg schon geschlossen ist."

„So, das geht? Nun, das ist mir lieb, du bist ein vernünftiges Mädchen, Elischen, du verlangst keine Überwindung von den Menschen, das ist recht. — Nun gehe, ich will meinen Tee trinken."

Elise verließ den neuen Onkel, um Barbara den Inhalt ihrer ersten Unterredung mitzuteilen.

Der Herr Rat fühlte sich sehr erleichtert, als es feststand, daß er das Totenzimmer nicht besuchen müsse. Wie vernünftig hatte Elisabeth sich dazu gestellt, ja, das war ein braves, hübsches Mädchen, und die sollte nicht so ganz verlassen bleiben; er würde sie schon beschützen.

So dachte der Herr Tribunalrat, indem er seinen Tee einnahm. Mit einem Male aber verschwand die wohlwollende

Miene von seinem Antlitz, um einem Ausdruck der Verlegenheit Platz zu machen — an was dachte jetzt der gestrenge Herr? Daß er daheim eine Frau, eine energisch herrschende Frau habe und daß diese Frau ihm beim Abschied gesagt hatte: „Steinbach, laß dein gutes Herz dir keinen Possen spielen, bürde dir ja nicht das hinterlassene kleine Ding auf und bringe es mir vor allem nicht in mein Haus. Ich wüßte nicht, was ich mit solch einer Kleinstädterin hier in unserem fashionablen Kreise beginnen sollte. Auch sind wir zu weitläufig mit ihr verwandt, als daß wir zu irgend etwas verpflichtet wären; hörst du, Steinbach, vergiß das nicht!“

So hatte die holde Gattin gesprochen und doch hatte Steinbach dieses alles vergessen; ein Blick aus den seelenvollen Augen des jungen Mädchens ließ sein gutes Herz erwachen und ihm Versprechungen machen, von denen er nun nicht wußte, wie er sie erfüllen sollte. Das war eine fatale Geschichte; oft schon hatte seine Gutmütigkeit und der Wille seiner Frau miteinander gestritten, aber der letztere blieb gewöhnlich Sieger. Wenn es nun dieses Mal auch so wäre? Aber nein, das sollte es nicht, das arme Kind durfte nicht verlassen werden; die großen traurigen Augen desselben würden den Rat sonst verfolgen und in seiner Ruhe stören, und das ging nicht an.

Um sich diesen Gedanken zu entreißen, begab sich Herr von Steinbach hinab zu Barbara, die seine Meinung hinsichtlich ihrer Anordnungen für die Leichenfeier hören wollte, die sie im Vereine und mit Hilfe des Herrn Waldmann getroffen hatte. Der Herr Rat schien ein sehr zufriedener Mann. Ungesehen hieß er alles gut, sich nur glücklich fühlend, daß man bereits so viel getan und eingerichtet hatte, ohne seine Meinung abzuwarten. Dann begab sich Herr von Steinbach in das Zimmer der Generalin, um ihre Papiere einzusehen. Die sorgende Seele hatte für den Fall ihres Todes alles aufgezeichnet, wie sie es wünschte und anordnete. Die Mobilien und Gerätschaften sollten, nachdem Barbara sich ausgewählt hatte, was sie brauchen konnte, verkauft und für Elisabeth verwendet werden. Das

vorhandene Geld, etwa siebenhundert Taler, sollte ebenfalls dem jungen Mädchen zu gute kommen, um ihm entweder damit eine Stelle in dem Fräuleinstifte zu sichern oder ihm Mittel zu geben, falls es noch immer darauf bestände, sich zur Lehrerin auszubilden und das Examen zu machen.

Der eigenen Tochter, da diese ja reich mit Gütern gesegnet war, hatte die Verstorbene nur einen kostbaren Schmuck bestimmt, den sie selbst einst in den Tagen der Jugend von ihrer verehrten Königin erhalten.

Der Rat war mit diesen Bestimmungen ganz zufrieden, fand er doch die Verhältnisse geordneter, als er sie erhofft; auf eine Erbschaft von der armen Schwiegermutter hatte der reiche Mann nie gerechnet, darum gönnte er Elisen das wenige von Herzen.

Sehr beruhigt schloß Herr von Steinbach den Schrank wieder zu und begab sich dann ins Nachbarhaus, Herrn Waldmann den Dank für seine Mühewaltungen abzustatten. Die beiden Herren plauderten miteinander bis zum späten Abend, und der Onkel hörte mit Vergnügen die guten Eigenschaften seiner Nichte preisen.

Der Begräbnismorgen brach an, schlaflos hatte ihn Elisabeth erwartet. In früher Morgenstunde ging sie ins Totenzimmer hinab, kniete an dem Sarge nieder und gelobte in die kalte Hand der Toten, „fromm zu bleiben und sich recht zu halten", damit ihr's auf Erden einst wohl ergehen möge. „Dank!" war das letzte Wort, das sie über die Tote hauchte.

Nun kamen die Träger — dann wurde der Deckel des Sarges geschlossen — der Trauerzug setzte sich in Bewegung.

„Ich sterbe mit!" dachte Elisabeth in ihrem namenlosen Schmerze und lehnte sich wimmernd an das Fenster, um zu sehen, wie man ihr Teuerstes zu Grabe trug.

Da hörte sie zu ihrer Seite Barbaras Stimme, die da betete: „Herr, dein Wille geschehe, wir beugen uns demütig unter deiner Hand!"

Elise sah auf die einfache Dienerin, der ihr Glaube in diesem

Augenblick mehr gab, als ihr all ihre Geistesschätze, und beschämt ging das junge Mädchen in sich, unterdrückte den herben Vorwurf, der ihr Herz gegen das Schicksal erfüllte, und ihre Schmerzenslaute wurden Gebete: im einsamen Stübchen lag sie auf ihren Knieen, Frieden und Ruhe für die Tote, Frieden und Ruhe für ihr eigenes schwaches Herz erflehend.

Und das Gebet übte seine Kraft an ihr, wie an jedem, der in ihm ernsthaft sein Herz zu erleichtern sucht — Elise gewann Ruhe und Ergebung.

Als der Onkel vom Begräbnisse heimkehrte, schaute er mit Bewunderung das gefaßte Wesen des zarten Mädchens, und seine Achtung und sein Wohlwollen für die Waise stiegen immer mehr.

Am Abend sprach er mit ihr von ihrer Zukunft und wollte sie bereden, Schritte um Aufnahme in jenes Stift zu tun, denn er konnte es sich nicht denken, wie ein so schwaches Wesen, wie Elisabeth, den Kampf mit dem Leben wagen, sich seinen Lebensunterhalt gewinnen wolle. Aber Elise blieb fest, wie vor fünf Monaten der Tante, so jetzt dem Onkel gegenüber, und Herr von Steinbach sah wohl, daß der zarte Körper Elisens eine Seele berge, die stark und fest auf dem einmal Beschlossenen beharre.

So war es denn nun bestimmt, Elise sollte den Onkel begleiten; ihr kleines Erbe reichte hin, sie so lange in einer Pension zu erhalten, bis die Zeit des Examens gekommen war, das Elisabeth in etwa einem und einem halben Jahre zu machen hoffte.

Alles dieses schrieb der Rat seiner Gattin, damit sie bei Elisens Ankunft nicht denken solle, dieselbe wolle nun bei ihr bleiben; nur für ein paar Tage hatte der Onkel ihr Aufnahme in seinem Hause zugesagt, bis sich ein passendes Pensionat für die Waise finden würde.

Es litt den Tribunalrat nicht lange in dem einsamen Städtchen, fern von den gewohnten Kreisen und seiner Beschäftigung; er trieb daher sein Mündel zur Abreise, indem er Barbara das Vertrauen schenkte, die kleine Hinterlassenschaft für Elise zu Geld zu machen.

Am dritten Morgen, nachdem die Generalin bestattet war,

verließ auch Elisabeth die Stätte ihrer Kindheit, um niemals wieder zu derselben zurückzukehren.

Der Abschied ward dem armen, verwaisten Kinde unendlich schwer; Leonie weinte laut und wollte sich durchaus nicht von der Freundin trennen. „Schreibe oft," schluchzte sie, „und denk an mich!"

„Leb wohl, meine Leonie! und pfleg die weißen Rosen auf dem lieben Grabe!" bat Elisabeth.

Noch einen Kuß, einen herzlichen Dank für alles Gute an die alte Barbara, und nun hob der Onkel das tiefbewegte Mädchen in den Wagen, um mit ihm zum Bahnhofe zu fahren; er hatte nicht gewollt, daß irgend jemand die Scheidende begleite, er haßte „Abschiedsszenen".

Noch einmal sahen die Zurückbleibenden das weiße Tüchlein Elisens als Abschiedsgruß wehen, dann war der Wagen um die Ecke verschwunden; Leonie ging heim und Barbara betrat das leere, öde Haus allein. — —

Nun wollte sie eilen, zu packen und zu richten, um bald diese verwaiste Stätte zu verlassen, deren Öde ihr jeden Augenblick den unersetzlichen Verlust vor Augen führte. Nun hatte sie ausgesorgt für das Kind, das ihrem Herzen so teuer war; von nun an hatte sie keinen Teil mehr an ihm.

„Herr, meiner Fürsorge ist Elisabeth nun entrückt, nun nimm du allein sie in deine Obhut, führe sie mit deiner väterlichen Hand auf dem Wege des Rechts, laß ihre Seele nicht im Gewirre der Welt verloren gehen." So betete die arme Einsame, und dieses Gebet folgte Elisabeth als Schutzgeist nach — in die Ferne.

In der Ferne.

Wenn die Freundinnen sich in ihren jugendlichen Träumen früher ausgemalt hatten, wie ihnen zu Mute sein würde, wenn sie einmal eine Reise, eine wirkliche Reise unternehmen könnten,

wie hatten sie da jubelnd an die Seligkeit gedacht, die dann ihre Herzen erfüllen würde — und wie war es nun so anders!

Zum ersten Male machte Elisabeth nun eine Reise. Bisher war ihr weitester Ausflug das alte Hochmeisterschloß in Marienburg gewesen, das kaum vier Meilen von ihrer bisherigen Heimat entfernt lag. Was war nun eine so kleine Strecke gegen den weiten Weg bis zur Residenz, bis zu dem vielbesprochenen, alle jungen Herzen mit sehnsüchtigem Verlangen erfüllenden Berlin!

Und wo war nun das Glück einer solchen Reise?

Still und traurig lehnte Elise in die eine Ecke des Waggons gedrückt; seit ihr Auge die Turmspitzen des alten Städtchens nicht mehr erblickte, hatte sie nicht wieder zum Fenster hinausgesehen.

Dem Rat wurde es ganz unheimlich neben seiner schweigsamtrüben Gefährtin. Er begann eben zu bedenken, ob eine so stille Trauer nicht noch schlimmer zu ertragen sei, als ein wildes Jammern, das zum mindesten doch nicht so lange anhaltend sei. Aber zu rechtem Ärger über seine jugendliche Nachbarin konnte er doch nicht kommen, sie tat ihm doch von Herzen leid, und er machte Versuche, ihren Trübsinn zu zerstreuen, indem er sie auf einzelne Schönheiten der Landschaft aufmerksam machte, die auf jener Strecke freilich unbedeutend genug sind. Für Elisen war aber bald etwas Neues gefunden; sie besaß noch nicht den kritischen Blick, den vieles Sehen, vieles Reisen hervorruft; sie kannte nicht die poetische Natur des Südens, daher mußte manches sie schon anmuten, was anderen unbedeutend erscheint.

Zuerst machte der gute Rat sie auf die prächtigen eisernen Brücken über die Nogat und die Weichsel aufmerksam, welche Friedrich Wilhelm der Vierte erbauen ließ, um den Verkehr mit den Ostseeprovinzen, der früher durch das starke Austreten und Eisschollentreiben dieser Gewässer oft in Frage gestellt war, sicher zu stellen. Wo ein Herrenhof aus schattigen Bäumen hervorsah, wo ein Wäldchen, ein kleiner See sich nur zeigte,

da lenkte der Onkel sogleich die Aufmerksamkeit des Mädchens darauf, es seinem trüben Sinnen zu entreißen.

Elise fühlte gar wohl die gute Absicht des Mannes, der sie erst seit wenigen Tagen kannte und doch schon regen Anteil an ihr nahm. Sie dankte dem Geschicke, das ihr einen so wohlwollenden Freund in dem Augenblick entgegengeführt hatte, als sie sich am einsamsten fühlte.

Bei dem Versuch, den Onkel durch Teilnahmlosigkeit nicht zu verletzen, schwand, ihr selbst unbewußt, ihr Trübsinn etwas dahin, die Jugend machte ihr Recht an sie geltend, und mit Interesse nahm sie die neuen Eindrücke auf, welche die Reise bot.

Der Rat war mit dem Kurierzuge gereist, und Abends elf Uhr sollten sie Berlin erreichen. Als sich diese Stunde nahte, sah Elisabeth den Onkel weniger heiter denn zuvor werden und eine Unruhe offenbaren, die sie ängstigte. Was mochte der Grund derselben sein? Fürchtete er, Elisens Erscheinen könne seiner Frau unangenehm sein?

Diese Frage, die Elise sich stellte, wurde für sie zur Gewißheit, als Herr von Steinbach nach einer Weile begann: „Mein liebes Kind, ehe wir nach Hause kommen, möchte ich eine Bitte an dich richten, die du mir erfüllen mußt."

„Sprechen Sie, lieber Onkel. Sie sollen sehen, ich werde Ihnen stets und in allem gehorchen."

„Das ist gut, mein Kind, und ich glaube, du wirst dein Wort halten. Ich habe dich in diesen trüben Tagen beobachtet, und dein Wesen, dein Benehmen hat mir sehr gefallen; bei allem Gefühl, das du besitzest, bei aller Trauer um deine Pflegerin hast du stets vermocht, dich zu beherrschen, hast immer Rücksicht auf meine Anwesenheit genommen. Das ist viel, das ist selten bei einem Mädchen unserer Zeit, denn die Menschen verlernen immer mehr auf andere zu achten, verlernen sich zu beherrschen und machen so durch ihr aufgeregtes Wesen sich und ihren Nebenmenschen das Leben zur Last. Nun sieh, liebes Kind, diese Standhaftigkeit, die du bisher bewiesen, verlange ich auch ferner von dir, wenigstens meiner Frau gegen-

über. Deine Tante hat schwache, sehr empfindsame Nerven, jedes schmerzliche Gespräch regt sie auf; ist sie aber erst einmal erregt, so macht sie, wie gut sie sonst auch immer ist, ihrer Umgebung das Leben zur Last. Daher mäßige deinen Schmerz vor allem ihr gegenüber, sprich, soviel du willst, von deinen Plänen für die Zukunft, aber so wenig wie möglich von der letzten trüben Zeit. Glaube mir, sie wird dir's danken und dich dafür liebgewinnen. Willst du meinem Wunsche entsprechen?"

„Gern, lieber Onkel," sagte Elisabeth, sich heimlich noch mehr fürchtend, der Tante gegenüberzutreten.

Schlag elf Uhr war der Zug in Berlin. Das Gedränge und Getriebe auf dem großen Ostbahnhofe verwirrte Elise sehr; sie war froh, als der Onkel aus der Menge der haltenden Wagen den seinigen herausfand.

„Ah, da sind ja der gnädige Herr; ich habe vergebens auf dem Bahnsteige nach Ihnen gesehen, in der Menschenmenge ist es schwer, seinen eigenen Herrn zu finden!" sagte eine Stimme, und ein Bedienter in glänzender Livree trat zu dem Wagen, um den Angekommenen beim Einsteigen behilflich zu sein.

„Gut, daß du da bist, Jean," erwiderte der Onkel, „wo ist meine Frau?"

„Die Gnädige blieben zu Hause, wollen den Herrn mit dem Tee daheim erwarten; sie meinten, die kalte Nachtluft könnte ihr schaden."

„Ganz recht, ganz recht," brummte der Rat, reichte seinem Diener den Gepäckschein und sagte: „Da, besorge das und komm in einer Droschke nach; Christoph soll uns nach Hause fahren."

Jean teilte dem Kutscher den Befehl des Herrn mit. Alsbald durchrollte der Wagen die schön erhellten, breiten Straßen. Elisabeth sah staunend auf die hohen Häuserreihen, an denen sie entlang fuhren, und wunderte sich des langen Weges; jetzt hatte sie die erste Ahnung, was eine große Stadt bedeutete.

Trotz der Schnelligkeit, mit der die braven Pferde liefen, währte es eine geraume Zeit, bis der Wagen vor einem stattlichen Hause der schönen Straße „Unter den Linden" hielt.

Da Jean zurückgeblieben war, sprang der Kutscher vom Bock, den Aussteigenden behilflich zu sein. „Schon gut, Christoph," wehrte der Tribunalrat, „wir werden auch ohne Jean fertig."

In diesem Augenblick öffnete sich auch schon die Haustüre, und ein anderer, reich galonierter Diener nahm die Mäntel der Ankommenden entgegen. Diese betraten einen schön erleuchteten Flur.

„Gib mir den Arm, Elisabeth!" sagte der Onkel, der sogleich der Dienerschaft zeigen wollte, daß sie das einfache Mädchen in dem schlichten Traueranzuge als seine Verwandte zu empfangen hätten. Elise legte schüchtern ihren Arm auf den ihres Onkels und stieg mit Herzklopfen die teppichbelegten Stufen zum ersten Stock hinauf.

„Der gnädige Herr und das Fräulein!" hörte sie oben eine Stimme in ein Zimmer hineinrufen. Gleich darauf erschien ein zierlich gekleidetes Mädchen in dem Vorzimmer, die beiden zu empfangen.

„Guten Abend, gnädigster Herr!" rief sie dem Rat entgegen.

„Guten Abend, Friederike; helfen Sie meiner Nichte, dem Fräulein von Hildern, sich ihrer Sachen zu entledigen." Der gute, gar nicht adelsstolze Rat betonte dieses Mal das von sehr stark, denn aus dem vorigen Ausruf „und das Fräulein" hatte er bereits ersehen, daß die Dienerschaft wußte, daß es eine arme Verwandte sei, die der Rat mit nach Hause brachte. Schon aber war dieser von dem jungen Mädchen derartig eingenommen, daß er seinen Untergebenen von vornherein den Ton angeben wollte, in welchem sie mit Elisabeth zu verkehren hätten.

Etwas verdutzt von dem ungewohnten Benehmen des guten Herrn, half Friederike Elise, geringschätzig die veraltete Fasson ihres schwarzen Reisehütchens betrachtend, ward aber bald versöhnt, als auf die Frage, „ob sie dem gnädigen Fräulein die Schuhe ausziehen solle," dieses freundlich antwortete: „Ich

danke, liebe Friederike, ich bin gewöhnt, mich meiner Überschuhe selbst zu entledigen."

Nun, das klang nicht hochmütig, da konnte man dem alten Herrn schon den kleinen Verweis vergeben.

Der Rat öffnete die Tür nach einem kleinen, mit roten Sammettapeten ausgeschlagenen Salon und bat Elisabeth, hier einzutreten. Das junge Mädchen stand ihrer Tante gegenüber.

Die Frau des Obertribunalrats von Steinbach war eine Frau von siebenunddreißig Jahren, die sich jedoch so gut konserviert hatte, daß sie für dreißig gelten konnte. Ihre Gestalt war hoch und voll, ihre Haltung majestätisch. Ihr schönes Haupt trug sie mit dem Stolze einer Königin. Die Augen blickten lebhaft und geistvoll, ihre Nase war etwas kühn geschnitten, doch schön geformt; ihre schwellenden Lippen zierte das tadelloseste Rot; das Haar umgab in dunkelblonden, krausen Puffen ein reizendes Oval. Man konnte sich denken, wie schön diese hohe Gestalt, neben der der Herr Rat fast verschwand, sich in glänzender Toilette ausnehmen mußte; diese Frau schien für den Salon geschaffen. Noch jetzt, in dem Trauergewande imponierte sie Elisabeth in hohem Grade. Eine lange Schleppe von schwarzem Tibet umwallte die schöne Gestalt; ihr Haar war halb unter einer Schneppe von schwarzem Krepp verborgen, die mit langem, wallendem Schleier ihr Haupt bedeckte.

So trat sie Elisabeth entgegen, schön, wie das junge Mädchen sich etwa Schillers Maria Stuart gedacht hatte — und das war ihre Tante, die Tochter ihrer lieben, zweiten Mutter.

Freundlich, doch kalt reichte die schöne Frau Elise die Hand, sie mit folgenden Worten willkommen heißend: „Ich würde mich noch mehr freuen, die Pflegetochter meiner unvergeßlichen Mutter kennen zu lernen, wenn die Veranlassung dieser Bekanntschaft nicht eine so schmerzliche wäre. — Aber brechen wir von diesem traurigen Thema ab, wir sind es dem Onkel schuldig, der gewiß von allem, was er in diesen Tagen erlebt und durchgemacht hat, ganz erschöpft und angegriffen sein wird. So

sehr es mich daher verlangt, die näheren Umstände von dem Tode meiner teuren Mutter zu vernehmen, so bitte ich dich doch, liebes Mädchen, mit der Erzählung derselben bis morgen zu warten, wo wir allein sein werden. Für heute, mein Kind, wollen wir dem Onkel zuliebe jedes derartige Gespräch unterdrücken, um ihm den ersten Abend daheim zu einem Erholungsabend zu machen."

Die gnädige Tante winkte den beiden, Platz an dem Teetisch zu nehmen. Elisabeth sah auf den Rat und wunderte sich, daß er durchaus nicht überrascht war zu vernehmen, wie seine Gemahlin ein ihr unerquickliches Gespräch auf seine Rechnung ablehnte; der gute Mann schien es gewohnt, sich zum Ableiter der Launen und Wünsche seiner Frau herzugeben.

Mit vollendeter Grazie schenkte die Rätin den Tee ein, dessen Zugehör in einigen auserlesenen Delikatessen bestand, die sich der Rat trefflich schmecken ließ.

Elise nahm wenig von den ihr gebotenen Herrlichkeiten; die kalte Freundlichkeit der Tante, das Fremde, Ungewohnte der Umgebung machten sie beklommen; auch ward ihr keine Gelegenheit gegeben, diese Beklommenheit zu verlieren. Selten nur zog man sie ins Gespräch, dessen Kosten die schöne Tante fast allein bestritt, indem sie dem zurückgekehrten Gemahle alle Ereignisse mitteilte, welche in den Tagen seiner Abwesenheit in den befreundeten Kreisen vorgefallen waren. Ja, oft schien es, als habe die Herrin des Hauses die Gegenwart des jungen Mädchens ganz vergessen, das zum ersten Male ihr Haus betreten, mit einem von Schmerz belasteten Herzen, das vielleicht seit dem Tode der guten Tante sein Alleinstehen, seine Einsamkeit noch nie so sehr gefühlt hatte, als jetzt in dem stolzen Gemache, bei dem Anhören so fremder, gleichgültiger Dinge.

Es war nur gut, daß die Tochter der verstorbenen Generalin Trauerkleider trug, sonst würde man aus keinem Anzeichen ersehen haben, daß es die Mutter dieser schönen Frau war, die man zu Grabe getragen hatte.

Es war spät geworden, der Rat war müde und gab das

Zeichen zum Aufbruch; Elisabeth atmete erleichtert auf, in der Hoffnung, nun allein sein zu können.

Die Frau Rat reichte dem jungen Mädchen die Hand, ihm gute Nacht zu wünschen. „Friederike wird dir dein Zimmer zeigen, liebes Kind. Ich wünsche dir wohl darin zu ruhen. Sieh nur getrost in die Zukunft. Bei meinen ausgebreiteten Bekanntschaften wird es mir wohl gelingen, ein Pensionat für dich ausfindig zu machen, wo es dir behaglich sein wird. Gute Nacht."

„Gute Nacht," lispelte Elisabeth leise, reichte dem Onkel noch die Hand und folgte der ihr voraneilenden Friederike, froh, dem Zimmer entronnen zu sein, dessen Wände sie fast zu erdrücken schienen.

„O," dachte sie bitter und gedemütigt, als sie über den prächtigen Korridor dahinschritt, „die kalte Frau hätte nicht nötig gehabt, mich gleich bei der Ankunft daran zu mahnen, daß hier meines Bleibens nicht sei; gerne werde ich eine Stätte verlassen, deren Luft mich so kalt, so eisig anweht!"

Das Zimmer, in das Elisabeth geführt wurde, war eines von den schön eingerichteten Fremdenzimmern des reichen Hauses; die Ausstattung des Gemaches erschien den einfachen Ansichten des jungen Mädchens mehr als prachtvoll. Aber Elisabeth sah nicht den Glanz ihrer Umgebung. Schnell entließ sie die Zofe, ohne ihre Hilfe zu beanspruchen, entkleidete sich eiligst und bat Gott um Stärke, sich ihr Los allein gestalten zu dürfen, niemals gezwungen zu sein, die Hilfe dieser stolzen, kalten Verwandten in Anspruch nehmen zu müssen. Nachdem sie unter Tränen noch ein Gebet gesprochen hatte, überfiel sie der Schlaf, der sie so lange geflohen. Die arme Waise schlief die erste Nacht unter fremdem Dache sanft und ruhig. — —

„Nun, wie gefällt dir das junge Mädchen, liebe Ida?" fragte der Rat nach Elises Fortgehen seine Gattin.

„Sie hat ein ganz annehmbares Aussehen, diese Elisabeth. Man sieht, sie stammt aus einer guten Familie. Ihre Er-

scheinung ist fein und zart, zu zart für die Stellung, die sie im Leben einnehmen will. Ich fürchte, sie wird zu furchtsam, zu weichlich dazu sein; es wird sich oft genug als nötig erweisen, für das Mädchen sorgen zu müssen!"

„Da irrst du, liebe Frau, du kennst Elisabeth noch nicht; unter ihrer zarten Hülle verbirgt sie eine starke Willenskraft; sie hat gelernt, sich zu beherrschen und besteht darauf, sich ihren Weg allein zu bahnen. Du hättest hören sollen, wie fest das junge Mädchen eine Versorgung in dem Fräuleinstift ausschlug."

„Das war sehr töricht von ihr. Nun, mir kann es ja im Grunde gleich sein, was aus dem jungen Geschöpfe wird; Mama hat ja des Guten genug an dieser weitläufigen Verwandten getan, daß ich mich nicht verpflichtet fühle, ihre Wohltaten fortzusetzen. — Doch jetzt genug, ich brauche Schlaf; das Schicksal dieser kleinen Fremden soll mich nicht ferner beschäftigen!"

Wie hätte das Schicksal dieser „Fremden" es auch wohl vermocht, die Gedanken dieser Frau in Anspruch zu nehmen, deren Sinnen und Denken von jeher sich nur auf ihr eigenes liebes Ich gerichtet hatte. Jung und gefeiert im Hause ihres Vaters, verhätschelt von allen, die sich ihr nahten, gab sie mit neunzehn Jahren einem Manne ihre Hand, dessen einziges Streben es war, ihre Zufriedenheit zu erlangen. Er machte sie nicht allein zur Herrin, nein, zur Göttin seines Hauses; alles mußte ihr huldigen, und da ihre bestechende Schönheit ihr zu Hilfe kam, so war es kein Wunder, daß Ida von Steinbach sich selbst als den Mittelpunkt der Welt betrachtete und alle anderen Geschöpfe nur dazu geschaffen wähnte, ihr zu schmeicheln und zu dienen.

Diese törichte Selbstvergötterung ließ ihr keine Zeit für zärtliche Gedanken; monatelang vergaß sie, daß es noch eine Mutter gab, die sehnend auf Antwort, auf Nachricht wartete, und raffte sie sich dann einmal zu dem Opfer auf, ein paar Zeilen zu schreiben, so waren dieselben so herzlos, so flüchtig, daß die Generalin sie seufzend beiseite legte.

Ihre zwei Kinder wurden außer dem Hause erzogen, Eugen, ihr sechzehnjähriger Sohn, in einem Kadettenhause, und Lucinde, ihre einzige Tochter, in einem der berühmtesten Berliner Pensionate, und nur Sonntags durften sie das elterliche Haus besuchen. Aber auch diese Besuche wurden der herzlosen Frau bald lästig. Man hatte oft kleine Diners am Sonntage arrangiert, und dann störte das mutwillige Wesen des Kindes. Aber wie oft Frau von Steinbach auch schon versucht hatte, diese sonntäglichen Besuche Lucindes aufzuheben, immer war dieses Vorhaben an der Festigkeit des Vaters gescheitert, der sein Kind liebte und wöchentlich wenigstens einmal sehen wollte. Eugen störte seine Mutter nicht so oft; er brachte seine Freistunden lieber bei des Vaters Bruder, dem Oberst von Steinbach zu; der Ton, der in diesem Hause herrschte, war frisch und lebhaft und sagte der kecken Sinnesart des Knaben mehr zu, als die steife Förmlichkeit in den Räumen des Vaterhauses.

So war die Familie beschaffen, in deren Schoße Elisabeth einen kurzen Aufenthalt gefunden.

Am Mittwoch Abend waren Onkel und Nichte in Berlin angekommen, und am darauffolgenden Montag sollte Elise in das Pensionat übersiedeln, das eine zeitweilige Heimat für sie werden würde. Dieses Pensionat leitete eine Witwe, eine Madame Herzfeld, die nach dem Tode ihres Mannes plötzlich aus sorgloser Lage gerissen worden war und sich genötigt sah, die Sorge für ihren und ihres Sohnes Unterhalt auf sich zu nehmen. Sie errichtete eine Pension für junge Mädchen, welche sich zum Zwecke ihrer Ausbildung in Berlin aufhielten, und da sie keinen zu hohen Preis begehrte, war ihre Pension stets besucht und empfohlen.

Von hier aus, von Madame Herzfeld, die nur für das leibliche Wohl ihrer Pfleglinge sorgte, sollte Elise dann ein großes Institut besuchen, in welchem sie trotz der hohen Anforderungen, die dasselbe stellte, in die höchste Klasse aufgenommen worden war. Der Direktor selbst prüfte das junge Mädchen und war erstaunt, solche Kenntnisse bei einer Schülerin

einer Provinzialschule vorzufinden. Auf die schüchterne Frage Elisabeths, ob es wohl möglich wäre, daß sie ihr Examen in ein und einem halben Jahre würde ablegen können, nickte er hoffnungsvoll mit dem Kopfe.

Die Zeit bis zu dem Tage, der sie aus dem Hause der Verwandten führen sollte, wurde Elisabeth unendlich lang, denn wenn die Tante auch nicht unfreundlich gegen sie war, so behandelte sie das junge Mädchen doch so kalt, daß Elisabeths weiches Herz sich oft genug verletzt und gedrückt fühlte.

Der Sonntag kam, mit ihm Lucinde. Kaum hatte dieselbe vernommen, daß die neue Cousine angekommen sei, als sie auch schon die Stiege hinansprang und in Elisabeths Zimmer stürzte.

„Du bist Elisabeth?“ rief sie im Hereintreten.

„So heiße ich,“ — Elise mußte über die hastig gestellte Frage lächeln — „aber wer bist du?“

„Die Tochter des Hauses, Lucinde!“

„Dann freut es mich, dich zu sehen.“

„So? Nun, mich freut's auch, denn du bist ja meine Verwandte. Sag einmal, wie sind wir eigentlich miteinander verwandt?“

„Meine liebe, verstorbene Mutter war eine Cousine der deinigen.“

„Ah, dann sind wir Halbcousinen, nicht wahr?“

„So ist es.“

„Weißt du, liebe Elisabeth, daß du ein sehr hübsches Mädchen bist? Du gefällst mir.“

„Das ist sehr freundlich von dir; bisher hat mich noch niemand für hübsch erklärt.“

„Aber wie ist das nur möglich?“ fragte das lebhafte Kind erstaunt. „Du hast ja so prächtige blaue Augen — Madonnenaugen — und so schönes blondes Haar. Wenn Raffael noch lebte, der Madonnenmaler, — du mußt wissen, wir haben gerade Vortrag über ihn in der Kunstgeschichtstunde — so würde er dich sicher auf irgend einem alten Faßdeckel verewigen.“

Elisabeth hörte lächelnd dem munteren Kinde zu, das auf so naive Art seine kleinen Kenntnisse auskramte.

„Ich möchte auch blondes Haar haben," rief Lucinde wieder lebhaft, „es ist so hübsch und so fein; meine krausen, schwarzen Locken und mein bräunlicher Teint lassen mich wie eine Zigeunerin aussehen, nicht wahr?"

„Bewahre, du bist ein niedliches Kind, mit einem offenen Gesichtchen, mit hübschen Schelmenaugen!"

„Ja, das sagst du, um mich zu trösten, aber ich brauche deinen Trost nicht, ich bin gar nicht unglücklich über mein Aussehen. Meine Bonne hat mir immer gesagt, ich sei ein sehr reiches Mädchen, reiche Mädchen aber bekommen doch einen Mann, wenn sie auch häßlich sind. — Wann wirst du dich verheiraten?"

Elisabeth hörte verwundert auf die Worte des zwölfjährigen Kindes. „Das weiß ich nicht," beantwortete sie die Frage. „An dergleichen habe ich noch nie gedacht!"

„Du bist aber doch groß genug! Was willst du denn machen? Immer bei Mama bleiben?"

„Nein, Lucinde, morgen gehe ich in eine Pension und werde ein Institut besuchen, um recht fleißig zu lernen."

„Du willst noch lernen, aber wozu?"

„Um Lehrerin zu werden."

„Was, du willst Schulmeisterin werden? Aber das ist ja entsetzlich!"

„Entsetzlich? Warum?"

„Ach, geh, du hast mich zum besten; ich kann es nicht glauben, daß ein so hübsches Mädchen wie du eines von den abscheulichen Geschöpfen werden will, die nur geschaffen sind, die Kinder zu quälen!"

„Quälen dich deine Lehrerinnen, Lucinde?"

„Jawohl, sie wollen, daß ich beständig lernen soll, und ich mag nicht. — Aber ich revanchiere mich, ich quäle sie wieder. Der alten, einäugigen Miß Clarton, die mir das Englische verleidet, schütte ich Salz in das Wasser und dann schneidet sie

so putzige Gesichter, wenn sie trinkt, daß es zum Totlachen ist. Bei dem zimperlichen, frommen Fräulein Kipper verdrehe ich meine Augen so, daß sie nur das Weiße davon sieht und dann erschrocken davongeht; aber das geschieht ihr schon recht, warum liebt sie das Augenverdrehen! Der schnippischen Mademoiselle Barbaux spotte ich —"

„Genug, genug!" unterbrach Elise die kleine Sünderin, der die Aufzählung ihrer Unarten so viele Freude zu machen schien, „wenn ich dich lieb behalten soll, so schweige von solchen Dingen! Siehst du denn gar nicht ein, wie lieblos, wie kleinlich du handelst, wenn du deine Lehrerinnen, die es sicher gut mit dir meinen, absichtlich kränkst?"

„Ich mag sie aber alle nicht ausstehen, nicht leiden," rief mit finsterem Stirnrunzeln das törichte Kind. „Darum, Elisabeth, wenn du Ruhe haben willst, werde keine Lehrerin, die sind alle gehaßt!"

„Nicht alle," sagte Elisabeth sanft, „Gott wird mir den Weg zeigen, mir die Herzen meiner einstigen Zöglinge zu gewinnen; sie werden mich lieb haben, und dann werden sie mir auch nicht wehe tun."

„Aber wie willst du es anfangen, daß sie dich lieben?"

„Das weiß ich jetzt noch nicht, aber dann, wenn es Zeit ist, wird sich mir der Weg schon zeigen."

„Du bist wohl auch sehr fromm, Elise?" fragte Lucinde, die Cousine scheu von der Seite anblickend.

„Ich bin es noch nicht, aber ich möchte es sein."

„Und warum?"

„Damit meine Frömmigkeit mir eine Stütze im Leben würde und ich mich nie unglücklich und einsam fühlen könnte!"

„Aber wenn du so fromm sein willst, dann mußt du auch die Augen verdrehen lernen, wie Fräulein Kipper."

„Warum das?" fragte Elisabeth erstaunt.

„Ja, alle Welt sagt, Fräulein Kipper wäre eine recht Fromme, nun, und die verdreht die Augen fürchterlich."

„Sonst aber ist sie gut und handelt gerecht gegen euch?"

„Ja, sanft ist sie und geduldig, und sie soll von ihrem wenigen Gelde noch immer den Armen geben, so sagt man."

„Nun, siehst du, dann hat sie ein gutes Herz, und das Augenverdrehen ist keine Heuchelei, sondern nur eine häßliche Angewohnheit. Die mußt du ihr zu gute halten, an ihre besseren Seiten denken und sie nicht mehr durch Nachäffen kränken; willst du mir das versprechen?"

„Aber wie kommst du dazu, ein so reges Interesse für das Fräulein zu haben, du kennst es ja gar nicht?"

„Das Kennen tut hier nichts zur Sache. Ich bedaure jedes Geschöpf, das Kränkungen zu ertragen hat, und ich möchte, daß meine kleine Cousine, die ich lieb habe, ein recht braves Kind würde. Willst du es sein?"

„Meinetwegen, Elise, ich will die Neckereien lassen. Dir zuliebe!"

„Nun, freilich wäre es besser, wenn du sie dem Guten zuliebe aufgäbest, aber es ist doch etwas für den Anfang. — Nun sollst du mir auch noch sagen, warum du die arme Miß mit dem abscheulichen Salzwasser quälst."

„Weil sie sich das Wassertrinken so angewöhnt hat; sie hüstelt oft, und dann nimmt sie einen Schluck Wasser."

„Sie hustet," sagte Elise ernst, „nun siehst du, Lucinde, dann ist die Arme sicher krank. Es gibt viele Leute, die das Unterrichten nicht ertragen können; vielleicht ist die arme Miß hals- oder brustkrank; da müßtest du dich schämen, ihr die paar Tropfen linderndes Wasser zu vergällen!"

„Ich tue es nicht mehr, gewiß nicht," rief das Kind lebhaft, „aber sei mir auch wieder gut, Elisabeth! Sieh, ich hab' mir das alles gar nicht so überlegt, so wie du hat noch niemand mit mir gesprochen. — Aber siehst du, daß ich recht habe, daß du nicht Gouvernante werden darfst, sonst wirst du auch krank und mußt husten wie Miß Clarton."

„O, ich habe junge Kräfte und einen gesunden Hals," sagte Elisabeth, „und ich gebe die Hoffnung nicht auf, die Liebe meiner Schülerinnen zu gewinnen."

„Das wirst du auch," rief Lucinde und umarmte die ältere Cousine zärtlich. „Ich kenne dich erst seit einer Stunde und schon liebe ich dich so sehr; o wenn du immer bei mir wärst, würde ich sicher viel, viel besser sein!"

Arm in Arm gingen die neuen Freundinnen zu Tische hinunter. Lucinde schmiegte sich dicht an Elisabeth und war den ganzen Tag lenksam und lieb wie selten. Nur widerstrebend riß sie sich am Abend aus den Armen der neugefundenen Verwandten los.

„Das Mädchen scheint Beruf zur Erzieherin zu haben," sagte Frau von Steinbach zu ihrem Mann, „sie hat unseren wilden, kleinen Kobold in den wenigen Stunden schon gezähmt; Lucinde war mir lange nicht so angenehm wie heute."

Das machte, daß das Kind stets bei Elisabeth geweilt hatte und ihrer Mama nicht viel zu Gesicht gekommen war.

„Was meinst du, liebe Frau," antwortete der Rat, „wenn wir das Mädchen an den Sonntagen zu uns kommen ließen? Du wärst der Sorge um Lucinde überhoben, und man würde unser Benehmen gegen das Mädchen sehr gütig und verwandtschaftlich finden."

„Ich will mir die Sache überlegen," meinte die schöne Frau nach einigem Zögern, „man muß damit doch etwas vorsichtig sein. Da die junge Person indessen Takt zu besitzen scheint, ist es schon möglich, daß ich deinem Vorschlage beistimme."

Die Versuchung.

Während so Elisabeth die ersten Schritte auf der Bahn, die sie sich vorgesteckt, zurücklegte, war Leonie wiederum zu ihren Eltern in den Badeort zurückgekehrt.

Leer und öde kamen ihr anfangs die Plätze vor, die sie so oft und so froh am Arme der Freundin besucht hatte, und als

nun Hoffmanns auch bald darauf in ihre Heimat gingen, da wäre Leonie am liebsten auch wieder in die Stadt zurückgekehrt.

Aber die stärkenden Seebäder sagten der Mama wie auch der jüngeren Schwester zu; ihre Gesundheit kräftigte sich zusehends, und der Arzt bestand darauf, daß die Kur bis Ende September fortgesetzt werde.

So blieb Leonie nichts anderes übrig, als sich zu fügen und, dem Wunsche der Mutter gemäß, wieder Ausflüge und Vergnügungen mitzumachen. Sie tat es ohne besondere Freude und war stets bemüht, dem Rittmeister bei solchen Gelegenheiten auszuweichen, welches Vorhaben ihr durch ihn selbst leicht gemacht wurde, denn auch er schien darauf bedacht, dem jungen Mädchen, das er beleidigt hatte, aus dem Wege zu gehen.

Eugenie und Mary Marneaux wurden nun bald Leonies einzige Gefährtinnen, aber auch nur solche; Freundschaft, wirkliche Freundschaft für sie zu empfinden, war Leonie nicht möglich, und wenn die Sehnsucht nach der fernen Elisabeth sie überkam, dann suchte sie lieber die Einsamkeit auf, als daß sie ihr Herz gegen die jungen Mädchen erleichtert hätte.

Es war an einem warmen, sonnigen Nachmittage. Frau Waldmann hatte eine Einladung zu einer Kaffeegesellschaft angenommen und war vom Hause abwesend. Irma saß mit eingewickelten Locken in ihrem Zimmer und erfreute sich an den ausgebreiteten Toilettegegenständen, die sie heute zum ersten Male auf einem Kinderballe tragen sollte. Herr Waldmann befand sich im Lesezimmer des Kurhauses; Leonie saß allein auf der Veranda des Hauses.

Auf ihrem Schoße ruhte Reinicks „Buch der Lieder"; sie las das reizende Gedicht „Auf dem See":

Die Ruder hab' ich eingezogen,
Da treib' ich hin auf freier Bahn,
In langen Pausen weiche Wogen,
Sie schlagen tönend an den Kahn;

Der wiegt sich fort in seinem Gleise,
Bis ihn der Abendwind berührt
Und unsichtbare Strömung leise
Tief in des Schilfes Bucht entführt.

O schönes seliges Versinken! —
Der enge Raum so grün erhellt!
Ich schau' hinab, die Wellen blinken
Wie Lichter einer fremden Welt;
Ich horche — welch ein heimlich Rauschen!
Die schlanken Halme neigen sich,
Als fragten sie: „Kommst du zu lauschen?
Was treibt in diese Räume dich?" — —

Die wundervolle Stimmung dieses Liedes, die Schilderung des Genusses, im Kahn einsam auf den Wellen süß träumend zu schaukeln, erregte in der sonst wenig phantastischen und träumerischen Seele Leonies den Wunsch, auch einmal so allein auf den kleinen Silberwellen zu schaukeln, sich auch einmal von ihnen treiben zu lassen, ziellos in die blaue helle Flut. Es war so einsam um sie her, keine lebende Seele, mit der sie plaudern konnte, und dazu erwachte die Sehnsucht nach der fernen Freundin mächtiger denn je!

Hier unter der Veranda, mit der bis zum Überdruß genossenen Aussicht auf die düsteren Tannen, mit dem Blick auf das kleine Gärtchen, dessen Blumen sie alle hatte wachsen und erblühen sehen, hier wurde sie nur immer trübsinniger, die einsame Leonie! Sie mußte eine neue, poetischere Umgebung für ihre Träume haben; auch sie wollte einmal ungestört „dahintreiben auf freier Bahn!"

Von jeher gewohnt, ihre Ideen gleich auszuführen, nahm sie ihren Hut in die eine, das Buch, das ihr den kühnen Gedanken eingeflößt hatte, in die andere Hand und schlug eilig, ohne Bedenken den Weg nach dem Strande ein.

Dieser Weg ist in den Ostseebädern nicht angenehm, denn er führt über die Dünen, und die heiße Sonne, die den Sand erglühen macht, fühlt der Fußgänger hier empfindlicher als

an anderen Orten; er atmet froh und leicht auf, wenn ihm endlich die erfrischende Luft von der See her entgegenweht.

So auch Leonie. Glücklich hatte sie die kleine Bucht erreicht, in der die Kähne und kleinen Gondeln lagen.

„Soll ich Sie auf dem Wasser fahren, Fräuleinchen?“ fragte ein Fischerbube, der in seinem kleinen Fahrzeuge saß.

„Nein, ich will allein hinausrudern, die See ist ja spiegelglatt! — Leih mir deinen Kahn, ich will dir die Zeit gut bezahlen.“

„Ja, fürchten Sie sich denn nicht so allein auf dem großen Wasser?“

„Ich werde in der Nähe des Ufers bleiben, ich will im Kahne lesen. Da hast du ein Geldstück, nun gib mir deinen Nachen.“

Der Knabe löste den Kahn von der Kette, zeigte Leonie, wie sie zu steuern und zu rudern habe. Sie bestieg denselben, die Wellen entführten ihn schaukelnd und leise dem Ufer. Der Knabe eilte seelenvergnügt mit seinem reichen Geschenke einer entfernt liegenden Hütte zu.

Leonie ruhte mit Behagen auf dem weichen Seegrase, das den Boden des Kahnes bedeckte. Sie versuchte zu lesen, aber es gelang ihr nicht. Ihr war's zu Mute, als ob der blaue, weit sichtbare Himmel, die glitzernden, spielenden Wellen mit ihren Melodien weit bessere Dinge zu erzählen wüßten als selbst die Reinickschen Lieder.

Das junge Mädchen fühlte sich keinen Augenblick beängstigt, sich so allein auf der weiten Wasserfläche zu sehen. Es war auch keine Ursache dazu vorhanden: wenn die kleinen Wellen sie ein Stückchen vom Ufer entführt hatten, so trugen sie den Nachen bald wieder zurück, brachten ihn dem Ufer näher und trieben ihn dann wieder sanft von ihm fort.

„O wie schön ist's, so zu schaukeln auf dem großen, freien Meer, wie erfrischend, seine Luft einzuatmen; ich will mir oft noch dieses Vergnügen, diesen Genuß verschaffen!“ dachte Leonie. „Ich wollte, Elisabeth wäre bei mir; wie würde auch sie Lust

und Freude daran finden, so leise, so lind auf dem Meer dahinzugleiten!"

Die Gedanken trugen Leonie zu der Freundin und sie malte sich die Freude aus, wenn sie plötzlich vor Elise hinträte, wie diese jubeln würde, und was würde sie wohl sagen? Und zu diesen Phantasien sang das Meer mit seinen Wellen dem jungen Mädchen die Melodie, und das alte Wiegenlied, das schon so viele eingeschläfert hatte, ließ auch Leonie entschlummern.

Es war ein schönes Bild: das junge Mädchen in dem hellen Gewande auf dem grünen Boden ausgestreckt, den Kopf mit den schwarzen Locken auf den weißen Arm gestützt, den großen Schäferhut nachlässig neben sich, das Buch mit den Liedern in der Hand! Sorglose Ruhe lagerte auf dem Gesicht der Schlafenden, und es war, als wollte das Meer das Vertrauen lohnen, es ließ das Mädchen leise, leise von seinen Wellen in schöne Träume schaukeln — kein anderer Nachen zeigte sich nah und fern! — —

Zum Balle geschmückt harrte Irma der Mama; endlich kam diese, fand ihr junges Kind schön und reich genug gekleidet, und rief nun Leonie herbei, damit sie die jüngere Schwester als Zuschauerin begleite — aber Leonie war nicht da!

„Wo in aller Welt kann mein Kind denn sein? — Leonie weiß ja, daß der Ball um sieben Uhr beginnt!" fragte ungeduldig Frau Waldmann.

„Ich sah das Fräulein vor mehreren Stunden die Richtung nach dem Strande einschlagen," sagte die Jungfer.

„Nach dem Strande? Hat sich meine Tochter denn umgekleidet?"

„Nein, das Fräulein war in dem blauen Seidenkleide."

„Dann ist sie auch unmöglich an den Strand gegangen!" entschied Frau Waldmann. „Aber wo in aller Welt kann sie bleiben? Es ist die höchste Zeit, daß wir aufbrechen, ich möchte dich nicht um die Freude des Anfangs bringen, liebe Irma."

„So laß uns gehen, Mama, Leonie mag uns nachkommen!"

„Unmöglich, mein Kind, das wäre im höchsten Grade unschicklich. Auch ängstige ich mich nicht wenig ihretwegen."

„Leonie scheint es wirklich darauf anzulegen, mir jede Freude zu verderben," rief unmutig Irma, „meine Blumen werden welk, noch ehe ich den Saal betreten habe."

Bei diesen Worten schob sie heftig ihren Kranz von frischen Rosen zurecht, daß einzelne Blättchen derselben zur Erde fielen.

„Sei nicht so ungeduldig, Irma, du verdirbst deinen Schmuck!"

„Ach, mir ist alles eins, denn mir ahnt, daß ich ihn vergebens angelegt habe. — Und sieh nur, Mama, wie düster, wie schwer plötzlich der Himmel wird — wahrhaftig, da blitzt es schon! Nun, das ist eine nette Geschichte, mit meinen weißen Schuhen und meinem dünnen Kleide in solchem Wetter bis zum Wagen zu gehen. Ach, warum wähltest du auch eine so dumme Wohnung, zu der nicht einmal ein Wagen vor die Tür gelangen kann."

„Sei nicht unartig, Irma, du weißt, daß fast sämtliche noblen Wohnungen hier fern von der Fahrstraße liegen — und noch regnet es ja nicht!"

„Es regnet in starken Tropfen!" rief in diesem Augenblicke Herr Waldmann, der eilig durch die Tür trat. „Warum seid ihr noch nicht in dem Kurhause? Schon hörte ich die Klänge der Polonaise herübertönen."

„Und ich bin nicht da und mein Tänzer wartet," rief Irma wütend. „Ich habe Louis Marneaux versprochen, die Polonaise mit ihm zu tanzen. — O du böse, böse Leonie!"

„Was ist mit ihr, warum ist sie noch nicht hier?" fragte der Großhändler.

„Weil sie mir die Freude verderben will! Fortgelaufen ist sie; Karoline sagt, sie wäre nach dem Strande gegangen."

„Und ist noch nicht zurück? und es regnet in Strömen!" rief der geängstigte Vater. „Mein Gott, was kann Leonie begegnet sein? — Wenn das Unwetter sie im Freien überrascht!"

„Und das schöne neue Kleid!“ jammerte die Mama, „das ist doch hin!“

„Ach was, Kleid,“ fuhr Herr Waldmann auf. „Ich kaufe ihr zehn neue Kleider, wenn ich das Kind nur wieder gesund vor mir sähe!“

„Gnädige Herrschaft, der Wagen ist da,“ meldete ein Diener.

„So komm, Mutter!“ rief Irma erregt.

„Was, jetzt denkst du daran, auf einen Ball zu gehen?“ rief wütend der Vater, „jetzt, wo du mich in Angst um deine Schwester siehst? — Der Wagen soll noch einmal fortfahren. — Wenn ich ihn brauche, werde ich ihn holen lassen!“ herrschte er den Bedienten an. „Ich aber will gleich selbst nach dem Strande eilen, Andreas und Jean sollen mich begleiten.“

Irma weinte vor Zorn, aber der Vater kümmerte sich nicht um diese Tränen, sondern trat mit seinen Dienern den Weg zum Strande eiligst an. Diese trugen Schale und einen Schirm für Leonie, denn man glaubte, ihr bereits auf dem Wege zu begegnen. Als die drei eine kleine Strecke durch den Wald zurückgelegt hatten, trat ihnen der Rittmeister in seinen wasserdichten Mantel gehüllt entgegen und rief fröhlich: „Ei, Herr Waldmann, welch seltsame Promenade! Lieben Sie es, im stürmenden Regen, unter Donner und Blitz Villeggiaturen zu machen?“

„Der jetzige Augenblick paßt schlecht zu einem Scherze, Herr von Oldenburg. Sie sehen mich in großer Besorgnis, ich suche meine älteste Tochter.“

„Wie, ist Fräulein Leonie nicht beim Balle? Soeben wollte ich mich nach dem Kurhause begeben und hoffte das Glück zu haben, sie dort zu sehen.“

„Es war auch unsere Absicht, das Kinderfest zu besuchen, meine Irma steht bereits seit einer Stunde tanzfertig, aber unbegreiflicherweise scheint Leonie sich beim Spaziergange verspätet zu haben und wird nun wohl von diesem Unwetter überrascht sein.“

„Und wo glauben Sie das Fräulein zu finden?“

„In irgend eine Fischerhütte, denke ich, wird sie sich geflüchtet haben."

„Wenn Sie es erlauben, Herr Waldmann, so schließe ich mich Ihnen an; die Sorge um das Schicksal des Fräuleins ließe mich doch kein Vergnügen auf dem Feste finden."

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Rittmeister, obgleich ich auf ein solches Interesse bei Ihnen nicht gerechnet hatte, denn wie mir schien, hatte meine Tochter in letzter Zeit an Ihnen einen ihrer besten Tänzer verloren."

„Das war nicht meine Schuld, Herr Waldmann. Ich bin es nicht gewohnt, mich einer Dame wider Willen aufzudrängen!"

„Wie? Soll das etwa heißen, meine Tochter wäre Ihnen unfreundlich begegnet?"

„Ich will nicht indiskret sein; erlauben Sie mir darüber zu schweigen. Lassen Sie uns jetzt lieber darauf bedacht sein, Ihr Fräulein Tochter aufzufinden." Und schneller schritten die Männer dem Strande zu. — — —

Lange und süß hatte Leonie geschlummert, als mit einem Male ein lebhafter Traum sie erwachen ließ, — sie richtete sich empor und schaute verwundert um sich, als sie sich allein in dem Kahne auf dem weiten Meere befand. Ihr Blick traf das Buch in ihrer Hand, und die romantische Idee, die sie ausgeführt hatte, fiel ihr ein; sie mußte lächeln.

Aber dieses Lächeln erstarb bald auf ihren Lippen, als sie sah, wie weit ihr Nachen sich von dem Ufer entfernt hatte, als sie sich inmitten dieses großen, endlosen Wasserspiegels erblickte, ohne die Kraft zu haben, sich dem Ufer zuzulenken.

Schwache Versuche machte Leonie zwar, nach den Lehren des Fischerknaben Steuer und Ruder zu gebrauchen, aber — ihre Hand war zu ungeübt, sie vermochte nicht dem kleinen Fahrzeug seine Richtung vorzuschreiben! —

Der kühne Mut, die frohe Zuversicht, mit denen sie den Nachen bestiegen hatte, verließen Leonie nun gänzlich, und als sie sah, wie die schweren Gewitterwolken am Himmel heraufzogen, und fühlte, wie ein starker Wind die Wellen höher und

schneller trieb und ihr Schifflein heftiger hin und her warf — da erfaßte sie eine Todesangst, — laut erhob sie ihre Stimme, Hilfe rufend, — aber das Brausen des Meeres und das Geheul des Sturmes übertönte den angstvollen Klageruf!

Es war ein majestätisches Schauspiel, das sich nun vor Leonies Augen entfaltete: Die Wellen krönten sich mit weißem Schaum, die schwarzen Gewitterwolken entluden sich in heftigem Regen, — der Himmel grau, — die Luft grau, — die ganze Meeresfläche ein fürchterliches Grau; es war, als wollte sich Himmel und Erde in diesem gräßlichen Chaos vermählen!

Und in dies farblose Dunkel zuckte der erste Blitz hinein, auf einen Augenblick alles rings mit grellem Lichte erhellend — in diesem Lichte blitzten die Schaumwellen wie Silber, und das Grün des Ufers strahlte in blaugrünem Lichte.

Nun rollte der Donner und machte die minutenlange Finsternis noch schrecklicher. Aber das einsame Mädchen in dem gebrechlichen Fahrzeug sah nichts von der grausigen Schönheit des Naturschauspiels. Fassungslos klammerte es sich an den kleinen Nachen, leise weinend, den Tod vor Augen sehend! —

Sie wollte beten, sie konnte es nicht! Nur den einen Gedanken hatte sie immerfort: „Jetzt, jetzt wirft eine Welle dich in den furchtbaren Abgrund!“ — Die Verzweiflung im Herzen erwartete sie den Tod! —

Unterdes waren die Suchenden der kleinen Bucht nahe gekommen. Hier sahen sie den Fischerknaben, der Leonie den Kahn überlassen hatte, der laut jammernd schrie: „Mein Kahn, mein Kahn, nun ist mein schöner Kahn verloren!“

Mit vieler Mühe brachten die Fragenden endlich den Zusammenhang aus dem heulenden Knaben heraus — es war kein Zweifel mehr: das unbesonnene Mädchen hatte sich allein hinaus aufs Meer gewagt!

„Wie kam Leonie, die vernünftige Leonie, auf solchen überspannten Gedanken?“ so fragte sich der Großhändler immer und immer.

„Und ist keine Spur von dem Kahne zu entdecken?“ fragte

er verzweiflungsvoll den Knaben. Ein Blitzstrahl erhellte die Gegend. „Dort treibt er!“ rief der Bube, auf einen fernen, dunklen Punkt deutend.

„So eile, eile, schaff Hilfe!“ rief der unglückliche Vater. „Willst du selbst dich aufs Meer wagen, ich gebe dir Geld, soviel du nur willst!“

„Das kann mir nichts nützen,“ sagte der Knabe, „meine Kraft ist zu schwach, ich kann nicht allein hinaus! Aber ich will meinen Vater und meinen Bruder holen, die sind stark, haben rüstige Arme, die fahren für ein gutes Stück Geld hinaus, und wenn die Welt unterginge!“

„So schaff sie zur Stelle, wo sind sie?“

Der Knabe zeigte auf eine entfernte Hütte und verließ die Angstvollen, um Rettung herbeizuholen.

„Gott im Himmel, ich unglücklicher Mensch, ich habe mein Kind, mein schönes, liebes Kind verloren!“ rief Herr Waldmann in größtem Schmerze und lief händeringend hin und her.

Mit der Heftigkeit des Vaters kontrastierte stark die Kaltblütigkeit des Rittmeisters. „Können Sie rudern?“ rief er den Dienern zu, diese verneinten es.

„So will ich allein hinaus!“ rief Oldenburg, löste einen Kahn von der Kette und rief dem erstaunten Vater zu: „Wenn die Schiffer kommen, so senden Sie mir dieselben nach, ich weiß nicht, ob meine Kräfte zu dem Wagnis ausreichen! Gebt mir das Tuch, so, und nun mit Gott!“

Er stieß vom Lande. „Edler, großherziger Mann,“ rief der Großhändler, „wenn die kühne Tat gelingt, begehrt von mir, was Ihr wollt! Mein eigen Kind will ich Euch geben!“ —

Seltsam zuckte es bei diesem Ausspruch um den Mund des kühnen Mannes, und mit ruhiger, geübter Hand lenkte er den Nachen durch die Wogen. Es war, als begünstigte der Himmel sein Vorhaben, denn in diesem Augenblicke hörte der Regen fast gänzlich auf, das Gewitter zog weiter und weiter, die Luft war minder schwer und Oldenburg vermochte den dunklen Punkt zu erblicken, den man für den Nachen mit dem unglücklichen Mädchen hielt.

Geübt und ein Meister in allen körperlichen Übungen, war der Rittmeister des Ruderns vollständig kundig. Da der Sturm dem scheidenden Gewitter schon vorangegangen war, linderte sich allmählich der starke Schlag der Wellen und die Rettungstat Oldenburgs sah vom Ufer weit gefährlicher aus, als sie es in der Tat für den starken Mann war.

Leonie merkte nichts von dem Aufhören des Donners, von dem Verschwinden des Blitzes, nichts von der ihr nahenden Rettung. Fest die Augen geschlossen, lag sie noch immer da, angstvoll und still. —

Da, nach einer langen, langen Zeit des Entsetzens hörte sie ihren Namen. „Leonie!“ tönte eine sanfte, klangvolle Stimme an ihr Ohr.

Leonie fuhr auf. Mit irren Blicken starrte sie den Rufenden an.

„Sie leben, es ist Ihnen nichts geschehen, o Gott sei Dank!“ rief es wieder.

War es ein Traum, der von neuem ihr aufgeregtes Hirn bewegte, oder war es wirklich Oldenburg, der geflohene, gehaßte Oldenburg, der nun kam, sie zu retten?

Leonie hatte keine Zeit, nachzudenken und sich ihrem Erstaunen hinzugeben. Der Rittmeister reichte ihr die Hand und sagte: „Schnell, fassen Sie fest meine Hand und kommen Sie in meinen Kahn herüber; er ist größer und bringt uns sicherer ans Land.“

Mechanisch gehorchte das junge Mädchen; noch war es zu sehr betäubt, um seine Freude über die unerwartete Rettung zu bezeigen.

Oldenburg warf der Durchnäßten den Schal zu. „Hüllen Sie sich ein und bleiben Sie ruhig, ich hoffe, ich rette uns beide.“ Den Nachen Leonies aber gab er dem Elemente preis; er trieb dahin mit dem Hute und dem verhängnisvollen Liederbuche! —

Stumm sah Leonie zu ihrem Retter auf.

Auf der Hälfte des Weges kam ihnen das Boot mit den

Schiffern entgegen. „Zu spät," rief stolz Herr von Oldenburg, „ihr könnt wieder umkehren!"

„Aber mein Kahn," klagte der Knabe.

„Den wird man dir bezahlen, sei ohne Sorge."

Nur einmal während der immer noch gefahrvollen Fahrt bückte sich der Rittmeister zu Leonie nieder und sagte: „Leiden Sie?"

„Nein," antwortete diese, „aber mich friert!" Ein kalter Schauer überfiel die jungen Glieder, kein Wunder, der strömende Regen war durch die leichten Kleider gedrungen. Aber trotz der Kälte und Schwäche fühlte Leonie doch schon, welches Opfer ihr der Rittmeister gebracht hatte.

„Ihnen danke ich mein Leben," sagte sie mit tiefem Gefühl. „Wie werde ich die große Schuld jemals abtragen können?"

„Indem Sie vergessen, daß es einen Augenblick gab, in dem ich mich vergessen konnte! Indem Sie vergeben!"

„O, ich habe vergeben!" rief Leonie.

„Nun, dann bin ich belohnt!" —

Unter diesen Worten hatten sie sich dem Lande genähert. Mit jubelnder Freude, in zitternder Aufregung empfing der Vater seine Tochter. Aber indem er sie selig umarmte, verließ Leonie die bisher bewahrte Besinnung; bewußtlos sank sie zusammen.

„Lassen Sie das Fräulein in die Hütte tragen," riet der Rittmeister dem ängstlichen Großhändler. „Ich werde heimeilen, Ihre Frau Gemahlin zu beruhigen und, was vor allem nötig ist, weibliche Hilfe hersenden."

Mit diesen Worten entfernte sich Oldenburg schnell, dem überschwenglichen Danke des Vaters ausweichend.

„Gewonnen, gewonnen!" rief der junge Mann, als er sich allein sah. „Sie soll mir jener Stunde im Walde gedenken lernen!"

Die heftige Erkältung, die entsetzliche Aufregung zog Leonie eine längere, ernstliche Krankheit zu. Aber ihre Jugendkraft

überwand auch diese. Als sie ihr Krankenlager verließ, hatte ihre Seele nur den einen Wunsch, ihrem Retter zu danken.

Der Widerwille und das Mißtrauen gegen Oldenburg waren einer schwärmerischen Begeisterung für den heldenmütigen Mann gewichen, und bald war es ein öffentliches Geheimnis, daß die reiche Leonie Waldmann den Rittmeister liebe und ihm in nicht zu ferner Zeit ihre Hand reichen würde. Der Rittmeister lächelte vielbedeutend, wenn man darauf anzuspielen pflegte.

Briefwechsel.

Elisabeth von Hildern an Leonie Waldmann.

Den 28. September 18 . .

Meine geliebte Leonie!

Dem Himmel sei Dank, daß Du wieder ganz hergestellt von der furchtbaren Erschütterung bist, die jetzt nur noch wie ein wüster, schreckenerregender Traum Dir erscheint! — O, wohl hast Du recht, wenn Du die innigste Dankbarkeit gegen Deinen Retter empfindest — wie groß muß nicht seine Liebe zu Dir sein, da sie ihm den Mut gab, sein Leben für Dich zu wagen! — Jeden Zweifel, jedes Mißtrauen, das ich in die Aufrichtigkeit seiner Gefühle setzte, bitte ich ihm in tiefster Seele beschämt ab, und ich wollte, es wäre mir vergönnt, dem edlen Manne selbst für Deine Rettung zu danken! — Auch Klara, ich zweifle nicht, wird nun einsehen, wie unbegründet ihre Antipathie gegen Oldenburg war. Noch einmal, Dank Deinem Retter und Dank dem Himmel, der die kühne Tat gelingen ließ!

Du verlangst von mir, meine teure Leonie, eine genaue ausführliche Beschreibung meines jetzigen Lebens — dasselbe ist sehr ruhig und einfach, es ist nicht viel darüber zu berichten. Als ich Dir meinen letzten Brief schrieb, war ich erst

acht Tage in der Pension, ich konnte daher nicht viel über dieselbe sagen, heute aber, nachdem ich vier Wochen darin lebe, kann ich mit Gewißheit darüber berichten. Ich glaube, ich habe es gut getroffen. Madame Herzfeld, unsere Pensionsmama, ist eine sanfte, liebe Frau von gutem Ton und größter Sauberkeit. Sie sieht darauf, daß sich der Ordnungssinn auch bei ihren Pensionärinnen ausbilde. Anfangs kam diese Aufsicht mir wohl etwas sonderbar vor, denn Du weißt, wie frei und ungehindert ich in meinem Stübchen walten durfte. Aber jetzt tut mir die Gewissenhaftigkeit der Madame Herzfeld wohl, denn ohne sie sähe es um mein Zimmer wohl nicht zum besten aus. Meine Mitbewohnerin, Helene Alwin, ist ein junges Mädchen, das sich hier zur Malerin ausbildet. Außer dieser Stubengenossin und mir haben wir noch drei Pensionärinnen, eine größere Zahl könnte die sehr beschränkte Wohnung der Frau Herzfeld nicht fassen. Zwei derselben bewohnen ein uns gegenüberliegendes Zimmer und sind ebenfalls Schülerinnen des Instituts, das ich besuche; da sie aber eine Klasse tiefer darin sind als ich, kommen wir wenig miteinander in Berührung.

Das fünfte der Mädchen ist eine reiche Erbin vom Lande. Sie wird sich ein Jahr lang in Berlin aufhalten, um sich in der Literatur, den Sprachen und der Musik zu vervollkommnen. Da nun Aurelie eine viel größere Pension zahlt als wir anderen, die wir ja nur lernen, um unsere Existenz mit dem Gelernten erringen zu können, hat sie den Vorzug eines eigenen, allerliebsten Zimmers.

Dieses Zimmer ist das einzige, um das ich das reiche Mädchen ein wenig beneide, — ach, ich war ja so sehr daran gewöhnt, mein eigenes, kleines Heim zu besitzen!

Du fürchtest, meine Leonie, daß mich das Beisammensein mit so vielen Mädchen meines Alters Dir entfremden werde — das denke nicht. Ich bin keines von den leicht sich anschmiegenden Wesen, und wer wäre im stande, mir Dich, die treueste Gespielin meiner glücklichen, ach, wie glücklichen Jugend,

zu ersetzen? Auch drängt man sich nicht so sehr um die Freundschaft Deiner Elisabeth: Helene sieht als angehende Künstlerin nur auf uns „Schulmeisterinnen" aus hohen Regionen herab. Aurelie ist ein liebes, freundliches Mädchen, aber der Reichtum ihrer Eltern führt sie in viele Kreise, und so ist sie fast allabendlich in Gesellschaft, — und Ida und Hermine als Klassen- und Stubengenossinnen sind sich selbst genug. Auch würden diese letzteren mir nicht zusagen. Ich achte und ehre die gute Frau Herzfeld sehr, diese beiden Mädchen aber können nicht müde werden, ihren Geiz und ihre Knauserei zu tadeln.

Ob Frau Herzfeld nun wirklich geizig ist, kann ich nicht ermessen; ist die Kost auch nicht so, wie wir daheim sie gewohnt waren, nun so ist vielleicht die große Teuerung daran schuld, die hier in Berlin herrscht, auch höre ich dieselben Klagen im Institute von allen Pensionärinnen, — ja eine Pension, meine Leonie, ist eben kein D a h e i m! — —

Mit meinen Fortschritten geht es gottlob gut. Das Lernen macht mir unter den ausgezeichneten Lehrern, die wir hier haben, eine unnennbare Freude; ich weiß mir nichts Schöneres auf der Welt, als den Vorträgen des Doktor Stein zuzulauschen, der uns Ästhetik und Geschichte vorträgt.

Meine Sonntage bringe ich dem Wunsche meines Oheims gemäß in seinem Hause zu. Ich glaube, daß ich diese Einladungen meiner Cousine verdanke, denn das Kind hängt mit einer schwärmerischen Liebe an mir, ich muß es stets bei den Ausfahrten begleiten. Da der Trauer halber nur ganz kleine Zirkel bei der Tante stattfinden, so dürfen Lucinde und ich bei dem Diner zugegen sein: ich habe somit schon viele Leute aus der höheren Gesellschaft kennen gelernt. Wirkliches Interesse flößt mir bisher jedoch nur der Bruder des Onkels, der Oberst von Steinbach, ein. Seinem Einfluß ist es zu danken, daß Eugen, der Sohn des Hauses, ein so lieber, natürlicher Junge ist.

Wir haben so oft geglaubt, liebe Leonie, daß die Klatschereien, die kleinlichen Kritteleien, die uns in unserem Städtchen

so oft mißfielen, in einer so großen Residenz fortfallen — aber da irrten wir uns sehr. Größtenteils bestehen die Tischgespräche in dem Aburteilen und dem Kritisieren von Bekannten, und ich wollte oft, ich könnte lieber ruhig in meiner Pension bei einem guten Buche sitzen, als hier die Zeit bei so hohlen und unchristlichen Reden verbringen. Und wie beneiden mich die Pensionärinnen dieser Einladungen halber! —

Von der guten Barbara habe ich auch wieder Nachricht. Sie vegetiert so fort in ihrem Stifte, dessen Lebensart ihr gar nicht zusagt. Im Geist, schreibt sie, sei sie stets bei mir und ihrer lieben Herrin! Jetzt denke ich an die Tante, da treten gleich die Tränen in meine Augen, — ich schließe denn. Der Brief ist ja so überlang. — Grüße die Deinen und schreibe bald Deiner treuen

Elisabeth.

Leonie Waldmann an Elisabeth von Hildern.

B., den 6. Januar 18 . .

Meine süße Elise!

Deinen herzlichen Glückwunsch zum neuen Jahr geben wir alle in gleichem Maße wieder! Es ist so hübsch, daß wir uns so oft schreiben, da werden wir uns doch in keiner Weise fremd. Du schreibst stets so herzige Briefe, ich begreife gar nicht, wo Du den Stoff dazu in Deinem einförmigen Leben hernimmst. Himmel, ich könnte nicht so existieren: die ganze Woche arbeiten und dann Sonntags mit einem Kinde (denn das ist Lucinde doch noch) spielen. Ich schaffe mir Irma so viel als möglich vom Halse, denn das naseweise Ding stört mich.

Ich habe Dir wieder unendlich viel zu erzählen, ich erlebe fast alle Tage etwas, immer Gesellschaften, Schlittenfahrten, Bälle und dergleichen, ich sage Dir, ich bin das glücklichste Geschöpf auf Gottes Erde!

Am Weihnachtsabend war ein großes Fest bei uns, an fünfzig Personen, für alle hatte Papa Geschenke besorgt, natürlich nur spaßhafte Dinge, ich wollte, Du wärest dabei gewesen.

Dem Rittmeister aber hatte Papa ein prachtvolles Reitpferd, einen arabischen Hengst, zum Geschenk geschickt, zu welchem ich Sattel und Schabracke ganz allein stickte! Denke, es war wirklich das erste Mal, daß ich eine Arbeit allein vollendet habe, aber das konnte ich für meinen Lebensretter doch tun, nicht wahr?

Oldenburg wollte das Geschenk nicht einmal annehmen, Papa aber drang so lange in ihn, bis er es doch behielt, — nun reitet er auf dem schönen Pferde vor meinem Fenster vorüber; da sieht er stattlich aus und schön!

Mir hat das Weihnachtsfest unzählige Dinge gebracht, sie aufzuzählen wäre fast unmöglich, meine gütigen Eltern überhäufen mich mit ihrer Großmut. Denke, das große, gelbe Giebelzimmer, in dem wir ehedem unsere Puppenwirtschaft hatten, ist jetzt meine Garderobe, und so viele Kleider besitze ich, daß fast alle Schränke gefüllt sind. — Weißt Du, manchmal ist es mir peinlich, stets in neuer Toilette auf den Bällen zu erscheinen, es sieht so prahlend aus. Als ich neulich in einem schönen, roten Atlaskleide mit Krepprüschen und Rosengirlanden neben der in einfachen weißen Tüll gekleideten Tochter des hiesigen Obersten in der Quadrille stand, da schämte ich mich fast. Aber Du kennst die Mama! In diesem Punkte ist mit ihr nichts zu machen; da setzt sie ihren Willen durch; geputzt will sie mich sehen.

Der Silvesterball im Kasino war wieder himmlisch. Ich eröffnete mit Oldenburg, der mir ein prachtvolles Bukett von weißen Kamelien und Veilchen geschickt hatte, den Ball, — Eugenie war rot vor Ärger wie ihr Ballkleid.

Die arme Eugenie! Sicher liebt sie Oldenburg sehr — und ist es anders möglich? Ist er nicht der schönste, eleganteste, beste Mann, den man sich denken kann? —

Aber da schreibe ich Dir von solchen Dingen und vergesse ganz, daß ich eigentlich noch ein Schulmädchen vor mir habe, die ja von Liebe und solch schönen Dingen noch gar nichts hören darf. Da will ich doch lieber alle anderen interessanten Geschichten, die ich Dir noch mitteilen wollte, für mich behalten.

Lebe wohl, einen herzlichen Gruß von uns allen und behalte lieb Deine Dich bis in den Tod liebende Leonie.

Elisabeth an Leonie.

Berlin, den 18. Januar 18 . .

Liebe Leonie!

Beim Lesen Deines letzten Briefes ward mir wiederum recht klar, wie gut das Schicksal uns nach unseren Fähigkeiten und Anlagen zu führen weiß. Dir gab es Reichtum, Glanz und Vergnügen, das beglückt Dich, Du bist darin zufrieden. Wie traurig wäre mein Los, wenn ich wäre wie Du, wie würde ich da neidisch auf Dich und Deine bevorzugte Stellung hinblicken und mich unglücklich fühlen in meiner Unscheinbarkeit! Aber, dem Himmel sei Dank, kein anderes Gefühl als Freude bewegt mich, wenn ich höre, wie glücklich Du bist, — für mich wäre ein solches Leben kein Glück! Je mehr mir vergönnt ist, fortzuschreiten auf dem Wege meines Strebens, je mehr ich durch die Pforten treten darf, welche uns die Wissenschaft erschließt, je glücklicher bin ich. Den Beruf, den ich erwählte, um mich selbständig durch das Leben zu bringen, würde ich jetzt auch erwählen, wenn ein plötzlicher Reichtum mich der Verpflichtung, für mich zu sorgen, überheben würde. Ich liebe es, meine Kenntnisse zu vermehren und zu bereichern, ich liebe es, alles das verstehen und begreifen zu lernen, was große Männer für uns gedacht und gedichtet haben, und ich fühle es: mein Lebensberuf wird mir mein Lebensglück geben!

Seit einigen Wochen wird mir ein großer Genuß: Doktor Stein, der allverehrte Lehrer unseres Instituts, hält zweimal wöchentlich Vorlesungen über unsere neueren Dichter. Der Güte meines Onkels verdanke ich es, daß ich diesen Vorträgen anwohnen darf. Ich wüßte mir keinen Genuß, der diesem zur Seite zu stellen wäre! Das Ausarbeiten des Gehörten ist mir eine liebe, liebe Arbeit, die Stunden, die ich damit ausfülle, sind mir Weihestunden. — Ereignisse aus meinem Leben, die Inter-

esse für Dich hätten, gibt es nicht, ich lebe nach alter Weise ohne Unterbrechung fort. Die Sonntage finden mich stets bei der Tante. Lucinde ist lieb und teilnehmend wie immer, ihr erzähle ich viel von der lieben, unvergeßlichen Verstorbenen. Die Tante selbst hat den Verlust noch nicht wieder berührt, sie ist sehr vorsichtig mit ihren Nerven, aber den sie so sehr kleidenden Traueranzug trägt sie noch stets.

Liebe Leonie, Du meinst, Du müßtest mit Deinen Mitteilungen aus der bunten Welt zurückhaltender gegen mich sein, wir „Schulmädchen" dürften von dergleichen nichts wissen. Da muß ich Dir doch sagen, daß es unter meinen Mitschülerinnen einige gibt, die sehr merklich an Liebe und Schwärmerei denken. Nicht alle finden ihr Glück im Studium wie ich. Den meisten ist ihr dereinstiger Beruf aufgezwungen, und die Zeit des Lernens dünkt ihnen endlos und langweilig. Um nun der Eintönigkeit des Schullebens ein höheres Interesse zu geben, haben sie sich en masse, ich kann keinen anderen Ausdruck gebrauchen, in unseren vortrefflichen Lehrer, in Doktor Stein, verliebt, der neben seinen glänzenden Fähigkeiten ein männlich schönes Äußere besitzt. Da solltest Du hören, in welche Albernheiten diese Backfischchen verfallen: seine blauen Augen sind „Sternenaugen", sein volles Haar „ein schwarzer Lockenwald", „seine edle Gestalt", „sein hoher Gang" und „seiner Rede Zauberfluß" werden beständig gepriesen; der arme Doktor hat zu tun, bis er seinen Stuhl und seinen Tisch zu seinem Gebrauche von all den Blumen befreit, die seine Verehrerinnen darauf hinlegen.

Wir, die wir des Lehrers Talente, sein weites Wissen, seine Gelehrsamkeit viel zu sehr schätzen und verehren, als daß uns bei solchen Eigenschaften noch der schöne Mann in Betracht käme, wir schauen mit Lächeln auf die Enthusiastinnen, welche die zurückgebliebene Neige aus seinem Wasserglase in ihre Flacons gießen, oder eine vergessene Feder, die er benützt, in kleine, winzige Stückchen unter sich verteilen und dann in ihren Medaillons auf der Brust tragen.

Du siehst also, meine Leonie, die Schwärmerei ist überall zu Hause, sei es im Ballsaale unter tausend strahlenden Kerzen, oder in der Schulstube mit weißgetünchten Wänden; wo Jugend zu finden ist, ist einmal ihr Reich! — Nun hast Du einen Blick in die Geheimnisse unseres Instituts geworfen! Grüße alle und danke Gott, Leonie, daß er ein ruhiges, schwer zu erregendes Herz verliehen Deiner Elisabeth.

Leonie an Elisabeth.

B., den 12. Februar 18 . .

Meine teure Elisabeth!

Was für ein glückliches Mädchen Du bist, diese Ruhe, dieses stille Sichgenügenlassen! Ich bin nicht so! Weißt Du, daß ich eine ganze Zeitlang sehr unruhig und unglücklich war? Du fragst: „weshalb?“ So höre: Wir hatten am ersten Februar einen großen Maskenball im Kasino, ich war als Frost kostümiert und sah, wie ich glaube, recht gut aus. Mama hatte mir ein herziges Kostüm machen lassen: blauen Tarlatan mit Kristallperlen und kleinen Schwanenfedern übersät, auf dem Kopfe trug ich eine Eiszapfenkrone von Kristall. Alle Welt war entzückt von dem Anzuge, und da er sehr prächtig war, wußte man bald, wer ihn trug. Alle meine Tänzer und Verehrer näherten sich mir und sagten mir schöne Sachen, nur Oldenburg kam und kam nicht! Wo blieb er nur? Vergebens sah ich mich in allen Ecken nach ihm um, — was war mir ohne ihn das Fest, mein gutes Aussehen? Nichts, gar nichts! In der Verzweiflung wählte ich den langweiligen Assessor Schlosser zum Führer, diesen konnte ich doch überall hinschleppen, wo ich den Vermißten zu finden hoffte. Da betrat ein schönes Polenpaar den Saal und, — denke Dir meine unangenehme Überraschung, als mir die Bemerkung zugeflüstert wurde: „Die beiden sind der Rittmeister von Oldenburg und Fräulein Marneaux.“ — Eugenie, meine einzige, gefürchtete Nebenbuhlerin in gleicher Maske mit ihm, nein, das war ja nicht möglich!

— Das Polenpaar tanzte viel und schön, so schön, daß ich selber schon zu denken begann: „Man hat recht, das ist Oldenburg.“ — Still und traurig gebot ich meinem Begleiter, mich zu einer Ruhebank zu führen. Hier saß ich, teilnahmlos in das Gewühl starrend, als mit einem Male eine nur zu bekannte Stimme mich ansprach. Ein schwarzer Domino stand vor mir — es war der Rittmeister. Auf meine Frage, ob er der auffallende Pole gewesen, schüttelte er ernst das Haupt. Er erzählte, daß er bisher bei einem kranken Freunde aufgehalten worden sei und soeben erst den Saal beträte, daß er nur gekommen wäre, um mich zu sehen.

Ich suchte die Polen ohne Aufhören — sie waren verschwunden. Eugenie befand sich gar nicht unter den Demaskierten und behauptet fest, den Ball nicht besucht zu haben. Was ist nun Wahrheit? Bin ich getäuscht oder habe ich mich selbst getäuscht? — Ach, dieses Nachdenken macht mir den Kopf so schwer. Schreibe Du doch, ob Du den Rittmeister fähig hältst, mich so zu hintergehen?

Deine Briefe, Elise, freuen mich jedesmal, und über die Schwärmereien Deiner Gefährtinnen habe ich herzlich gelacht, — wie kann man nur einen Schulmeister lieben? — zu komisch!

O, wie ich oft auf Eugenie ärgerlich bin, das kann ich Dir nicht beschreiben! Sage mir doch, Elisabeth, kennst Du den Neid, die Unzufriedenheit gar nicht? Bist Du stets zufrieden?

In alter Liebe Deine sehr besorgte Leonie.

Elisabeth an Leonie.

Berlin, 28. Februar 18 . .

Meine Leonie!

Heute will ich zuerst die letzte Frage Deines Briefes beantworten: Halte mich doch um des Himmels willen nicht für so gut, für so weise, daß du glaubst, ich wäre immer zufrieden! O Leonie, wer kann das wohl von sich sagen? Nicht der Beste, viel weniger ich schwaches, unerfahrenes Mädchen!

O liebe Leonie, auch ich kann neidisch sein, recht abscheulich und nicht einmal neidisch auf so ernste Dinge wie Du, nein, auf viel wertlosere. Du sollst sehen, daß Du noch meine Freundin bist, daß ich Dir alles, alles sage.

Es mögen nun acht Tage sein, da lud Aurelie uns alle ein, sie in das Theater, das heißt in das Königliche Schauspielhaus zu begleiten. (Du mußt wissen, Berlin ist sehr groß und hat viele Theater, aber Frau Herzfeld duldet nur, daß ihre Pensionärinnen die königlichen besuchen, in denen nur gute Schau- und Lustspiele und Opern gegeben werden, keine frivolen Possen.) — Also, Aurelie ließ diese Einladung an uns ergehen, um uns allen ein gemeinsames Vergnügen vor ihrer Abreise zu machen, denn Aureliens Jahr ist vorüber und sie reist demnächst heim.

Man gab Schillers „Braut von Messina", und da es ein Trauerspiel ist, so hatte Onkel und Tante nichts dagegen, daß ich das Theater trotz der Trauer besuchte. — Ich freute mich sehr auf den seltenen Genuß. Außerdem interessierte mich dieses Stück besonders, da Doktor Stein in einem seiner letzten Vorträge über den Chor der Alten und über die Benützung desselben in dem neueren Drama von Schiller so schön und ausführlich gesprochen hatte. Mein Herz klopfte voll freudiger Erwartung, und ich war seelenfroh, als Frau Herzfeld uns endlich zum Gehen rief. Die antike, würdige Bauart des Hauses hatte immer einen gewaltigen Eindruck auf mich gemacht, und als ich nun in dem schönen, einfachen Raume saß, der Vorhang sich erhob und Schillers tief ergreifende Dichtung an mir vorüberzog, da war mir zu Mute, als wäre ich dieser Welt entrückt.

Meisterhaft war die Darstellung der Tragödie: Manuel und Cäsar, die gewaltige Isabella und die liebliche, unglückliche Beatrice, wie die beiden Chorführer waren gleich vortrefflich. Ich starrte sie unverwandt voller Bewunderung und Begeisterung an und konnte Helene und Aurelie nicht begreifen, die dieses und jenes an dem Spiele auszusetzen hatten, woraus

ich schließen mußte, daß die mächtige Dichtung nur wenig Eindruck auf sie mache. Aurelie besuchte das Theater häufig, denn verschwenderisch gewähren ihre Eltern die Mittel, Helene hat Künstlerbekanntschaften, durch deren Verwendung sie Freibillette erhält.

Da regte sich zum ersten Male recht der böse Neid in meinem Herzen und flüsterte: „Jenen beiden, die kein Verständnis, keine Seele für das Erhabene der Kunst besitzen, ist ihre Stätte offen; ich, die ich mich beglückt, erhoben durch sie fühle, bin davon ausgeschlossen!“ — Und zum ersten Male legte ich mich mit trotzigem Herzen nieder, und zum ersten Male sprach nur meine Lippe das Abendgebet. Nicht wie sonst folgte ich den Lehren meiner guten Tante, Abends die Ereignisse des Tages an mir vorübergehen zu lassen, mein Benehmen zu prüfen und mich selbst zu fragen: „Tatest du recht oder unrecht?“

Mißmutig ging ich am anderen Morgen an meine Arbeit, hadernd mit dem Geschick, das mich zwang, stets nur mich zu mühen und zu schaffen, indes es anderen die reichsten Genüsse bot. Da zum ersten Male, als ich so unzufrieden war, fühlte ich mich recht unglücklich.

Mir war so weh, so einsam zu Mute, ich fühlte mich so allein, — da fiel mir ein, daß meine Tante mir gesagt hatte: im Himmel droben wohne ein Vater, an ihn solle ich mich zu jeder Stunde wenden. Und ich betete, betete um meine alte Ruhe, meinen stillen Frieden! Mein Gebet war nicht vergebens, ich wurde erhört! — Es war am Nachmittage, ich arbeitete in meinem Zimmer an einem geographischen, ziemlich mühsamen Aufsatz, als Ida und Hermine zu mir kamen, mich bittend, ihnen bei einer schwierigen Rechnung, die sie nicht zu lösen vermochten, zu helfen. Natürlich erfüllte ich ihre Bitte, und nachdem wir die Arbeit beendet hatten, gingen die Mädchen von dannen, um die Musikstunden in dem Konservatorium nicht zu versäumen. — Ich saß allein in ihrem Zimmer, in dem wir die Rechnung gemacht hatten, und blätterte gedankenlos in den

Albums der beiden Mädchen. Da hörte ich im Nebenzimmer, dessen Tür nur angelehnt war, sprechen; das Nebenzimmer heißt „der Salon“, ist aber in Wahrheit das Konversations-, Eß- und Wohnzimmer der Madame Herzfeld. Auch jetzt befand sie sich in demselben und sprach laut, da sie nach dem Fortgehen der Mädchen das Nebenzimmer leer wähnte, mit ihrem Sohne Fritz.

Ich dachte, es wären ein paar gleichgültige Worte und blieb sitzen, denn oft kommt Fritz, der in einem Kaufmannsgeschäft lernt, herüber, um sich von der Mama Wäsche oder Kleider zu holen — heute wollte er etwas anderes.

„Mutter,“ sagte er, „am Sonntag ist endlich das große Turnfest, viele auswärtige Turnerschaften kommen dazu her, du weißt's, Mutter, ich bin ein guter Vorturner, ich möchte nicht gerne von dem Feste fern bleiben.“

„Kostet die Teilnahme viel, mein Sohn?“

„Ja, Mutter, wir werden es sehr großartig haben, jeder muß einen ganzen Taler Beitrag geben. Du weißt's, liebe Mutter, ich verdiene noch nichts, falle dir sonst auch nicht mit derartigen Bitten beschwerlich, dieses Mal aber möcht' ich doch gar zu gerne hin. Du erlaubst es, Mutter, nicht wahr?“

Ich wollte mich leise auf mein Zimmer schleichen, aber ich konnte es nicht, ohne daß ich gehört worden wäre, denn alles blieb im Nebenzimmer still, ich hörte nur Frau Herzfeld weinen.

„Warum weinst du, Mutter?“

„Weil es mir so weh tut, dir die kleine Bitte nicht gewähren zu können, ich muß jeden Groschen zusammenhalten, weiß ich doch kaum, wie ich es länger machen soll, alles so zu erhalten.“

„Aber Mama, du bekommst doch ein schönes Pensionsgeld.“

„Jawohl, mein Sohn, aber das Leben ist auch teuer, und die Ansprüche der Mädchen mehren sich täglich. Dennoch ginge das alles, wenn ich das Geld richtig erhielte, aber der Vater Helenes hat seit zwei Monaten nichts geschickt, und für Aurelie habe ich den ganzen Winter keine Pension erhalten und noch so vieles bar auslegen müssen.“

„Aber Aurelies Eltern sind ja so reich!“

„Gerade darum, mein Kind, stellen sie sich nicht vor, wie ihre Nachlässigkeit einer armen Frau wie mir schlaflose Nächte bereiten kann. In etwa acht Tagen erst kommt der Vater, um sie abzuholen, und wie ich bis dahin auskommen soll, das weiß Gott!“

„Liebe Mutter, sei doch nicht so verzagt, und siehst du, wenn ich das gewußt hätte, ach — ich denke gar nicht mehr an das Fest!“

„Mein liebes, liebes Kind, daß ich dir die kleine Bitte verweigern mußte, das schmerzt mich mehr als alles andere.“

„Was ist's weiter, Mutter,“ rief fröhlichen Tons der gute Junge, „es gibt noch mehr Turnfeste, bei denen ich meine Tüchtigkeit als Turner zeigen kann. — Weine nicht mehr, Mütterlein! — Jetzt will ich in meine Kammer hinüber, mir andere Wäsche zu nehmen, dann komme ich dir noch Adieu sagen — gute, liebe Mutter!“

Mit diesen Worten ging der liebe Fritz aus dem Zimmer. Auch ich benutzte diesen Augenblick, um aus meinem unfreiwilligen Versteck zu schlüpfen. Ein glücklicher Gedanke beseelte mich — ich, die ärmste der Pensionärinnen, konnte dieses Mal helfen, konnte dem Mutterherzen eine Kränkung ersparen. — Mein Onkel hatte mir nämlich der Bequemlichkeit halber das Pensionsgeld für ein halbes Jahr gegeben, da es aber bei Frau Herzfeld Sitte war, alle Vierteljahre zu bezahlen, so hatte ich die Hälfte des Geldes ängstlich und sorgfältig selbst aufgehoben, jetzt eilte ich zu meiner Kommode — und da hatte ich den Schatz.

Ich eilte zu Madame Herzfeld und sagte: „Es ist mir so unbehaglich, die Hüterin so vielen Geldes zu sein, es wird Ihnen, liebe Frau Herzfeld, wohl gleich sein, ob ich die Pension für das nächste Vierteljahr schon heute oder erst am ersten April in Ihre Hände gebe. Sie tun mir einen Gefallen, wenn Sie mich meines Bewahrungsamtes entheben.“

Rasch und prüfend schaute mir die Frau in die Augen,

aber ich machte eine ganz unschuldige Miene, und da in diesem Augenblicke Fritz wiederkehrte, so siegte doch ihr Muttergefühl über das augenblickliche Mißtrauen, und sie sagte einfach: „Gut, Elisabeth, gern will ich das Geld nehmen. Morgen werde ich Ihrem Herrn Onkel die Quittung darüber zustellen."

Ich dankte und eilte in mein Zimmer. Fünf Minuten später hörte ich Fritz jubelnd und singend die Treppe hinabspringen, — der hatte sicher seinen Taler! —

Da war ich froh, froher noch, als am Abend zuvor in dem Theater, da fühlte ich, Leonie, daß es noch ein besseres, reineres Glück gibt — als eine Theatervorstellung! Der Neid war aus meinem Herzen gewichen, die zufriedene Ruhe zurückgekehrt! —

Nun aber ist's spät, zehn Uhr schon vorüber, nun will ich mich zur Ruhe begeben. Die anderen Stellen Deines Briefes beantworte ich Dir mit nächstem. Für heute gute Nacht!

Elisabeth.

P.S. Noch eines — Fritz hat sich auf dem Feste herrlich unterhalten und einen Preis errungen. Frau Herzfeld ist selig!

Fortsetzung des Briefwechsels.

Elisabeth an Leonie.

Berlin, den 4. März 18 . .

Liebste Leonie!

Du siehst wohl, ich halte gut Wort und will heute die andere Frage Deines Briefes beantworten.

Aber sollte das noch nötig sein? Bist Du nicht schon selbst mit Dir einig geworden, was Du von dem Benehmen Oldenburgs auf dem Balle zu halten hast?

Du fragst mich, ob ich ihn fähig halte, Dich zu hintergehen? Wie kann ich das! Nach den Proben, die er Dir von seiner Aufopferung gegeben hat, wäre es wohl unmöglich, zu glauben, daß er Dich absichtlich täuschen sollte.

Ich war eigentlich etwas überrascht, solche Zweifel zu vernehmen. Ich dachte, Du liebst allen Ernstes Deinen Lebensretter, und wo man aber liebt, da vertraut man unbedingt!

Ich fühle das an mir selber: meine liebe, selige Tante liebte ich von Herzen; Dich liebe ich und die gute, treue Barbara; nun sollte doch jemand kommen und mir von Euch sagen, Ihr hinterginget mich, würde ich das wohl glauben?

Ja, nicht einmal die Liebe ist nötig zu schrankenlosem Vertrauen, auch die Hochachtung, die Verehrung bedingt dieses schon. Auch das nehme ich von mir ab; denn meinen Lehrer, den allgemein bewunderten Doktor Stein, verehre ich und achte ihn hoch, und weil ich das tue, würde nie ein Zweifel an einem seiner Worte in mir rege werden.

Darum, liebe Leonie, hast Du jetzt gleich einen richtigen Prüfstein Deiner Gefühle. Kannst Du das Mißtrauen gegen Oldenburgs Aufrichtigkeit nicht überwinden — nun denn, so liebst Du ihn auch nicht, wie ich bisher geglaubt habe. Der kühne Ritter muß sich ein anderes Röslein suchen, und unsere Leonie bleibt ihren Freundinnen erhalten.

Ich hoffe recht baldige und recht genaue Erörterung dieser zarten Angelegenheit. Heute schreibe ich nicht weiter, denn das Institut stellt jetzt so große Anforderungen an mich, daß ich stets bis elf Uhr Nachts zu arbeiten habe.

Grüße die Deinen und behalte lieb Deine treue

Elisabeth.

Leonie an Elisabeth.

B., den 20. März 18 . .

Herzensfreundin!

Vielen Dank für Deine beiden lieben, herzigen Briefe, die so eingehend meine Fragen beantworten. Wo bekommst Du

nur alle die guten Gedanken her, Elise? Wie weißt Du Dich nur immer so treffend auszudrücken! Wenn ich Deine Briefe lese, so ist mir's gerade, als nähme ich ein recht gutes Buch vor; es will mir nicht in den Sinn, zu denken, meine Gespielin sei es, die so denke und schreibe. Wo hast Du nur die Zeit, bei Deiner vielen Arbeit so ernsthaft über Dich nachzudenken? Ich komme niemals zu dieser „Einkehr in mich selbst", wie's unser alter Klassenlehrer nannte, ich habe tausend andere, amüsantere Dinge im Kopfe.

Dein letzter Brief hat mich ordentlich unruhig gemacht. „Kein Vertrauen, keine Liebe!" so klang es in mir; aber nun habe ich Vertrauen, und nun bin ich ruhig.

Vorgestern war ein himmlischer Tag, und ich bin jetzt noch so aufgeregt von Freude und Vergnügen, daß es mir schwer werden wird, Dir alles ordentlich zu erzählen. Komme ich doch ohnehin mit dem Schreiben nicht gut fort. Ich wollte, ich könnte wieder einmal eine einzige Stunde neben meiner guten Elisabeth sitzen und mit ihr plaudern, das wäre doch etwas ganz anderes als solch langweiliges Geschreibsel. Doch was hilft's, ich muß erzählen:

Wir haben hier tiefen, tiefen Schnee (ihr in Berlin habt wohl schon Frühling?), und da gab's vorgestern eine Schlittenfahrt!

Nun, Du hast es wohl noch nicht vergessen, was eine Schlittenfahrt in unserem Städtchen zu bedeuten hat? Ei, wie hübsch das ist, wenn die kleinen, russischen Schlitten sich auf dem Marktplatze versammeln, wenn die blanken Schellen lustig ertönen und unter dem Jauchzen der Jugend das Zeichen zum Aufbruch gegeben wird.

Der Rittmeister war natürlich der Hauptarrangeur der lustigen Partie, sein Schlitten eröffnete den Zug — und ich war seine Dame. — Man hat mich sehr um diese Ehre beneidet, das kannst Du glauben, und wir gaben ein stattliches Paar. Mama hatte mich ganz in Sammet und Pelzwerk gehüllt. Wie eine wahrhaftige Russin sah ich aus.

Mama war schon einige Stunden früher mit einigen alten Damen vorausgefahren nach der Steinmühle, Du weißt, das ist gewöhnlich das Ziel für die Schlittenpartien. Die guten Mütter ließen beizeiten dafür sorgen, daß der Kaffee und die frischgebackenen Waffeln die frierende Jugend empfingen, denn trotz Pelz und Schleier wehte der Wind auf der freien Straße uns doch schneidend ins Gesicht. Aber ich kenne doch nichts Hübscheres als so ein echt nordisches Wintervergnügen!

Ehe Mama von Hause ging, flüsterte sie mir zu: „Ich denke, heute erhalten wir ein kleines Bräutchen?“ Ich sah ganz erschrocken aus, aber Mama sagte: „Wenn der Rittmeister die Gelegenheit des Alleinseins mit dir bei der Schlittenfahrt wahrnimmt, so hoffe ich, daß du ein recht vernünftiges Mädchen sein und dich nicht mit alberner Schüchternheit bei einem wirklichen Antrag benehmen wirst!“

Mit diesen Worten ließ Mama mich stehen und fuhr davon. Diese Reden hatten eine so unglaubliche Beklommenheit in meinem Herzen hinterlassen, daß ich mich nun ordentlich vor der ersehnten Fahrt fürchtete.

Punkt zwei Uhr kam der Rittmeister, mich abzuholen. Er hatte einen wundervollen Schlitten mit kostbarer Bärendecke; seine prächtigen Rappen trugen rote Netze mit kleinen Schellen; das Fahrzeug sah allerliebst aus. Er brachte mir einen Strauß frischer Rosen mit — denke, Rosen im März!

Solange wir uns noch in dem Gewühle der Stadt befanden, war ich heiter und vergnügt wie immer. Als wir aber das Tor passierten und ich mit Oldenburg so allein auf den winterlichen Gefilden dahinfuhr (denn die anderen Schlitten kamen natürlich einer nach dem anderen hinter uns), da fielen mir Mamas Worte ein. Mir wurde gar wunderlich und unheimlich zu Mute; ich rückte unmerklich ein wenig von meinem Begleiter fort. —

„Fürchten Sie sich vor mir, Fräulein Leonie?“ sagte er lächelnd. „Oder,“ setzte er dann ernster hinzu, „glauben Sie noch immer jenen Verleumdern, daß ich mit Fräulein Marneaux auf dem Maskenballe war?“

Er sah mich bei diesen Worten halb prüfend, halb verletzt an, und ich rief rasch: „Nein, nein, ich glaube es gewiß nicht mehr!“

„So, das ist gut, das ist brav von Ihnen,“ sagte nun Oldenburg, mich lieb anlächelnd, „obgleich ich nicht begreife, wie Sie es möglich machten, diesem törichten Gerücht jemals Glauben zu schenken. Wenn ein junger Mann mit einer jungen Dame in gleichem Kostüm auf einem Maskenfeste erscheint, so heißt das, sich öffentlich für ein Paar erklären. Habe ich da nicht recht?“

„Gewiß,“ erwiderte ich, und der Kobold der Neckerei trieb mich zu sagen: „Es wäre ja keine Unmöglichkeit, daß Sie und Eugenie —“

„Uns heiraten würden?“ fiel er lachend ein. „Nein, Fräulein Leonie, zur Unterhaltung ist diese lebhafte Französin gut, lieben — wirklich lieben aber kann man nur ein deutsches Mädchen!“

Und bei diesen Worten sah er mich so seltsam, so tief an, daß meine Blicke sich senkten.

„Werden Sie nie mehr Mißtrauen gegen mich hegen?“ fragte er dann.

„Nie mehr!“ versprach ich.

„O Dank, tausend Dank,“ rief er glühend und küßte meine Hand zwischen Handschuh und Pelzmanschette. Da aber, — ich weiß nicht, wie ich es Dir beschreiben soll, — überkam mich eine so unheimliche Angst, daß ich rasch meine Hand aus der seinigen zog. — Überrascht blickte er mich an und rief vorwurfsvoll und traurig: „Fürchten Sie nichts, die Szene aus dem Walde wird sich nicht wiederholen. Sie haben mich Beherrschung gelehrt; der Ausbruch meiner Gefühle soll Sie nicht mehr beleidigen!“ —

Bei diesen Worten schämte ich mich in tiefster Seele. Soeben hatte ich Oldenburg Vertrauen versprochen und schon wieder kränkte ich ihn durch das Gegenteil, ihn, der mit Gefahr seines Lebens das meine gerettet! O, ich war recht böse

auf mich. — Aber wie er gut ist: nach ein paar Minuten des Schweigens sprach er wieder so lieb als vorher, nur daß er nichts mehr sagte, was auf seine Neigung zu mir Bezug gehabt hätte. — Also mit dem „Brautwerden" war's für diesmal nichts, und willst Du's glauben, Elisabeth, ich war herzlich froh, noch meine Freiheit zu behalten.

Die Mutter freilich, die machte ein recht enttäuschtes Gesicht, als sie sich in ihrer Hoffnung betrogen sah. „Wie war Oldenburg mit dir?" fragte sie mich. „Sehr liebenswürdig," antwortete ich, hütete mich aber wohl, ihr von meinem ängstlichen, ausweichenden Benehmen etwas zu sagen. — Mir schien es, als ob auch die anderen Leute auf etwas warteten; man sah Oldenburg und mich so erwartungsvoll an; das machte mir unendlich viel Spaß, und ich war ausgelassener denn je. Trotz des schweren Kostüms, das mir Mama von lila Seide und Sammet hatte fertigen lassen, war ich immer die erste beim Tanze und bei den Gesellschaftsspielen und amüsierte mich so herrlich, daß ich mit Bedauern die älteren Damen zur Heimfahrt mahnen hörte. Unsere Kavaliere waren so galant, die Mütter ihrer Damen zur Rückfahrt in ihre Schlitten einzuladen, und so kehrte ich denn seelenfroh um zehn Uhr Abends wohl verpackt zwischen Mama und Oldenburg heim. Nun, war das nicht ein schöner Tag?

Ach, Du armes, armes Lieschen, da mußt Du lernen und lernen, indes Deine Leonie in des Glückes Glanz von Fest zu Fest eilt! Ist das Schicksal nicht ungerecht? Dich, die Du mir zehnmal in allem überlegen bist, bedenkt es so stiefmütterlich und mich überschüttet es mit Fortunas reichsten Spenden. — Lebe wohl, meine arme Elise! Es wünschet Dir bald ein ebenso schönes Vergnügen als die Schlittenfahrt Deine glückliche

Leonie.

N.S. Du wirst Dich wundern, daß Eugenie nicht bei dem Ausflug war, aber — die ist (gottlob und unberufen dreimal) fort! Ihre Großmama, eine alte, reiche Dame in Paris,

fühlt sich sehr leidend und rief die Marneaux zu sich. Was hatten sie auch in unserem Städtchen zu suchen? Wir sind froh, daß wir sie los sind! Adieu!

Elisabeth an Leonie.

Berlin, den 15. April 18 . .

Liebste Leonie!

Dein freundlicher Wunsch, daß auch ich bald ein rechtes Vergnügen haben möge, ist früher in Erfüllung gegangen, als Du oder ich gehofft! Heute kann ich Dir einmal von etwas anderem als meinen Arbeiten und dem Pensionsleben schreiben, denn auch ich war auf einem Feste.

Vetter Eugen, der Kadett, hatte nämlich sein Fähnrichsexamen glücklich bestanden, und aus Anlaß dieses Ereignisses gab Tante einen Kinderball. Sie meinte, da ein halbes Jahr seit dem Tode der Großmama verflossen sei, dürften die Kinder die Trauer ablegen und sich nicht länger den Freuden der Welt entziehen. Tante selbst und ich behalten natürlich die schwarzen Kleider noch bei. Lucinde war selig in dem Gedanken, tanzen zu dürfen und die Erlaubnis zu haben, sich einige Freundinnen aus der Pension mitzubringen. Eugen aber meinte, mit diesen Tänzerinnen allein sei den angehenden Fähnrichen und Herren Kadetten nicht genügt, sie wollten wirkliche „Damen" haben. So erhielt ich denn den Auftrag, etliche Mädchen aus unserem Institut einzuladen; ich forderte Ida und Hermine, Helene und einige Schülerinnen aus meiner Klasse dazu auf. Sämtliche Eingeladenen nahmen die Aufforderung mit Freuden entgegen, und die Tante hat mir dadurch eine große Beliebtheit erworben; alle drängen sich um die Nichte des reichen, vornehmen Hauses. Da ich mich am Tanze nicht beteiligen wollte, gedachte ich ganz daheim zu bleiben; aber die Tante wünschte mein Erscheinen, ich würde schon Unterhaltung finden, sagte sie; es seien viele Erwachsene zu dem Balle geladen, die sich auch nur durch Zusehen amüsieren würden. So ging ich denn hin. In der Garderobe

stürzte mir Lucinde entgegen, in einem weißen Kleidchen mit blauen Schleifen, sie war überglücklich. „Aber wie siehst du denn aus," rief sie, mich erstaunt betrachtend, „du kommst zum Feste in deinem alten Kleide?"

Ich hatte mein bestes, schwarzes Tibetkleid an und mein Haar so schlicht wie immer geordnet.

„Ich bin ja in Trauer, Lucinde, da kann ich doch keine andere Toilette machen!" —

„Aber Lieschen, du bist doch sonst so gescheit, nur in diesen wichtigen Dingen bist du eine rechte Kleinstädterin. Da schau nur die Mama an, die hat auch eine Trauertoilette, aber wie sich's für einen Ball gehört."

Ganz ängstlich durch die Worte des Kindes geworden, ging ich so zaghaft wie noch nie in den Salon und fühlte mich glücklich, als ich geborgen hinter einer großen Blumenetagere saß und von dort unbemerkt in das Gewühl blicken konnte. Es war ein hübscher Anblick, die jungen, geschmückten Mädchen und die kecken Soldätchen, die hier die Kavaliere mit vielem Stolz, aber weniger mit Geschicklichkeit spielten. Aber über alle diese Gruppen flog mein Auge fort, die Tante zu suchen, denn ich wußte nicht, was eine „Trauertoilette" sei. Ich habe gedacht, wer Trauer trage, der zeige damit an, daß sein Herz zu betrübt sei, um sich mit äußerlichen Dingen zu beschäftigen. Die Tante lehrte mich eine andere Ansicht: Die schöne Frau war in ein schwarzes Kleid von mattem Barege gekleidet, das den prächtigen Hals und die zarten Arme frei ließ. In ihrem blonden, schönen Haar trug sie einen Kranz von weißen Sternenblumen mit schwarzen Kelchen, Hals und Brust waren mit gleichen Blüten geschmückt und die unzähligen Rüschen ihrer Robe mit Sternblumenbüscheln geziert. Keine Schönere gab's im ganzen Saal als meine Tante, das mußte ich mir sagen, und doch berührte mich ihr Aussehen peinlich. Ich hätte mich bei dem Gedanken an meiner treuen Pflegemutter Tod nicht so verletzt gefühlt, wenn deren Tochter am heutigen Tage das düstere Gewand für immer abgelegt und in hellen

Farben erschienen wäre als jetzt, wo ich sie prunken und glänzen sah mit dem äußeren Anlegen einer Trauer, von welcher ihre Seele nichts wußte!

Die Tante trat auch zu mir und sagte: „Lucinde hat dich verletzt, sie hat es mir erzählt; kränke dich nicht darüber, Elisabeth; es ist ganz gleichgültig, wie du gekleidet bist; da du nicht tanzest, fällst du ja nicht auf.“ Nach diesen Worten rauschte die schöne Frau fort, und ich war froh, so gnädig von ihr behandelt zu sein. Ich begab mich ins anstoßende kleine Kabinett, um mir die Zeit durch das Ansehen der Albums und neuen Bücher zu vertreiben, die dort gewöhnlich auf den Tischen umherzuliegen pflegen. — Nicht lange saß ich da, als eine Stimme neben mir sagte: „Ei guten Abend, Fräulein, wie kommen Sie hierher?“ Ich sah auf, und denke Dir meine Überraschung, als ich meinen Lehrer, als ich den Doktor Stein vor mir erblickte! „Sie hier, Herr Doktor?“ sagte ich ganz erstaunt und wollte mich erheben.

„Ich bitte, behalten Sie Platz,“ rief er freundlich, nahm einen Stuhl, setzte sich neben mich und sagte: „Da wir beide nicht zu tanzen scheinen, so können wir ja lieber ein wenig miteinander plaudern. — Mich hat man nicht zum Tanze geladen,“ setzte er dann lächelnd hinzu, „ich war zum Diner beim Herrn Rat, und da war die gnädige Frau so gütig, mir den Vorschlag zu machen, ein wenig dem Vergnügen der Jugend zuzusehen.“

Das war eine Überraschung für mich, in dem verehrten Lehrer einen Freund meines Onkels zu sehen! Ich wußte wohl, daß viele gelehrte Herren Zutritt zu den geistreichen Zirkeln erhielten, die meine Tante um sich zu versammeln liebte, aber daß Doktor Stein mit zu den Begünstigten gehörte, das wußte ich nicht; nun ich es hörte, freute es mich herzlich.

„Nun aber haben Sie mir noch immer nicht gesagt, wie Sie auf einmal in diese bunte Welt hineingeschneit sind,“ sagte er.

„Ich bin eine Nichte des Herrn Rat,“ erwiderte ich, „und komme jeden Sonntag in dieses Haus.“

„Eine Nichte?“ rief der Doktor erstaunt, „das habe ich nicht gewußt, das hätte ich nicht gedacht. Bei Ihrem eifrigen Streben glaubte ich annehmen zu müssen, daß Sie so emsig für einen künftigen Beruf sich vorbereiteten; in Ihnen hätte ich nicht geglaubt, eine junge Dame vor mir zu haben, die sich nur zum Vergnügen mit den Wissenschaften beschäftigt.“

„Sie haben sich nicht getäuscht, Herr Doktor, ich lerne für meinen künftigen Beruf, ich will Lehrerin werden.“

„Lehrerin? Sie, die Nichte des Herrn Rat?“

„Ich bin nur eine weitläufige Verwandte des Hauses, Herr Doktor. Die Mutter der Frau Rat war meine Pflegemama. Sie ist seit einem halben Jahre tot, und jetzt bin ich willens, mich gründlich auszubilden, um mir eine Stellung in der Welt zu erringen.“

„Sie haben einen schweren, undankbaren Beruf erwählt,“ sagte ernst, fast mitleidig der Doktor.

Überrascht blickte ich ihn an. So sprach der Mann, den die Jugend vergötterte? Ich konnte nicht anders, ich mußte sagen: „Sie, Herr Doktor, haben sich doch nicht über Undankbarkeit zu beklagen?“

„Nein,“ sagte er ruhig; „man hat mich gerne, ich weiß es, aber ich weiß auch sehr gut Flittergold von wahrem Golde zu unterscheiden. Wie wenige, Fräulein Elisabeth, haben wirklich ein so reges, warmes Streben wie Sie, bei wie wenigen gelingt es mir, wahre Freude für die Wissenschaft zu erwecken! Ein Teil meiner Schülerinnen besteht aus jungen Modepuppen, die die Sitte, sich eine höhere Bildung anzueignen, äußerlich mitmachen; ihre Körper sitzen auf den Bänken des Instituts, aber ihre Seelen schweifen weit ab zu den Bällen, Zerstreuungen und dergleichen. Die Schule hat nur dann Interesse für sie, wenn sich ihnen Gelegenheit zu einem kindischen Streiche darin bietet, und sie dünken sich wunder wie witzig, wenn es ihnen gelingt, einen ihrer Lehrer durch ihre Albernheiten in Verlegenheit zu setzen; denn gegen die tausend feinen Fäden, die beschäftigungslose Mädchen zu spinnen belieben, hat der

ernste Mann keine Waffen. Das ist der eine Teil meiner Schülerinnen — und der andere, lieber Himmel, der sieht sich gezwungen, durch die angelernten Kenntnisse sich dereinst eine Existenz zu gründen, und da werden die jungen Mädchen dann gewöhnlich mit gründlichem Widerwillen Lehrerinnen. Mechanisch lernen sie die äußerlichen Erfordernisse, ein warmes Gefühl vermag ihnen ihr Beruf nicht einzuflößen, das Gelernte kann nicht zum Leben in ihnen gedeihen und Früchte tragen, sie sind mißmutige, widerwillige Schülerinnen. Ja, wären alle wie Sie, wie noch einige in meiner Klasse, da wäre es ein angenehmeres Los, Lehrer in einer Mädchenpension zu sein. So aber, wie die Sache einmal ist, wird jeder Mensch, den wirkliches Streben, wirkliche Liebe zur Sache durchdringt, vorziehen, an einem Knabeninstitute zu wirken, denn bei den Knaben ist das Lernen doch gewöhnlich etwas mehr als bloßer Aufputz oder unliebsame Notwendigkeit!"

„So spricht das Gerücht also wahr, das da sagt, Sie würden unser Institut verlassen, um einen Ruf an die Universität nach Jena anzunehmen, Herr Doktor?" fragte ich.

„Ich war nahe daran, Berlin zu verlassen," sagte er, „aber der Direktor glaubt viel an mir zu verlieren, und dann," hier wurde seine Stimme so zärtlich, „habe ich das Glück, eine betagte Mutter bei mir zu haben; sie will nicht gerne weg von Berlin, und darum bleibe ich hier."

„Zur Freude aller Ihrer Schülerinnen!" sagte ich.

„Einiger wenigstens, hoffe ich. — Wann werden Sie Ihr Examen machen?" fragte er plötzlich.

„Ich hoffe nächste Ostern."

„Warum wollen Sie so lange damit zögern? Ich habe erwartet, daß Sie dasselbe spätestens im Herbst ablegen."

„Ich fürchte, dann noch nicht weit genug dazu zu sein," sagte ich besorgt.

„Melden Sie sich immerhin, Fräulein Elisabeth, Sie dürfen nicht ängstlich sein; für Ihr Bestehen sage ich gut."

Liebe Leonie, ich bin überzeugt, daß Du keine Ahnung hast,

wie mutig, wie zuversichtlich diese Worte mich machen. Früher dachte ich mit Zittern und Zagen an die Prüfung, und nun freue ich mich auf dieselbe und werde sie wirklich schon zu Michaeli zu bestehen suchen. Wenn Doktor Stein zu mir sagt: „Ich sage für Sie gut!“ so ist mir das alles, sein Ausspruch ist wie ein Orakel. Seine Ansprüche an seine Schülerinnen sind groß; also wenn er Vertrauen auf mich setzt, will ich mich selbst nicht mehr durch ängstliche Zweifel quälen.

Der Abend hat mir viel Gutes gebracht. Man rief zu Tische, und da der Doktor gerade neben mir saß, so konnte er wohl nicht anders, als mir seinen Arm geben. Ich war seine Tischnachbarin, und er würdigte mich fortwährend seiner Unterhaltung. Neidisch sahen meine Kameradinnen zu mir hinüber. Ach, ich glaub' es wohl, sie hätten gerne alle ihre Tänzer um den Preis gegeben, an meiner Stelle zu sein — aber ich hätte nicht mit ihnen getauscht! —

Bald nach zehn Uhr empfahl sich der Doktor; man suchte ihn zurückzuhalten, aber er ging. Eine alte Hofrätin flüsterte ihrer Nachbarin zu: „Der Herr Doktor geht stets so früh aus Gesellschaften heim, und wissen Sie warum? Ich weiß es, ich bin seine Nachbarin — er fürchtet später seine Mutter zu stören, die krank und ältlich ist.“

„Wie lächerlich,“ entgegnete die andere Dame, „einen Kreis wie den unserigen solch kleinlicher Rücksichten halber zu verlassen!“

Leonie, Du weißt's, meine Natur ist nicht heftig. Bei diesen Worten aber färbte der Zorn mein Gesicht rot bis unter den Scheitel. Sage mir einmal, findest Du es auch lächerlich, wenn ein Mann bei allen seinen reichen Gaben, seinen umfassenden Kenntnissen dabei auch ein guter Sohn ist? Findest Du das lächerlich? Ich finde es schön, herrlich und selten! Ich sehe, daß unser allverehrter Lehrer uns in allem ein Beispiel sein kann, daß er so ist, wie eine wahre, hohe Auffassung seines Berufes es erfordert. Ihm will ich nachstreben, ihn mir zum Vorbild nehmen!

Nun, Leonie, nun siehst Du, daß auch mich nicht ganz die Freude flieht, wenn sie mir auch nicht auf — Schlittenfahrten naht!

Nun lebe wohl; ich glaube, der Brief verlangt drei Marken, so viel schrieb ich noch nie, aber — „Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über."

Vergib die ungebührende Länge, grüße die Deinen und behalte lieb Deine treue Freundin

Elisabeth.

Gedemütiget.

Bisher war es uns vergönnt, den Schicksalen unserer jungen Freundinnen aus ihren Briefen zu folgen, von nun ab können wir es nicht mehr und müssen uns anschicken, sie wiederum persönlich aufzusuchen. —

Nicht, daß der Briefwechsel der beiden vollständig eingeschlummert wäre, wie das so häufig im Leben, selbst zwischen den intimsten Personen zu gehen pflegt, nein, oft noch gaben Leonie und Elisabeth sich Nachricht voneinander, aber die Briefe bieten uns nicht mehr Interesse genug, sie zu verfolgen. Elisabeth konnte nicht so bald wieder von einem so schönen Abend wie dem letzten berichten. Ihr Leben floß nun unter angestrengter Arbeit dahin. Da sie im Herbste ihr Lehrerinexamen machen wollte, gönnte sie sich fast kein Stündchen der Ruhe mehr, war vielmehr stets darauf bedacht, ihre Zeit so nützlich als möglich auszufüllen.

Leonie hingegen eilte von Vergnügen zu Vergnügen, und die Festbeschreibungen alle zu lesen, die sie an Elisabeth einschickte, würde uns mehr ermüden, als diese Lustbarkeiten das junge Mädchen, das sie mitmachte, anstrengten.

Der Strudel der großen Welt erfaßte Leonie mehr und

mehr; wo ein Ball, eine Soiree, ein Konzert veranstaltet wurde, überall sah man Waldmanns mit ihrem Kinde glänzen, und überall war Oldenburg ihr steter Begleiter.

Der Rittmeister hatte Leonie so viel von dem herrlichen Vergnügen des Reitens vorerzählt, daß sich alsbald der Wunsch in ihr regte, auch auf einem mutigen Pferdchen dahin zu galoppieren, und kaum hatte das verwöhnte Töchterchen dieses Verlangen ausgesprochen, als die Eltern sich, wie immer, nachgiebig zeigten. Oldenburg hatte die Freude, an Leonie eine geschickte Schülerin zu erhalten, die sich sonder Zagen und Bangen dem für sie ausgesuchten prachtvollen Schimmel anvertraute.

Die städtische Reitbahn wurde als der geeignetste Ort für den Unterricht gewählt, und man konnte fast tagtäglich Frau Waldmann und Leonie dahin wandern sehen.

Nicht lange dauerte es, bis der Lehrer seine Schülerin geübt genug fand, ihr den ersten Spazierritt zu gestatten, und die Bewohner des guten Städtchens hatten acht Tage davon zu erzählen und zu staunen, wie herrlich Leonie in dem dunklen, langen Tuchkleide mit dem hohen Hute und wallenden Schleier ausgesehen habe, wie mutig sie dahingeritten sei. „Gerade wie eine Kunstreiterin," hieß es, und „Herr Waldmann, der Rittmeister in glänzender Uniform und ein Diener in reicher Livree hätten ein stattliches Gefolge gebildet."

Wie vergnügt war Leonie, wie sagte das schnelle Dahinreiten durch Feld und Flur ihrem lebhaften, frischen Sinne zu — aber hätte das gute Kind auch nur einen Teil jener boshaften Anmerkungen vernommen, die sich die lieben Leute nicht enthalten konnten zu machen, wie wäre ihr diese Lust vergällt gewesen!

„Nein, seht diesen Übermut," hieß es, „jetzt begnügt sich das dumme Ding nicht mehr, an uns vorüberzufahren, nein, nun macht sie es gar der hochgeborenen Frau Obrist nach und galoppiert an uns vorbei, daß uns der Staub um die Köpfe wirbelt! Na, begierig sind wir, wo das noch hinaus soll!"

„Ich glaube," meinte eine besorgte Mutter dreier unversorgter Töchter, „ich werde die Bälle und Assembleen nicht mehr besuchen, wenn die Waldmanns dorthin kommen. Ich fürchte, meine unschuldigen Mädchen könnten verdorben werden, wenn sie solch ein burschikoses Gebaren erblicken, wie es Leonie jetzt an den Tag legt. Ich will doch meinen Mädchen verbieten, die Reitermamsell fernerhin zu grüßen!"

„Damit wollen wir doch noch warten, liebe N.," antwortete eine gleichgesinnte Freundin, „wir könnten uns dabei blamiern. Was heute für Leonie Waldmann unschicklich ist, steht morgen der Frau Rittmeister von Oldenburg wohl an."

„Na, wer weiß, ob der gefeierte Oldenburg sie noch nimmt."

„Liebste, das ist keine Frage mehr, die Sache ist so gut wie abgemacht, und ich glaube, daß man mit der Verlobung nur noch wartet, bis die neue Villa vor dem Rosentore fertig ist, die der prahlerische Waldmann dort mit verschwenderischer Pracht aufführen läßt. Der Einweihungsschmaus wird dann wohl die Verlobung sein."

„Na, eine sonderbare Wirtschaft wird's da draußen wohl geben," meinte die freundliche Madame N. „Ich gönn' der Leonie den Rittmeister; mit diesem leichtsinnigen Modenarren wird sie noch ihre blauen Wunder erleben. Die beiden vereint werden des heraufgekommenen Krämers Geld schon zu Ende bringen! Von meinen Töchtern hätte der Held im Schnürenrock keine bekommen!"

Die Freundin, zu der diese Worte gesprochen wurden, lächelte maliziös-ungläubig bei diesen Worten, sagte aber, das Thema abbrechend, ganz freundlich: „Haben Sie schon gehört, liebe N., daß zur Aussteuer des Mädchens ganze Kisten mit Leinwand aus Schlesien und Bielefeld angelangt sind?"

„Was Sie da sagen? Nein, das habe ich nicht gewußt. Also die Aussteuer wird schon hergerichtet? Ja, dann ist freilich kein Zweifel, daß das siebzehnjährige Ding Braut wird. — Ja, ja, das Geld macht heute viel."

„Alles!" bestätigte die andere.

So wurden mit hundertfältigen Variationen ungezählte Gespräche über Leonie geführt, und je höher ihres Glückes Sonne stieg, je tiefer sank sie in der Liebe und dem Wohlwollen der Leute, wie das ja gewöhnlich so im Leben zu gehen pflegt!

Leonie selbst trug jedoch zu dieser Mißgunst nicht das mindeste bei. Harmlos und freundlich begegnete sie jedermann, und wenn sich viele von ihr vernachlässigt wähnten, so lag das mehr an der Inanspruchnahme der Vergnügungen, die sie mitzumachen hatte, als an dem bösen Willen, den sie in der Tat nicht besaß.

Die bevorstehende Verlobung Oldenburgs mit dem jungen Mädchen war ein öffentliches Geheimnis, und doch wußte Leonie nicht mehr darüber als die ganze Stadt. Galant und liebenswürdig war der Rittmeister stets, auch flocht er oft Andeutungen seiner Liebe ins Gespräch, zu einem ernsten Antrag aber war es noch nicht gekommen, und Leonie war weit entfernt, einen solchen herbeizuführen. So lange wie möglich wollte sie ihre Freiheit, ihre Jugend genießen; die gute Partie, die ihr einen so hohen Rang in der Gesellschaft gab, war ihr ja gewiß.

Weniger geduldig nahmen die Eltern das Zögern des Rittmeisters hin, und nur der Wunsch des Großhändlers, die Verlobung auf glänzende Weise in seiner neuen, überreich geschmückten Villa zu feiern, ließ ihn bisher noch unmittelbare Anspielungen vermeiden.

Oldenburg selbst, wenn er von seinen Freunden gefragt wurde, antwortete lächelnd: „Geduldet euch nur, bald werde ich mich verloben!“

So kam die warme Sommerszeit heran, und Waldmanns zogen wie alljährlich, so auch diesmal nach dem Seebad; der Rittmeister konnte sie nicht begleiten; er sei genötigt, sagte er, seinen Urlaub dieses Mal bei nahen Verwandten zu verleben, da er das später nicht mehr könne, denn zum Herbste gedenke er sich mit süßen Banden zu fesseln!

Mit dieser Aussicht trennte man sich, und die Monate im Bade vergingen diesmal Leonie langsamer als früher; vermißte sie doch gerade dort sehr ihre Freundin; auch die liebenswürdige Klara und Eugenie und Mary Marneaux, die nach dem Tode der Großmama mit ihren Eltern von Paris nach Baden-Baden gegangen waren.

Freilich machten Waldmanns Bekanntschaften genug, alle aber nur flüchtiger Art, und da sie auf das Schicksal unserer kleinen Heldin keinen Einfluß haben, so lassen wir sie unerwähnt. Genug, Leonie fühlte sich leicht und froh, als sie mit den Ihren das Schiff bestieg, das sie wieder nach Hause führte, zu neuen Festen, wie sie hoffte.

Die erste Überraschung, die ihrer in dem lieben Städtchen harrte, war, daß Papa statt auf dem gewohnten Wege nach Hause, hinaus vor das Rosentor fahren ließ. Die neue Villa war nun vollendet, Herr Waldmann hatte sie für die Aufnahme seiner Familie in stand setzen lassen, man sollte den Spätherbst darin verleben.

Wie jubelten Leonie und ihre jüngere Schwester, als sie die glänzenden Räume betraten! Wurden die alten Märchen vor ihren Augen lebendig, oder träumten sie von solcher nie geahnten Pracht? Denn wie ein Palast aus „Tausend und eine Nacht“ stand die neue Wohnung vor ihnen.

Viele Freunde und Bekannte kamen, die Angekommenen zu beglückwünschen und die Herrlichkeiten zu besichtigen, nur Oldenburg fehlte.

„Warum kommt er nicht?“ fragte Herr Waldmann einen jungen Offizier.

„Er ist noch abwesend, er hat drei Wochen Nachurlaub verlangt,“ antwortete dieser.

„Wie ärgerlich,“ murmelte Herr Waldmann vor sich hin.

Leonie wurde nicht müde, immer und immer wieder ihr reizendes Boudoir zu betrachten, das mit all den bunten, unnachahmlichen Zieraten und Spielereien angefüllt war, in denen der Orient so erfinderisch ist.

Als sie zum ersten Male an diesem zauberhaften Orte erwachte, wußte sie sich kaum zurechtzufinden; sie glaubte, die ganze Umgebung sei ein Bild traumhafter Phantasie.

Aber als sie sich ihres Glückes, ihres Reichtums bewußt geworden war, sprang sie fröhlich von ihrem Lager, steckte die Füße in die kleinen, goldgestickten Pantoffel (denn des Vaters Güte hatte nichts vergessen) und rief, ihre Schätze betrachtend, ein um das andere Mal: „O, wie glücklich bin ich!“

Ihr Blick fiel auf einen Brief Elisabeths, den sie am vorigen Abend erhalten hatte, und den Kontrast ihrer beiden Lebensstellungen so recht fühlend, rief sie aus: „Armes Mädchen, wie beklage ich dich! Was bietet das Leben dir? Da schreibst du mir nichts als vom Lernen und Studieren, von deiner Angst vor der bevorstehenden Prüfung. Armes, liebes Wesen, wie hart ist dir gebettet, indes ich fort und fort ein Glückskind bin!“

So rief Leonie in all ihrem Glück, doch — „das Schicksal schreitet schnell.“

Es war mittags. Waldmann kam aus seinem Kontor gefahren, sprang rasch aus dem Wagen, Leonie einen Brief schalkhaft entgegenhaltend. „Da rate, von wem der ist?“ rief der Papa dem Mädchen zu, das mit einem Buche in einer dichtumrankten Laube saß und las.

„Wie kann ich das wissen?“ sagte unbefangen Leonie.

„Von ihm,“ flüsterte glücklich Herr Waldmann, der Tochter den Brief zuwerfend, „ich kenne die Handschrift. Das Schreiben ist aus Baden-Baden datiert, nun endlich kommt die Sache zum Abschluß!“

Papa ging fort, Leonie sich allein überlassend, aber eine unerklärliche Scheu hielt sie zurück, hier den Brief zu eröffnen. Ihr war zu Mute, als ob dieser Brief ihr etwas Großes bringe; Gutes oder Schlimmes, davon konnte sie sich noch keine Rechenschaft geben.

Sie eilte auf ihr Zimmer; ganz allein wollte sie sehen, was Oldenburg ihr zu schreiben habe. Sie erbrach den Briefumschlag — eine Karte fiel heraus. Auf dieser Karte stand:

Louison Eugenie Marneaux
Kurt Hugo von Oldenburg

Verlobte.

Baden-Baden, den 25. September 18 . .

Starr blickten Leonies Augen auf die Anzeige und lasen dann mechanisch die beiden Briefe, die sie begleiteten. Sie waren von Eugenie und dem Rittmeister.

Der Brief Oldenburgs lautete:

Teure Freundin!

Daß ich eine teure Freundin in Ihnen schätze, mag Ihnen beweisen, daß Sie die erste sind, der ich mich beeile, mein Glück mitzuteilen. Eine Verlobung mit Eugenie aber ist mein Glück, denn ich liebe meine Braut schon lange, schon über ein Jahr, und nur Rücksichten auf ihre Familie nötigten uns, unsere Liebe so lange geheim zu halten. — Sie haben wohl die Güte, verehrte Freundin, Ihre werten Eltern von diesem Ereignisse in Kenntnis zu setzen. Ich zweifle an Ihrer aller Teilnahme nicht, denn die Freundschaft, die man mir in Ihrem lieben Hause geboten, wie die Dankbarkeit, die man meinem unbedeutenden Dienste damals geweiht hat, werden mir stets unvergeßlich sein!

Da mein Urlaub in kürzester Zeit sein Ende erreicht, wird Eugenie meinen Wunsch, sich bald mit mir zu vereinen, gewähren; ich werde somit die Freude haben, Ihnen in einigen Wochen meine junge Frau vorzustellen. — Lange werden wir jedoch nicht das Glück haben, Ihren unschätzbaren Umgang zu genießen, da ich gleich nach meiner Rückkunft mein Abschiedsgesuch einzureichen gesonnen bin, um an Eugeniens Seite fernerhin ein zurückgezogenes Leben auf dem schönen Gute zu verbringen, das meine Braut von ihrer Großmama geerbt hat.

Mit den herzlichsten Empfehlungen an Ihre werten Eltern

und Sie, teure Freundin, genehmigen Sie die Versicherung der vorzüglichsten Hochachtung

Ihres ganz ergebenen Freundes

Hugo von Oldenburg.

Das war des Rittmeisters Brief! — Eugenie schrieb:

Ma chère amie!

N'est ce pas, das war eine Überraschung?! Ja, ja, wir verstehen zu schweigen, nicht wahr? Wer hätte es sich in dem ganzen Städtchen wohl träumen lassen, daß der heldenmütige Oldenburg und die kleine Französin je ein Paar werden würden, wie? Und doch ist's so und lange ist's schon so. — Jetzt kann ich Dir auch im Vertrauen sagen, Leonie, daß wir die Polen auf der Redoute vorstellten; damals aber mußte ich schweigen, denn die selige Großmama durfte nichts von der Partie wissen. Sie wollte, ich sollte einen meiner Cousins heiraten, und hat diese Bitte selbst noch in ihrem letzten Willen ausgesprochen. Ich natürlich liebe Hugo viel zu sehr, um ihrem Wunsche zu folgen. Ist mein Zukünftiger doch der schönste, ritterlichste Mann der Welt! Meinst Du das nicht auch, mein Schätzchen? — Wenn es hier in Baden-Baden nicht so wunderbar schön wäre, so möchte ich wohl in Eurem kleinen Neste sein, um alle die Reden über unsere Verlobung zu vernehmen, ich denke, das müßte amüsant sein! —

Doch bald bin ich ja bei Euch, als Hugos Frau; bis dahin au revoir! Es grüßt Dich Deine glückliche Eugenie.

Es geschieht zuweilen beim Beginne des Frühjahres, daß sich die Bäume mit Knospen bedecken, mit holden Blütenknospen, die sich über Nacht zur Blume entfalten sollen; aber dann kommt ein später Schnee plötzlich über Nacht, hüllt die Knospen ein und tötet sie mit seinem nassen Kusse, und der Baum, der eben einen Frühlingstraum geträumt hat, erwacht entsetzt — in einer Winterlandschaft!

So ähnlich war Leonies Erwachen aus einer Flut von

schmerzlichen, erdrückenden Empfindungen, die mit dem Lesen der beiden Briefe über sie hereingebrochen war: noch eben auf der Höhe des Glücks, des Triumphes und nun — betrogen, hintergangen von dem Manne, den sie sich gewöhnt hatte als denjenigen zu betrachten, dem ihre Zukunft angehören sollte!

Starr saß sie da mit den Briefen in der Hand, keines Gedankens und auch keines Schmerzes fähig, war es ihr doch, als hätte eine eiskalte Hand ihre Stirne berührt und dieser kalte Schlag hätte ihr Denken und Sinnen gelähmt!

Herr Waldmann, der in dem Briefe eine endliche, bestimmte Erklärung erwartete, hatte seiner Frau bereits die Ankunft des Schreibens gemeldet, und freudestrahlend eilten die Eltern in das Zimmer der Tochter, die ersehnte Nachricht entgegenzunehmen.

„Nun, Schätzchen, was schreibt denn dein Rittmeister?“ fragte der ungeduldige Vater.

Still reichte Leonie den Eltern das Erhaltene hin.

„Was ist das?“ rief Waldmann, die Verlobungsanzeige zuerst überfliegend.

„Das ist Oldenburgs Verlobung!“ sagte Leonie mit unnatürlicher Ruhe.

„Wie, ist das möglich?“ schrie nun auch Frau Waldmann auf. „O, der Abscheuliche!“

„Lies, Vater — da sind zwei Briefe.“

Herr Waldmann las dieselben, aber schon während des Lesens brach Frau Waldmann in heftige Tränen aus, und als ihr Gatte zu Ende war, da rief sie klagend: „Muß ich das erleben! Meine Tochter, meine schöne, gefeierte Tochter verlassen, dem Gespötte der Welt preisgegeben!“

„Wer wird es wagen, über mich zu spotten?“

„Jedermann, die ganze Stadt weiß, daß deine Verlobung mit dem Schändlichen unser Wunsch war; überall hat man dich mit ihm gesehen, bei jeder Gelegenheit hast du ihn ausgezeichnet!“

„O Mutter, mache du mir nicht noch Vorwürfe! Du selbst hast es ja gewollt, daß ich freundlich mit dem Rittmeister

verkehre. Ihr habt ihn eingeladen, ihr selbst habt ihn mit Aufmerksamkeiten überhäuft."

„Ja, das haben wir," sagte Herr Waldmann, „du bist außer aller Schuld, Leonie. Sei nur ruhig, gräme dich nicht über des Falschen verächtliches Betragen."

„Was, glaubst du, Leonie hätte kein Ehrgefühl?" fuhr Frau Waldmann auf. „Glaubst du, es könne ihr gleichgültig sein, vor aller Welt so gedemütigt zu werden? Mit Fingern wird man auf die Verlassene zeigen. ‚Seht, das ist das hochmütige Ding,' wird's heißen, ‚das da glaubte, das Geld ihrer Eltern würde ihr den schönsten Mann der ganzen Stadt verschaffen. Ja, ja, aber es kam anders, zum Amüsieren war sie gut genug, aber zum Heiraten noch lange nicht!'"

„Mutter, was habe ich dir denn getan, daß du mir so das Herz brechen kannst?" rief Leonie schluchzend.

„Schweig still," gebot auch Herr Waldmann seiner Frau, „meiner Tochter wagt man nichts nachzureden!"

„Glaubst du?" erwiderte Frau Waldmann höhnisch lächelnd, „nun, wir werden ja sehen. Ich habe wohl recht, auf das unverständige Ding zu schelten, denn nur Leonies Zimperlichkeit und Prüderie haben wir diesen Eklat zu danken; stets hat sie den Erklärungen auszuweichen gewußt, die der Rittmeister ihr machen wollte. Das hat ihn geärgert, ein solcher Mann kann's leichter haben. Na, jetzt mag sie ihre Dummheit büßen, sie hat's verdient. Warum trifft mich Arme aber solche Schmach?" Heulend und weinend lief die Mutter weg; Herr Waldmann folgte ihr, zwischen den Zähnen murmelnd: „Das war eine verfehlte Spekulation. Na warte, Bursche, du sollst es mir büßen!"

Leonie blieb allein. — Es war dasselbe Gemach, in dem sie sich jetzt befand, das sie am Morgen so froh, so selig begrüßt hatte, und was war es ihr nun? Warf sie wohl noch einen Blick auf die reiche Pracht ihrer Umgebung? Durch die buntbemalten Fenster in den zauberhaften Garten? — Ach nein, hingestreckt lag sie auf dem kleinen, bunten Diwan und

weinte bitterlich, und die reichgestickten Kissen wurden von heißen Tränen benetzt.

Die harten Worte der Mutter klangen immer und immer wieder in den Ohren des armen Kindes, das heute den ersten Schmerz des Lebens erfuhr. „Eine Verlassene, eine Gedemütigte!“ klang es um sie her; ihr stolzes Herz zuckte bei diesen Worten zusammen und bäumte sich gegen sein Schicksal.

Immer neue Tränenfluten quollen aus Leonies Augen, und doch vermochten sie nicht den Gram des Mädchens zu besänftigen, den rechten Tröster zu suchen und zu finden; das hatte das arme, reiche Kind in dem Gewirre der Welt — verlernt! —

Nur zu gut kannte Frau Waldmann die Welt, als sie für Leonies Ruf fürchtete. Dieser wurde zerfleischt; einer überbot den anderen an Schmähreden über das „verblendete Ding“.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde von Oldenburgs Verlobung von Haus zu Haus verbreitet; wie jubelten die Feinde Leonies bei dieser Nachricht, wie gönnten ihr die sogenannten Freunde diese Demütigung von Herzen!

Und kein treues Herz, bei dem die Arme Trost finden konnte! Herr Waldmann reiste in dringenden Geschäften mehr als gerne nach Stettin. Die Mutter lag krank vor Ärger und Aufregung danieder, und Leonie selbst wollte kein menschliches Wesen um sich erblicken, sie ließ jeden Besuch kurz abweisen.

Und an Besuchen gebrach es natürlich nicht, o nein; wie eilte jetzt alles herbei, zu sehen, wie die gefeierte Leonie nun wohl demütig durch den Schlag geworden sei — aber Leonie verdarb diese Freude, sie war für niemand daheim.

„Wo kommst du her?“ fragte Jettchen Gelm ihre Freundin Natalie Ulmann.

„Von Waldmanns,“ entgegnete diese.

„Nun, und?“ war die atemlose Frage.

„Ich wurde nicht angenommen!“

„Ich wollte soeben hin.“

„Vergebliche Mühe, niemand kommt vor.“

„Nun, Natalie, was sagst du?“

„Ach Gott, Jettchen, die arme Leonie!“

„Ja, auch ich beklage sie von Herzen! — Aber, höre, recht ist's ihr schon; dieser Übermut, dieser Dünkel, wie eine Prinzessin kam sie stets einher; so ein bißchen Demütigung kann ihr gar nichts schaden.“

„I Gott bewahre, recht ist ihr schon geschehen! Höre, Jettchen, ich überlebte eine solche Blamage nicht.“

„Ich auch nicht, das ist gewiß wahr!“

„Ob sie sich wohl das Leben nimmt?“

„Ach, geh doch, die heiratet jetzt den ersten besten, um nur unter die Haube zu kommen. Vielleicht nimmt sie der alberne Assessor, denn ein rechter Mann wird sich bedanken.“

„Ja, das wird schwer halten. Und das Ballregiment ist auch vorüber: mein Bruder Karl, der jetzt sein Jahr abdient, hat gestern mit den Offizieren gesprochen, keiner will mehr mit ihr tanzen.“

„Was du sagst?“

„Ja, es heißt: so mir nichts, dir nichts läßt man doch kein Mädchen sitzen; wer weiß, was die Leonie sich hat zu schulden kommen lassen!“

„Mir aus der Seele gesprochen; o, dem koketten Ding ist alles zuzutrauen; na, jetzt hat sie's!“

„Weißt du, Jettchen, jetzt kommen wir in die Höhe. Es hat mich oft genug geärgert, daß sie stets eröffnete und das Kotillonaufführen förmlich gepachtet zu haben schien.“

„Ja, ja, der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht!“

„Was sie jetzt nur mit der Wäsche anfangen wird? Zehn Kisten voll hat sie bekommen.“

„Nun, die hebt sie auf, bis irgend ein Gimpel sie nimmt.“

„Aber weißt du denn nicht, daß sämtliches Weißzeug schon L. v. D., auf den Namen des Zukünftigen eingestickt ist?“

„Nicht möglich? Wer wird aber auch so voreilig sein!“

„Ja, adlig kann man eben nicht zeitig genug werden.“

„Adieu, Liebste, hier trennen sich unsere Wege, leb wohl!

Und wenn du nähere Details von der Auflösung des bewußten Verhältnisses hörst, so teilst du mir dieselben wohl mit, ja?“

„Sicher, liebes Herz, vorausgesetzt, daß dieselben für ein junges Mädchen zum Weitererzählen sind.“

„Wie, du glaubst?“

„Nichts, meine Teure! — Aber wer kann wissen!“

„Ja, wer kann wissen!“

Die würdigen Freundinnen sahen sich vielbedeutend an und trennten sich.

So urteilte man nun im Städtchen über Leonie, und das verwöhnte Glückskind saß, wie es sich wohl nie gedacht, allein daheim in trübem Sinnen, in tiefster Seele gedemütigt!

Freunde zur rechten Zeit.

Vor dem Rosentore an der schattigen Straße, von großen Gärten begrenzt, hatte sich in der Nähe der stolzen Villa des Herrn Waldmann auch der Hausarzt desselben, Doktor Wengler, ein kleines Landhaus erbaut, das er aber Winter wie Sommer bewohnte. — Weniger prunkvoll als der stolze Bau des reichen Großhändlers erschien es dem Auge des Vorübergehenden, aber anheimelnd und freundlich blickte es ihm aus dem Geäste alter Linden entgegen. Im Schweizerstil aufgeführt, mit grünen Jalousien versehen, ringsum mit Wein und Efeu umrankt, schaute das Häuschen so lieblich aus, daß man bei seinem Anblicke wohl denken konnte: „In der kleinen Stätte birgt sich das Glück.“

Nun, und so war es wohl auch; das alte Ehepaar, das darin wohnte, fühlte sich glücklich und behaglich, und die Frau Doktorin fand, daß ihr Haus das hübscheste Plätzchen sei, das man zum Wohnen nur wünschen könne.

Man mußte der alten Dame wohl recht geben, denn wer

einmal diese Räume betreten hatte, der vergaß das wohltuende, heimische Gefühl nicht so bald, das ihm aus denselben entgegenwehte. Zwar, wer eine Wohnung nur dann schön und angenehm findet, wenn sie reich und kostbar, nach der neuesten Mode ausgestattet ist, der fand seine Rechnung nicht in dem einfachen Doktorhause. Veraltet war die Form der Möbel, denn sie rührte noch von der Aussteuer her, welche die Frau Doktor vor bald fünfundzwanzig Jahren erhalten hatte, aber bequem waren diese alten Sachen und Gerätschaften und wohlerhalten; kein Stäubchen, kein Fleckchen war auf ihnen zu erspähen; die gute Hausfrau guckte überall heraus.

Es war aber nicht die solide Eleganz früherer, anspruchsloserer Zeiten, die den Räumen eine solche Anziehungskraft verlieh, es war die Zierlichkeit, die Sorgsamkeit, mit welcher sie geordnet waren. Da gab es kein Zimmer, kein Kämmerchen in dem ganzen Hause, an dessen Fenstern nicht schneeweiße Vorhänge hingen und an deren Scheiben nicht die prächtigsten, buntfarbensten Blumen blühten. Dieser lebende Schmuck war es besonders, den die Doktorin liebte und zu pflegen verstand; unter ihrer glücklichen Hand gediehen alle Pflanzen vortrefflich und lohnten ihr die liebevolle Pflege. — Da über dem Sofa mit dem altertümlichen grünen Wollenbezug, mit der kleinen Rosenblätterborte als Einfassung, wölbte sich eine Laube von feinem Rohrgeflecht mit dickblätteriger Asklepia überrankt, deren rosenfarbene Blüten sich in Hunderten von Exemplaren erschlossen hatten. — Hier in einem kleinen Zwischenkabinett glaubte man sich in eine tropische Gegend versetzt, denn große Palmen, fremdartige Schilfblätter, Gummibäume und die rote Kamelia, die weiße blitzende Cala wandelten dieses kleine Gemach in einen fremdartigen Garten. — Die Tür nach dem Salon der guten Bewohnerin dieses stillen Asyls war mit dichtem, kleinblätterigem Efeu wie mit einer Girlande rings umzogen und sah also stets wie zu einem Feste geschmückt aus.

Und Festtage gab es oft genug in dem kleinen Hause, keinen lauten, geräuschvollen Festeslärm und Jubel, aber stille, reine,

häusliche Freudenfeste waren diesen Räumen und ihren Bewohnern beschieden — sie waren sehr glücklich.

Ein Band der reinsten Neigung war es gewesen, das einst diese zwei Menschen vor langen Jahren verknüpft hatte, und diese Neigung war in der Ehe nicht schlafen gegangen, wie es leider so oft der Fall ist, nein, sie war gereift zur schönsten, edelsten Frucht — zum echten Vertrauen, zur wahrsten Freundschaft!

Mittellos hatten die beiden Gatten ihren Weg zum Fortkommen in der Welt begonnen, aber redlicher Wille, weise Sparsamkeit und der bald geachtete Ruf des Doktor Wengler ließen schon nach wenigen Jahren das Los des Ehepaars ein sorgenfreies und behagliches werden. Von Jahr zu Jahr mehrte sich die Praxis des tüchtigen Arztes, somit wuchs auch sein Wohlstand, und nun waren es bereits fünfzehn Jahre, daß er das Häuschen vor dem Tore besaß, das er und seine Frau sich so sehr gewünscht hatten und das sie nun so glücklich machte.

Da es aber nicht die Bestimmung des Menschen auf Erden ist, ganz vollkommenes Glück zu genießen, so gab es auch in dem Leben der beiden eine wunde Stelle, die sie in ihren früheren Jahren wohl bitter schmerzte — sie waren kinderlos!

Die schönsten Blüten des Hauses, mit denen Gott die Menschen begnadigt, fehlten, und darum hatte die Doktorin sich wenigstens mit anderen Blumen und Blüten umgeben, damit ihr Herz doch etwas zur Pflege und Liebe besäße.

Aber nicht allein diese stummen Kinder der Natur fanden an ihr eine Beschützerin, nein, die ganze Menschheit nahm sie in ihr gütiges Herz auf, und kein Armer ging unerquickt von ihrer gastlichen Tür, kein Gedrückter suchte Trost und Rat bei ihr vergebens.

Wohl hieß es im Städtchen: „Wenglers sind reich, sie müssen es sein, bei seiner großen Praxis, bei ihrem einfachen Leben kann es nicht anders sein.“ Und doch hatten diese Stimmen unrecht. Wohlhabend waren die beiden Leute immer-

hin zu nennen; keineswegs aber reich. Der Doktor war ein zu rechtlicher, redlicher Mann, um je ein Honorar zu beanspruchen, wo er nur im entferntesten annehmen mußte, daß dasselbe von seinen Patienten nur schwer erübrigt werden könne. Dann war die Schar der Armen zu groß, die sich an die Gutmütigkeit der Doktorin wandte, zudem besaß sie eine verheiratete Schwester, der es nicht wünschenswert erging. So hatte die Doktorin sich daran gewöhnt, deren Kinder zu kleiden, als ob sie die ihren wären; manches Postpaket ging nach dem kleinen Orte ab, in welchem die Schwester ihr bescheidenes Dasein fristete.

Das freilich wußte niemand so recht, denn die Doktorin handelte schweigend und hing ihre Wohltaten nicht an die große Glocke.

Einfach und schlicht wie ihr Sinn war die Erscheinung dieser braven Frau. Wer sie kannte, der wußte sich ihrer wohl kaum anders als in einem hohen grauen, braunen oder schwarzen Kleide zu entsinnen. Diese drei Farben trug sie, je nach Zeit und Gelegenheit abwechselnd. Der Schnitt ihres Kleides war einfach und schmucklos, aber die fünfzigjährige Frau besaß noch einen sehr schönen stattlichen Wuchs, daß sie in ihren einfachen Wollenkleidern stets würdig und angenehm erschien. Sauberkeit war Frau Wenglers größter und bester Schmuck; tagtäglich wurde der kleine schmale Kragen und die steifen Manschetten an den Handgelenken frisch angelegt; ihr gutes liebes Gesicht mit den schlichten, schon ergrauten Scheiteln schaute stets aus einem zierlichen Spitzenhäubchen heraus, das gewöhnlich mit blaßlila Bändern verziert war.

Es war ein schöner warmer Herbsttag, wie er im „alten Weibersommer" bisweilen so wundervoll vorkommt, um dem Menschen vor dem langen, langen Winter desto banger zu machen.

Der Doktor war seinen Patienten nachgegangen, Frau Wengler saß allein auf der kleinen, mit Wein umrankten Veranda neben dem Hause und strickte. Ihre Hände bewegten

sich gar fleißig; alle Augenblicke war eine der blanken, blitzenden Nadeln abgestrickt, und doch schien es, als ob die stille Frau nur mechanisch bei ihrer Arbeit wäre und ihre Gedanken weit weg von dieser eilten; auch war das Gesicht der guten Doktorin bei weitem nicht so ruhig als sonst; alle Minuten flogen ihre Augen durch das Grün der Zweige zu dem stattlichen Wohnsitz des Herrn Waldmann hinüber; dann schüttelte sie ihren Kopf und murmelte leise vor sich hin: „Hm, hm, hm! Ja, ja, so geht's! — Wer hätte das gedacht! — Was nun wohl werden wird?“ Und dann versank die Doktorin allemal in eine Flut von Gedanken, daß das Strickzeug oftmals ein Weilchen müßig im Schoße liegen blieb.

Als Frau Wengler so nach einer Weile wieder gedankenvoll durch die Rebenzweige schaute, ward ihr Auge auf einmal etwas lebhafter. Schnell legte sie ihr Strickzeug zur Seite, bog die Ranken auseinander und rief in freundlichem Tone einer in reichem Putz daherkommenden Dame zu: „Ei, guten Tag, Fräulein Nachbarin!“

Die Angerufene fuhr erschrocken auf; sie wandte ihr Gesicht nach der Doktorin und sagte leise, mit unsicherer Stimme: „Guten Tag, Frau Doktorin.“ Damit wollte sie an dem Hause vorübergehen. Aber so leichten Kaufes kam sie nicht vorbei. Frau Wengler rief, indem sie ihr lächelnd mit dem Finger drohte: „Ei, ei, ist das Sitte, ist das Manier, an einer alten Bekannten und neuen Nachbarin so vorüberzugehen, nachdem man sich den ganzen Sommer über nicht gesehen?“

„Ich habe eilige Besorgungen, Frau Doktor,“ entschuldigte sich die Gescholtene.

„Papperlapapp, deine wichtigen Affären kenne ich, das sind immer nur ‚Staatsgeschäfte‘, auf die gebe ich nichts; komm herein, Leonie, und sage mir vernünftig guten Morgen!“

Leonie, denn sie war's, gehorchte der Aufforderung nur widerstrebend; zögernden Schrittes ging sie durch den kleinen wohlgepflegten Garten der Veranda zu.

Die Doktorin kam dem jungen Mädchen entgegen, reichte

ihm freundlich die Hand und sah prüfend in das hübsche Gesicht. Aber, du lieber Gott! wie hatte sich das verändert! Hohl und eingefallen erschienen die jugendlichen Wangen, tief lagen die dunklen Augen in ihren Höhlen, als wären sie von vielem Weinen ermüdet, und die frische, rosige Farbe, Leonies größte Zierde, war einer tödlichen Bläſſe gewichen. Dazu war der ganze Ausdruck, der auf dem Gesichte des jungen Mädchens lag, so entsetzlich traurig, daß all der Putz und das kokett geschmückte Hütchen, das Leonie trug, nicht im stande waren, die Veränderung zu verbergen, die mit dem armen Kinde vorgegangen war. Mit einem Blicke sah die Doktorin, was Leonie in den letzten Tagen gelitten, wie tief sie der Schlag berührt hatte, der ihr junges Leben so urplötzlich getroffen; die gute Frau vergaß in diesem Augenblick allen Groll, den sie auf Leonie, ihres törichten Benehmens wegen, hegte; sie fühlte jetzt nur Mitleid mit der Verlassenen, nahm sanft ihren Arm in den ihrigen und zog das junge Mädchen neben sich auf das Strohsofa in der Veranda nieder. Dann fragte die Doktorin in einem scherzhaft sein sollenden Tone, den sie gebrauchte, ihre Bewegung zu verbergen: „Nun, du kleine Ungalante, vier Tage bist du jetzt daheim in deinem Zauberschloß und machst nicht einmal die üblichen nachbarlichen Besuche? Du bist wohl zu stolz, aus deiner Alhambra in die Hütten armer Sterblicher niederzusteigen?“

„Ach, liebe Frau Doktor, beschämen Sie mich nicht mit solchen Reden,“ sagte Leonie gedrückt. „Wenn Sie wüßten, was ich alles zu tun und zu ordnen habe!“

„Du?“ fragte Frau Wengler erstaunt.

„Ja, ich,“ antwortete Leonie schnell, „ich verreise morgen abend auf längere Zeit, und da habe ich viele Vorbereitungen zu treffen. — Daher verzeihen Sie, liebe Frau Doktor, daß ich nicht länger bleiben kann, ich muß noch zur Putzmacherin, zur Schneiderin, meine ganze Herbstgarderobe ist noch unvollständig!“ Mit diesen Worten wollte das junge Mädchen sich entfernen.

Aber die Doktorin war keineswegs damit einverstanden; fast gewaltsam zog sie das Mädchen auf seinen Platz und sagte: „Ach was, die Damen bedienen dich, auch wenn du eine Stunde später kommst. — So eine gute Kundin wie du gibt's nicht alle Tage! — So, also du willst fort? — Hm, hm! — Und wohin denn, wenn ich fragen darf?"

„Nach Feldberg, zur Tante Christine."

„Wie, jetzt willst du aufs Land? Feldberg liegt, soviel ich mich erinnere, im Ermeland; deine Tante klagte bei ihrem Hiersein recht sehr über das ungesellige Leben dort, sie fände fast gar keinen Umgang. — Also nach Feldberg! — Hm, da wirst du wenig Vergnügen haben!"

„Ja, das meine ich auch, aber die Tante äußert so großes Verlangen nach mir," antwortete Leonie gedrückt.

„Und da gehst du zu ihr? — Ja, das ist ein großes Opfer, jetzt so beim Beginn der Saison davonzugehen. Wie wird man die ‚Ballkönigin' vermissen!"

Leonie blickte bei diesen Worten verschämt und blutrot zu Boden; wußte Frau Wengler noch nichts? oder wollte sie nichts wissen? — „Und jetzt gerade abzureisen, jetzt, wo alles, was den Sommer über verreist war, wieder heimkehrt, das ist ja schade!" begann Frau Wengler wieder. Sie sah das schweigende junge Mädchen vor sich, das nur mit Mühe ihre Tränen zurückhielt. „Ach was," dachte die Doktorin, „jetzt gehe ich drauf los!"

„Weißt du," sagte sie laut, „ich würde wenigstens so lange noch hier bleiben, bis Oldenburg mit seiner jungen Frau hier ist, die würde ich erst empfangen!"

„Und warum?" fragte Leonie zitternd und atemlos.

„Damit die Leute nicht sagen, du seist aus Eifersucht davongelaufen!" sagte ruhig und bedeutsam die Doktorin, scharf jedes Wort betonend.

Entsetzt blickte Leonie die Doktorin an, als sie aber sah, mit wie warmem Anteil das blaue Auge der alten Frau auf ihr ruhte, wie mütterlich diese jetzt ihren Arm um ihren Hals legte, da brach die Schranke, die Leonie bisher nur mühsam

bewahrte; ein heißer Tränenstrom drang aus ihren Augen, und lange, lange weinte sie sich an dem Busen der guten Doktorin herzlich aus! —

„Und nun, mein Kind, sprich offen und ohne Rückhalt," sagte die Doktorin sanft. „Nicht müßige Neugier treibt mich, sondern die herzlichste Teilnahme. — O warum seid ihr nicht früher in meine Nähe gezogen; wie oft schon wollte ich dich warnen!"

„Ach, hätten Sie es getan, liebe Frau Wengler," schluchzte Leonie.

„Wann habe ich dich denn gesehen? Hattest du je einen Augenblick für mich alte Frau übrig? Nachrufen konnte ich dir die Warnung nicht, wenn du mit dem schönen Rittmeister hier vorüber galoppiertest!"

Leonie schlug die Augen zu Boden.

„Nun, nun, verletzen wollte ich dich nicht, mein Kind, aber wenn ich an den Burschen denke, der dich so in aller Welt Mund gebracht hat, und nun — ach, es ist um wütend zu werden. — Wann hast du dich denn mit dem Rittmeister entzweit?"

„Nie und nirgends!"

„Nun, und die Verlobung?"

„Erfuhr ich ganz plötzlich vor vier Tagen."

„Wodurch?"

„Er selbst schickte mir die Karte und Briefe von ihm und Eugenie."

„Was, diese Frechheit hat er gehabt? Und was gibt er für Gründe für seine Treulosigkeit an?"

„Keine."

„Aber, mein Himmel, da werde ich nicht klug," sagte die Doktorin hastig, „ja, waret ihr denn nicht heimlich verlobt?"

„Nein," sagte Leonie ernst.

„Er hat dir nie einen Heiratsantrag gemacht?"

„Direkt nicht, aber die Eltern hatten ihn aus seinen Andeutungen längere Zeit schon erwartet. — Und ich auch," setzte das junge Mädchen dann leise hinzu.

„Aber seine Liebe wird er dir doch gestanden haben, der feine Herr, nicht wahr?“

„Verblümt oft, aber so ernsthaft und so geradezu — nie!“

„Was?“ rief die Doktorin immer erstaunter. „Aber ich wette, er verfolgte dich mit Zärtlichkeiten, wie?“

„Nein,“ sagte Leonie.

„Nie?“ fragte die Doktorin wieder, ihr Beichtkind mit scharfem Blick prüfend.

„Doch, einmal,“ erwiderte Leonie zögernd, „aber das ist schon lange her — und ich habe es niemand gesagt. Es war im Walde, wir waren allein, er wollte mich küssen —“

„Nun, und?“ fragte finster die Doktorin.

„Da habe ich ihm meine Meinung gerade heraus gesagt, und er war so beleidigt, daß ich geglaubt habe, er würde nie wieder ein Wort mit mir sprechen!“

„Du hast mir die ganze Wahrheit gesagt, Leonie?“

„Ja, Frau Doktor,“ sagte das Mädchen ehrlich.

„Nun, so wird mir mit einem Male die Sache klar: der eitle Geck hat dir die Abfertigung nie vergeben, seine Rache war, dir deinen guten Ruf zu nehmen, indem er dich scheinbar verließ! So und nicht anders hängt alles zusammen!“ sagte Frau Wengler mit vollster Überzeugung.

„Ach nein, das glaube ich nicht,“ warf Leonie ein. „Nach jener Zurückweisung im Walde hat mir Oldenburg ja erst das Leben gerettet!“

„Um dich vielleicht sicherer zu fangen. O, für einen gefährlichen Menschen hat mein Alter den schönen Herrn immer gehalten! — Aber bleiben wir bei der Sache, sage mir offen und ehrlich die Wahrheit, Leonie; ich gebe dir mein Wort, ich helfe dir, dem Herrn sein Bubenstückchen zu verderben.“

„Ich habe Ihnen in allem die ganze Wahrheit gesagt, Frau Doktor, wie noch keinem Menschen auf der Welt, denn Sie sprechen teilnehmend und mild zu mir; die Mutter aber schmäht mich und sagt, meine Zurückhaltung trage allein die Schuld.“

„Deine Zurückhaltung? — So hast du also gewiß keine Liebschaft mit dem Rittmeister gehabt?“

„Gewiß und wahrhaftig nicht!“ rief Leonie erschrocken.

„In keinem Briefwechsel mit ihm gestanden?“

„Dieser Brief ist der erste und letzte, den ich von ihm empfing,“ und Leonie reichte das Schreiben Oldenburgs der Doktorin.

Diese las dasselbe durch und sagte: „Es ist gut, ganz gut. Gott sei Dank, daß es so ist! — Nun aber sage mir, Kind, warum in aller Welt willst du vor dem erbärmlichen Menschen ausreißen? Liebst du ihn denn?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Leonie beklommen; „so viel ist gewiß, man hatte mich daran gewöhnt, ihn als meinen Zukünftigen zu betrachten; ich glaube, es wird mir schwer werden, ihn als Eugeniens Gatten wiederzusehen!“

„Ich danke dir für das Vertrauen, mein Kind, das du zu mir hast; du bist ein gutes Mädchen und hast ein besseres Schicksal verdient! — Aber ich hoffe, auch für dich, mein Herz, wird die Stunde schlagen, wo eine würdigere Liebe diese Schwäche aus deinem Herzen vertreibt. — Aber selbst wenn dir der Anblick des falschen Mannes Schmerzen machen sollte, so sage ich dir doch: sei tapfer, Leonie, bleib hier, tritt ihm furchtlos entgegen, das demütigt ihn!“

„Mama ist es, die es wünscht, daß ich gehe; sie sagt, so nur höre das Gerede der Leute endlich auf!“

„Weit gefehlt! Man wird dir alles mögliche nachsagen, wenn du seinem Anblick entfliehst; dann erst bist du wirklich die Verlassene, Gedemütigte, zu der er dich machen möchte. Den Triumph gönne ihm nicht! — Bleibe hier, tritt ihm heiter und freundlich entgegen wie bisher, sei ihm wirklich ‚die Freundin‘, wie er dich in seinem Schreiben nennt. Findet er nun in Wahrheit, daß deine Gefühle nur freundschaftlicher Art waren, so bleibt ihm das beschämende Gefühl, sein Spiel vergebens gespielt und seiner Frau nicht der Triumph, dich, Leonie, verdrängt zu haben! Die Welt aber muß ihren Irrtum einsehen. — Was meinst du zu meinem Vorschlage, Leonie?“

„O, er ist wundervoll!“ rief das erregte Mädchen. „Ich danke Ihnen, liebe Frau Doktor, daß Sie mir einen Weg gezeigt haben, der mich der allgemeinen Verachtung, dem Mitleid entzieht, das schon in meinen Gedanken mein ganzes künftiges Leben verdüsterte! — Ja, ich will stark sein; die tiefe Empörung, die mein Herz gegen Oldenburg erfüllt, wird mir Mut geben, ihm vernichtend entgegenzutreten. O, Frau Doktor, wie soll ich Ihnen je für den Anteil danken, den Sie an mir Fremden so liebevoll nehmen! — — Aber meine Eltern, werden auch sie sich entschließen, die alte Freundlichkeit ihm entgegenzubringen? Der Vater ist über Oldenburg tief ergrimmt, die Mutter trostlos!“

„Das muß deine erste Aufgabe sein, Leonie, deine Eltern umzustimmen; sie gerade dürfen sich keine Blöße vor den scharfen Argusaugen der Welt geben!“

„O, ich werde sie umstimmen!“ rief Leonie hoffnungsvoll. „O, wie war ich so niedergedrückt und so traurig, als ich bei Ihnen eintrat, liebe, teure Frau, und nun haben Sie alle Trauer aus meinem Herzen fortgebannt durch Ihren Rat. Ja, ich will Ihnen folgen in allem! Niemand, niemand soll mein Inneres sehen, kein Mensch soll hohnlächelnd über mich sprechen; ich werde der öffentlichen Demütigung entgehen, mit der belastet ich nicht leben kann!“

„So ist es recht, so wollte ich mein Trotzköpfchen haben! — Aber nun, mein Kind, vergiß auch nicht, daß wenn du vor den Menschen auch deine Niederlage bemäntelst, vor Gott kannst du es nicht. Vor ihm, mein Kind, demütige dich; danke ihm aus vollem Herzen, daß er dich gnädig aus der Hand dieses gefährlichen Mannes gerettet hat; flehe ihn an, dich vor weiteren Versuchungen zu bewahren; von ihm erbitte dir Kraft zu deinem Vorhaben, er allein kann sie dir verleihen!“

Ergriffen hörte Leonie auf die Rede der würdigen Frau und ihre Hand innig küssend, sagte sie aus tiefstem Herzen: „O, warum wurden Sie nicht meine Mutter! Warum haben Sie kein Kind, wie müßte das unter solcher Führung geworden

sein! — Aber Sie sollen sehen, daß Sie Ihren Rat keiner Unwürdigen gegeben haben!“ Herzlich die brave Doktorin umarmend, verabschiedete sich Leonie schnell.

Gerührt sah ihr Frau Wengler nach.

Leonie richtete ihren Gang nicht nach der Stadt, sondern schritt rasch und elastisch dem Hause ihrer Eltern zu.

* * *

Als die gute Doktorin sie aus dem Gesicht verloren hatte, sagte sie leise: „Armes Kind, wie sehr hat die Welt dich verkannt und beleidigt, zu welch herrlicher Pflanze könntest du unter der Hand des rechten Gärtners gedeihen!“

Still nahm die fleißige Frau nun wiederum den Strickstrumpf zur Hand, aber nachsinnend strickte sie manchen Gedanken in die zierlichen Maschen hinein. Mit einem Male schien sie einen Entschluß gefaßt zu haben; schnell stand sie auf und rief einem vor der Tür des Hauses arbeitenden Mädchen zu: „Karoline!“

Die Gerufene kam herbei. „Was befehlen die Frau Doktorin?“

„Schnell, ziehe dich an und gehe in die Stadt zu Mamsell Meta; ich lasse sie bitten, eine Tasse Kaffee bei mir zu trinken.“

„Wie, zu der bissigen alten Jungfer soll ich gehen, Frau Doktor? Die mögen Sie ja nicht!“

„Geh und tue, was ich sage!“

Kopfschüttelnd entfernte sich die Magd, den Auftrag ihrer Frau heute nicht begreifend.

* * *

Kaum hatte der Zeiger der Turmuhr die dritte Stunde verkündet, als auch schon Mamsell Meta in ihrem altmodischen, hell gestreiften Kleide, einem kleinen schwarzseidenen Schal und ihrem unbeschreiblichen Turmbau von Hut erschien. Für ihre Verhältnisse wohlhabend, war das alte, einsam lebende Mädchen doch unendlich geizig, daher bestand ihre Garderobe stets aus altem Gerümpel; ihr höchster Genuß war der, bei anderen Leuten zu essen und zu trinken.

Da aber jedermann die bekannte böse Zunge der Mamsell Meta fürchtete, so hielt man sich gern fern von ihr; eine Einladung von der geachteten Doktorin gehörte daher zu den Festtagen in dem Leben der alten Jungfer.

Freundlich von Frau Wengler bewillkommt, saß Mamsell Meta behaglich am Kaffeetisch. Wie die Doktorin nicht anders erwartete, begann der Redefluß bei der dritten Tasse schon überreich aus dem Munde der holden Dame zu fließen. Nachdem ein paar unbedeutende Themas abgehandelt waren, fing sie auch von der neuesten Verlobung zu reden an.

„Nun, verehrte Frau Wengler, was sagen Sie denn zu den Waldmanns? Nicht wahr, das ist ein Unglück? — Aber den hochmütigen Menschen ist's wohl zu gönnen. — Sie wissen doch, beste Doktorin, daß der Rittmeister, der Oldenburg, die hochmütige Leonie am Narrenseil geführt hat? — Ja, ja, nun sitzt sie da, verlassen und trostlos! Ach, es ist eine fürchterliche Geschichte. Der Vater will sich mit dem Rittmeister duellieren, die Mutter soll wahnsinnig sein und das Mädchen will verhungern, so sehr liebt es den Treulosen noch."

„Beste Meta, wer sagt das?"

„O, das sagt die ganze Stadt!"

„Nun denn, so muß ich Ihnen sagen, die ganze Stadt irrt sich!"

„Wieso, wieso?"

„Nun, der Herr Waldmann ist lustig und guter Dinge wie zuvor. Frau Waldmann kümmert sich gerade so um den Putz wie früher. Und Leonie —"

„Nun, und das arme Geschöpf?"

„Ja, du lieber Himmel, das Mädchen sieht gar nicht unglücklich aus. Heute früh war sie bei mir —"

„Wie, was, bei Ihnen? Man sagt, sie läge eingeschlossen und raufe sich ihr Rabenhaar wie Bürgers Leonore?"

„Davon habe ich nichts bemerkt, mit tausend Löckchen und Puffen war sie ganz à la mode frisiert."

„Nun, und was sagte sie?"

„Sie sagte, es amüsiere sie kostbar, daß man sich das Märchen von ihr in der Stadt erzähle."

„Das Märchen?"

„Ja, ja, so sagte sie. Sie meinte, es mache sie interessant, jetzt die Verlassene vorzustellen; um es besser zu können, hätte sie Lust, sich weiß und leidend zu schminken."

„Was, sie spottet noch? Ja liebt sie denn den schönen Mann gar nicht?"

„Keine Spur; sie sagt, sie danke Gott, daß die Eugenie sie von ihm befreie, denn da er ihr Lebensretter sei, habe sie ihm doch freundlich begegnen müssen; das aber sei ihr nun doch schon schrecklich langweilig gewesen."

„Beste Doktorin, Sie sehen mich starr. — Ja, wie ist es denn möglich mit einem Manne, wie Oldenburg, zusammen zu sein und ihn nicht zu lieben?"

„Beste Mamsell Meta, heute ist alles möglich, es gibt keine Romantik, keine Schwärmerei mehr. Zu unserer Zeit hätte ein Mädchen einen solchen Mann, der ihr noch dazu das Leben gerettet, angebetet."

„Bis in den Tod!" bestätigte Mamsell Meta mit Emphase.

„Heute gibt's solche Mädchen nicht mehr," nahm die Doktorin wieder das Wort, „und die Leonie, nun, die ist erst die Rechte, die hat gar kein Herz, das ist so ein echter Springinsfeld. Tanzen und Vergnügen, das ist ihre Welt; wer der Tänzer ist, das bleibt sich gleich."

Eine Stunde brauchte die Mamsell, um das Unerhörte zu fassen, daß Leonie Waldmann auch ferner leben und vergnügt sein sollte. Dann stand sie auf und nahm Abschied. Diese Neuigkeit mußte sie schleunigst überall als erste erzählen.

Frau Wengler atmete auf, als sich die alte, klatschsüchtige Person entfernt hatte; aber die gute Frau hatte sich nicht verrechnet, die alte Meta tat schon, was sie sollte. Tags darauf wußte die ganze Stadt, daß Leonie Waldmann gar nicht daran dachte sich zu härmen, sondern recht vergnügt sei und daß man sich vergebens gefreut hatte — auf eine gedemütigte Verlassene.

Der Besuch.

Nicht leicht ward es Leonie gemacht, den Sinn ihrer Eltern, dem Plane der Doktorin gemäß, günstig zu stimmen. Es wollte diesen schwer in den Sinn, den falschen Mann, der den Ruf der geliebten Tochter geflissentlich gefährdet und sie dem Gespötte der Welt preisgegeben hatte, mit Freundlichkeit zu empfangen. Bei Herrn Waldmann zwar hatte Leonie ein leichteres Spiel; er war klug genug, einzusehen, daß ein solches Benehmen allein ihn von dem Mitleid und der Schadenfreude der Menge befreien könnte, und daß es jedenfalls besser sei, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, um die eigene und der Tochter Ehre zu bewahren. Nachdem sein heftiges Zürnen über die Vereitelung seiner Lieblingsidee sich in lauten Zornesausbrüchen Luft gemacht hatte, ging er auf die Bitte Leonies ein, und es ward beschlossen, den Rittmeister und seine junge Gattin wie liebe Freunde zu empfangen und so sich den Anschein zu geben, als hätte man niemals andere als freundschaftliche Gefühle von Oldenburg erwartet.

Weit schwereren, hartnäckigeren Widerspruch fand Leonie bei ihrer Mutter. Von Natur aus beschränkt, konnte die empörte Frau es nicht begreifen, wie ein solches Betragen ihre arme, verletzte Tochter weniger gedemütigt hinstellen sollte als ein offenes Zürnen und unverhohlenes Aussprechen, das den Rittmeister vor aller Welt verdammen mußte.

Aber Leonie ließ nicht ab, durch Bitten, durch Vorstellungen auf die erregte Frau zu wirken. Seit die gute Doktorin mit dem Mädchen so ruhig und überlegt gesprochen, war ein Alp von seiner Brust gefallen, und das gleichmütige, heitere Wesen, das es nach dem klugen Rate der Welt gegenüber zeigte, wirkte wohltätig auf das junge Herz selbst, das allmählich anfing,

weniger unruhig und heftig bei dem Gedanken an den falschen Mann zu schlagen.

Nachdem es gelungen war, den Widerspruch des Herrn Waldmann zu besiegen, war er selbst derjenige, der den Vorsatz faßte, die ganze Stadt durch den Empfang des Rittmeisters in Erstaunen zu setzen. Noch war das Einweihungsfest seiner prächtigen Villa nicht begangen, nun wohl, so verschob er es bis zu dem Tage, wo die Neuvermählten es mit begehen konnten. Das war nun selbst Leonie im ersten Augenblick etwas zu viel; es war ihr ein schwerer Gedanke, einen Ball mit Oldenburg mitzumachen, jetzt, wo er unwiderruflich an eine andere geknüpft war, während er sonst über die ganze Dauer eines solchen Festes nur Augen für sie gehabt hatte!

Wohl war es ein Kampf für die verwöhnte Leonie, nun mit froher Miene zu tanzen und heiter zu scheinen, während ihr stolzer Sinn die Zurücksetzung und Kränkung nicht zu verschmerzen vermochte, und ein ruhiges Angesicht zu zeigen, wo aller Augen, das wußte sie, auf sie gerichtet sein würden. Aber sie nahm sich vor, stark zu sein und jede Schwäche zu überwinden!

Da sie sich selber aber doch nicht so recht traute, so beschloß Leonie, die Doktorin, die sie seit jenem Morgen wiederholt besucht hatte, zu bitten, dem beabsichtigten Balle beizuwohnen.

„Ja, das will ich," sprach Leonie bei sich selbst. „Unter den ermutigenden Blicken dieser braven Frau wird mir mein Vorhaben weit leichter sein; o, sie wird mir meine Bitte erfüllen und wider ihre Gewohnheit gerne einmal einen solchen Festtrubel mitmachen."

Leonie, stets gewohnt, ihre Pläne gleich ins Werk zu setzen, ließ sich keine Zeit, erst Toilette zu machen; in dem einfachen Morgenanzug, den sie trug, schickte sie sich sofort an, zu der schlichten Nachbarin hinüberzugehen.

Es war ein warmer, sonniger Herbstmorgen, und da die Hitze fast unerträglich war, verschmähte es das junge Mädchen, einen Schal oder eine Mantille über das rosa Morgenröckchen

von feinem Jakonett zu werfen, das nur von einem breiten, schwarzen Ledergürtel zusammengehalten wurde. Auf ihrem Köpfchen trug Leonie einen breitkrempigen Gartenstrohhut mit einem schwarzen Sammetbande und einem Büschelchen Rosenknospen.

So selten einfach dieser Anzug für Leonie war, so gut kleidete er sie. Wenn das junge Mädchen sich recht gekannt hätte, so wäre es wohl eitel genug gewesen, sich öfter geradeso schlicht und jugendlich zu kleiden, denn kein Putz der Welt hätte vermocht, sie so hübsch erscheinen zu lassen, wie dieses schmucklose, doch zierliche Morgengewand.

Indes Leonie so ihren Weg zu der Doktorin dahinschritt, saß diese selbst wieder auf ihrer Veranda, wie an jenem Morgen, da sie die jugendliche Nachbarin zu sich gerufen hatte; nur ruhte das Strickzeug heute drinnen im Körbchen; die fleißigen Hände waren beschäftigt, eine große Quantität Äpfel zu schälen, die für das Trocknen zum Winter bestimmt waren.

Bis vor einer halben Stunde hatte Herr Doktor Wengler, ein starker Fünfziger mit frischem, gesundem Gesichte und wenig ergrautem Haar, bei seiner Frau gesessen und sein Pfeifchen geraucht; die beiden hatten gemütlich geplaudert, sich der seltenen Feierstunde freuend, die sein schwerer Beruf dem sehr in Anspruch genommenen Manne ließ. Da aber war ein Gast zu dem Doktor gekommen, ein stets gern gesehener, lieber Gast, der Regimentsarzt Jansen, der den älteren Kollegen in einem wichtigen Falle um Rat fragen wollte, und nach kurzer Begrüßung der Frau Doktorin hatten sich die Herren in das Studierzimmer des Hausherrn zurückgezogen.

Während sie dort in dem altmodischen, doch behaglichen Raume sitzen und ernste Gespräche führen, haben wir Zeit, einen Blick auf den Hausfreund der guten Familie, die wir von jetzt ab häufiger besuchen werden, zu werfen, und da sehen wir einen jungen, stattlichen Mann vor uns. Groß und kräftig gewachsen, trägt er seine Gestalt mit so freier, ungekünstelter Anmut, daß schon der erste Blick auf den jungen Mann für ihn einnimmt. Dunkelblondes, dichtes Haar umgibt einen

edel geformten Kopf in reichem Kranze, und aus den offenen, angenehmen Zügen seines Gesichtes leuchten zwei dunkelblaue Augen, die von großer Gutmütigkeit und Ehrlichkeit, aber auch von Männlichkeit und Energie zeugen.

Nachdem die Herren einen interessanten Krankheitsfall ernst durchgesprochen, erhob sich der junge Mann und schickte sich zum Gehen an, als Doktor Wengler sagte: „Ach ja, Theodor, was ich dich noch fragen wollte, warum ließest du dich gestern abend vergebens erwarten?“

„Das Offizierskorps meines Regiments gab ein kleines Fest, dem ich mich nicht gut entziehen konnte, lieber Onkel,“ lautete die Antwort. „Man empfing den zurückgekehrten Rittmeister Herrn von Oldenburg.“

„Oldenburg? Er ist also wieder da und als verheirateter Mann zurückgekehrt?“

„So sagt man!“

„Nun, wie gefiel dir der Herr Rittmeister? Da du doch erst vor einigen Monaten hierher versetzt wurdest, kanntest du ihn noch nicht?“

„Ich sah ihn gestern zum ersten Male, kann daher noch nicht abschließend über ihn urteilen; auch werde ich dazu wohl kaum je Gelegenheit haben, denn voraussichtlich sehe ich den Herrn Rittmeister nicht wieder; wie ich höre, hat er ja um schleunigen Abschied gebeten, man will sogar schon wissen, wer sein Nachfolger ist.“

„Also so bald will uns der Kriegsheld verlassen?“ brummte Doktor Wengler. „Hm, was sagten denn die Herren Kollegen? Wie nehmen es die Offiziere denn auf, daß ihr Rittmeister so rasch den Dienst für das Vaterland quittiert?“

„Bah, die freuen sich, daß sie einen Vordermann los werden. Nur der alte Oberst erlaubte sich eine Bemerkung und fragte Oldenburg, warum er just eine Pariser Dame wählte, da es hier im Städtchen doch manch hübsches, reiches Mädchen für ihn gegeben hätte!“

„Nun, und was antwortete der Herr?“

„Er lachte und machte sich über die ‚Gänschen' lustig, die auf ihn ‚gespitzt' hätten. — Höre, Onkel," sagte der junge Mann weiter, „im Grunde bin ich herzlich froh, daß dieser Herr als mein Vorgesetzter ausscheidet; er hat auf mich einen wenig günstigen Eindruck gemacht; ich fand sein Benehmen für einen Mann geradezu unpassend, ja unwürdig!"

„Ei, ei, Theodor, du nimmst den armen Oldenburg ja arg mit, und das wundert mich, da du sonst sehr zurückhaltend und milde in deinem Urteil bist. Was hat es denn gegeben, das dich so gegen ihn eingenommen hat?"

„Du weißt, Onkel, ich bin Klatschgeschichten und dem Renommieren der Männer mit ihren Eroberungen gründlich feind; daher hörte ich auch nur mit halbem Ohr auf die Neckereien und Sticheleien, die sich die Offiziere gegen ihren Rittmeister erlaubten, denn sich in Respekt zu setzen, hat er durchaus nicht verstanden. So viel aber wurde mir doch klar, daß man von einem reichen, übermütigen Mädchen sprach, das hier als Oldenburgs Verlobte galt, und das er jetzt durch sein Verlassen dem Gespötte der ganzen Gesellschaft preisgegeben hätte. Ein rechter Mann hätte eine solche Zumutung mit Verachtung von sich gewiesen — das tat der Rittmeister nicht. Wirst du es glauben, Onkel, schmunzelnd gestand er die Sache halb und halb zu; seiner Eitelkeit schien diese niederträchtige Handlungsweise noch zu schmeicheln, und er trank mit seinen Kameraden darauf, ‚daß die schönen Augen der armen Verlassenen nicht durch gar zu viele Tränen erblassen mögen'. Kannst du das begreifen, Onkel?"

„O ja, mein Junge, und von Oldenburg habe ich gar nichts anderes erwartet, ich kenne den Gecken; nur seiner stattlichen Persönlichkeit gelingt es, die weibischen, eitlen Schwächen, die er in so hohem Maße besitzt, zu verdecken. Ich hoffe, daß du dich des geschmähten Mädchens als ein echter Ritter angenommen hast?"

„Bin ich ein Don Quixote, daß ich gegen Windmühlen kämpfen sollte? Ein so unvorsichtiges, leichtfertiges Mädchen ist nicht zu verteidigen!"

„Oho, lieber Junge, nur nicht so schnell urteilen! Ehe man das tut, muß man stets beide Parteien hören, die Sache nimmt sich dann ganz anders aus. Auch würde ich dir raten, solche Worte nicht vor meiner Alten zu wiederholen, die nimmt gerade jenes Mädchen sehr in Schutz."

„Die gute Tante? Nun, die weiß wohl, was sie tut, umso ärger war es von Oldenburg, das Mädchen so zu lästern. Aber, lieber Onkel, es ist bald elf Uhr; Punkt elf muß ich im Lazarett sein."

„Adieu, mein Junge, und ist es dir möglich, so komm heute abend, wir machen dann einen Spaziergang miteinander."

„Gern, lieber Onkel. Adieu."

„Adieu, Theodor! — Aber halt — erst komm rasch noch einen Augenblick zu meiner Frau; du weißt, die liebt nicht, wenn du dich französisch empfiehlst!"

Der junge Mann folgte dem Wunsche Doktor Wenglers, und beide traten in die Veranda ein.

Während des Gespräches der beiden Männer war auch die Doktorin nicht einsam gewesen, Leonie hatte ihren Besuch abgestattet und die alte Dame mit Bitten, dem Balle beizuwohnen, überstürmt; so ungern die häusliche Frau sich nun auch aus ihrer Ruhe reißen ließ, so konnte sie doch den Schmeicheleien und Überredungskünsten Leonies nicht widerstehen und hatte schließlich ihre Zusage gegeben.

Freudestrahlend sprang Leonie auf, umarmte die Doktorin zärtlich und dankte ihr herzlich für dieses Opfer, das sie zu würdigen verstand.

Gerade als die Herren die Veranda betraten, verabschiedete sich Leonie von ihrer neugewonnenen, älteren Freundin, und sie konnten noch des jungen Mädchens letzte Worte, ungesehen von diesem, vernehmen. „Leben Sie wohl, beste Frau Doktorin," sagte es, „darf ich wiederkommen?"

„Gewiß, mein Kind," erwiderte freundlich Frau Wengler, „wenn es dir bei mir gefällt, komme, so oft du magst."

„O, es gefällt mir so gut, so gut bei Ihnen, Frau Nachbarin,

daß ich immer hier sein möchte, und Ihre Erlaubnis, Sie wieder besuchen zu dürfen, macht mich stolz und glücklich. Sie sollen sehen, wie bald ich von ihr Gebrauch machen werde!“ Mit diesen Worten wollte sich Leonie entfernen; sie schrak leicht zusammen, als sie die beiden Männer erblickte.

„Ei, guten Morgen, Leonie,“ rief freundlich der Doktor, „seien Sie mir herzlich willkommen. Suchen Sie mich? Wo fehlt's, im Herzen oder im Kopfe?“

„Nirgends, Herr Doktor,“ lächelte etwas verlegen das junge Mädchen, „ich danke für Ihre Mühe; Ihre Frau Gemahlin ist der beste Arzt für mich; bei ihr bin ich immer ganz gesund!“

„So, also meine Alte pfuscht mir ins Handwerk,“ fragte der Doktor, „he, mit was heilt sie denn? Ihre Medikamente pflegen stets bitter zu sein, sie nimmt nur Radikalkuren vor. Sind Sie auch in solcher begriffen?“

Leonie errötete und sah zu Boden.

„Wer wird so indiskret fragen, Doktor,“ schalt die Frau, „da siehst du gleich, daß es gut wäre, wenn wir Frauen Medizin studierten, ihr Männer faßt alles mit so rauhen Händen an. — Aber da habe ich ja vergessen, meiner kleinen Freundin unseren jungen Hausfreund vorzustellen. Herr Doktor Theodor Jansen, ein stets gern gesehener Gast in diesen Räumen und ein Sohn meiner besten Jugendfreundin. — Fräulein Leonie Waldmann.“

Leonie grüßte etwas verlegen, denn es war ihr nicht recht, in der einfachen Morgentoilette einem so stattlichen jungen Herrn vorgestellt zu werden, daher war ihr Wesen weniger sicher als sonst; sie nahm ein bißchen eilig Abschied und war wie der Wind hinter den grünen Hecken verschwunden.

„Tantchen, welch reizendes Rosenknöspchen war das?“ rief der junge Mann, der anmutigen Gestalt lebhaft nachblickend.

„Ein Rosenknöspchen nennst du sie?“ fragte die Doktorin. „Ja, ja, du hast recht, heute sah das Kind herzig und lieb aus, viel besser als in dem großen Putze, den Mama ihr anhängt, und der das junge Wesen dann mehr einer Tulpe oder Feuerlilie ähnlich macht!“

„Kommt dieses Mädchen öfter hierher?“ fragte der junge Mann. „Ich sah es noch nie.“

„Das glaube ich wohl,“ antwortete Doktor Wengler, „als du hierher kamst, waren die Waldmanns an der See. Erst seit etwa drei Wochen sind sie in die herrliche Villa dort gezogen, und seit Leonie unsere Nachbarin ist, kommt sie oft zu meiner Frau, die das Mädchen zu ihrer Protegée gemacht hat.“

„Und das mit Recht, lieber Wengler,“ sagte fest die alte Dame. „Glaube mir, das Kind ist nicht halb so schuldig, wie die Welt meint und wissen will.“

„Was, auch über dieses liebliche Geschöpf fallen die Lästerzungen her?“ fragte der junge Arzt empört.

„Gemach, gemach, junger Freund, du selbst hast mir eben noch alle die Schmähungen wiederholt, die gestern das arme Kind getroffen haben.“

„Wie? Dieses reizende Geschöpf wäre —?“

„Die mutmaßlich verlassene Braut des Herrn von Oldenburg!“

„Nein, lieber Onkel, da irrst du, da bist du falsch berichtet; jene Dame wurde mir stolz, übermütig, wie ein Pfau beschrieben, und dieses Mädchen ist ja kindlich, einfach und natürlich, das ist unmöglich dieselbe!“

„Doch, lieber Theodor, es ist so,“ sagte die Doktorin ernst, „und da mir daran gelegen ist, daß jeder brave Mensch das arme Mädchen nicht mehr verdamme, als es seine Unvorsichtigkeit verdient, so will ich dir heute abend sagen, wie die dumme Geschichte zusammenhängt, dann bin ich von dir überzeugt, daß du dem übertriebenen Gerede nicht mehr recht gibst.“

Der junge Arzt empfahl sich, indem er versprach, am Abend wiederzukehren. Der Doktor ging seinen Geschäften nach, und Frau Wengler blieb allein mit dem unbehaglichen Gefühl, daß sie versprochen habe, einen Ball zu besuchen.

* * *

Zur selben Zeit, als Leonie noch bei der Doktorin saß, fuhr ein höchst eleganter Wagen an dem Hause vorüber. Wären

die beiden Damen nicht so in Gedanken gewesen, hätten sie die Equipage bemerken müssen, in welcher Oldenburg und Eugenie sich befanden; sie kamen, um in der Villa Waldmann ihre Visite abzustatten.

„Gib acht, Eugenie," sagte der Rittmeister, „du hast dich vergebens in Seide und Spitzen geworfen, man wird uns nicht empfangen."

„Aber Hugo, das fände ich sehr unartig. Ich war doch un peu die Freundin Leonies und du — ihr intimer Freund!"

„Gerade darum," antwortete mit einem spöttischen Blicke der Rittmeister. „Man wird es nicht über sich gewinnen, mich als deinen Gatten wiederzusehen! Mon Dieu, man kann doch nicht alle heiraten, die uns lieben!"

„Hugo, ich mache die Entdeckung, daß du sehr eigenliebig bist!"

„Schätzchen, die Frauen haben mich dazu gemacht! — Aber gib acht, jetzt hält der Wagen. Schnell, gib mir deine Karte, wir wollen sie hinaufsenden; du sollst sehen, wir sind vergebens gekommen."

„Das wäre fatal!"

„Ja, mein Herz, ich möchte dir so gern den Triumph gönnen, die besiegte Nebenbuhlerin zu erblicken."

Unterdes hatte der Diener die Karten seiner Herrschaft übergeben und die Antwort erhalten: „Frau Waldmann befände sich zu unwohl, um Gäste zu empfangen, das Fräulein wäre nicht daheim, aber der Herr des Hauses würde sich ein Vergnügen daraus machen, die Herrschaften zu sehen."

„Ah," sagte lächelnd der Rittmeister, nachdem er den Bescheid empfangen, „der Vater allein traut sich die Kraft zu, mir gegenüberzutreten; eine ungeschicktere Lüge hätte das Gänschen gar nicht erfinden können; wer wird es ihr glauben, daß sie um diese Stunde schon ausgegangen sei; da kenne ich die Einrichtung in diesem Hause doch zu gut."

„Vielleicht hat man mit der neuen Wohnung ein neues Leben angefangen."

„Ah bah," sagte der Rittmeister, „sie will uns nicht sehen, das ist das Ganze."

Mit vollendeter Grazie führte er seine junge Gattin Herrn Waldmann zu. Dieser empfing das neue Ehepaar wie ein Sultan, in einem Gemache thronend, das mit Gold, Sammet und Seide aufs reichste ausgestattet war; niemand hätte jetzt in seinen glatten Zügen den Zorn und die Wut zu lesen vermocht, welche die Vereitlung seines Planes bei ihm hervorgerufen.

Mit großer Zuvorkommenheit empfing er das junge Paar, „freute sich ungemein" über das Wiedersehen, war entzückt über die durchaus „passende Wahl" und „bedauerte unendlich", daß Frau und Tochter verhindert seien.

Während man sich im Salon mit diesen konventionellen Lügen so schön unterhielt, ging Leonie ahnungslos ihren Weg dahin, bei sich denkend, welch angenehme Nachbarschaft doch das Doktorhaus sei, denn daß man dort außer dem lieben alten Paare auch noch andere nette Leute finden könne, hatte sie soeben gesehen; sie wunderte sich nur, daß ihr dieser junge Arzt nicht schon früher begegnete; sicher war er noch nicht lange in der Stadt, denn dieser Kopf und diese Gestalt mußten ja auffallen.

Zu Hause angelangt, wollte sie sich gewohnterweise in ihr Zimmer begeben, als sie Stimmen im Salon hörte; in der Meinung, Mama und Papa wären darin, öffnete sie rasch die Tür desselben und stand starr vor Schreck und Überraschung, als sie sich den Gefürchteten gegenübersah.

„Erschrecken Sie nicht vor uns wie vor einem Geiste, Fräulein Leonie, wir sind es, Ihre Freunde!" sagte mit süßer Stimme der Rittmeister.

Als diese falschen Töne ihr Ohr berührten, fühlte Leonie alle Verachtung, allen Zorn in sich erwachen, den seine feige Handlungsweise verdiente, und jetzt erst begriff sie, wie recht die Doktorin hatte: dieser Mann durfte nicht über sie triumphieren!

Mit Gewalt barg sie alle Bewegung, alle Erregung in ihrem Herzen und gab ihrem Tone einen scherzhaften Klang, als sie sagte: „Mein Erschrecken gilt nicht den werten Gästen, sondern meiner Toilette, die nie weniger zum Empfang bereit war, als in diesem Augenblick. Sie mögen daraus ersehen, wie ahnungslos ich der Überraschung mich nahte, als ich hier so ungestüm eintrat, meine Eltern allein wähnend. Ich muß deshalb recht um Entschuldigung bitten!“

„O Leonie, unter so guten Freunden, wie wir sind,“ sagte Eugenie, „sind das überflüssige Worte!“

„Sie sind immer schön, Fräulein,“ meinte der Rittmeister, Leonie mit Bewunderung betrachtend, „in so einfachem Gewande ist die Schönheit am glänzendsten.“

Ein Blick aus den Augen seiner jungen Frau belehrte ihn jedoch, daß er jetzt ein Ehemann und es besser sei, mit solchen Phrasen zurückzuhalten.

In der Tat sah Leonie so reizend wie möglich aus; der rasche Gang, die flüchtige Begegnung bei der Doktorin hatten ihre Wangen gerötet, denen man in diesem Augenblicke nichts von Gram und Kummer anmerkte; das dunkle Haar umgab noch in natürlichen Locken den jugendlichen Kopf, noch hatte ihn nicht die kunstvolle Hand des Friseurs verunstaltet, und als Leonie nun ihren Hut herunternahm und die Locken sich mit einer raschen Bewegung aus den Schläfen strich, da sah sie so anmutig und lieblich aus, daß der Rittmeister unwillkürlich einen vergleichenden Blick auf das blasse, spitze Gesicht seiner Frau warf, der nicht zu ihrem Vorteil ausfiel, denn all der Schmuck, welcher sie umgab, konnte ihr nicht die natürliche Lieblichkeit Leonies verleihen. Und wie freundlich, wie eingehend vermochte Leonie nicht zu fragen und sich zu unterhalten, von der Hochzeit, von der Erbschaft der Großmutter (um deren Verlust die junge Frau unbegreiflicherweise keine Trauer trug), wie ungezwungen bedauerte Leonie nicht das Fortgehen der beiden, das Scheiden „ihres besten Tänzers“. „Ja, nun muß ich mir einen anderen suchen!“ sagte sie lachend.

Herr Waldmann betrachtete seine Tochter verwundert. „Was ist Leonie für eine gute Schauspielerin," dachte er.

Aber der Vater kannte seine Tochter nicht genau; diese Gleichgültigkeit gegen den Verlust Oldenburgs war in diesem Augenblicke nicht erheuchelt; wie damals bei jener Szene im Walde war der weibliche Stolz in dem Herzen Leonies beim Wiedersehen dieses Mannes erwacht, der ihr die Befähigung verlieh, leichter als sie es selbst für möglich gehalten hatte, sich in die Rolle zu finden.

Aber die Verwunderung der beiden sollte den höchsten Grad erreichen, als Herr Waldmann nun gar von dem Balle zu sprechen begann, den ihre Gegenwart verherrlichen sollte, als er sie bat, bis zu jenem Abend mit der Besichtigung seines Hauses zu warten, da er seinen Freunden dann die Räume würdiger zeigen könne.

Nach einer schnell verflogenen halben Stunde brach das junge Paar auf; von allen Seiten verabschiedete man sich aufs herzlichste und versprach baldiges Wiederkommen.

Als Oldenburgs ihres Weges gegangen waren, hatte Frau Waldmanns Krankheit plötzlich ein Ende. „Nun," rief sie zornglühend, „sind sie fort?"

„Ja, Mutter," entgegnete Leonie lächelnd, „Papa und ich haben sie sehr harmlos empfangen!"

„Ich habe Leonies Ruhe wahrlich bewundert," sagte Herr Waldmann.

„O, diese Ruhe wird meiner Tochter noch den Tod geben," schrie Madame Waldmann, „sie kostet zu viele Überwindung."

„Du irrst, Mama," entgegnete Leonie fest. „In diesem Augenblicke fühle ich sicher, daß ich Oldenburg Eugenie vollkommen gönne!"

„Dann bist du ein charakterloses Mädchen!"

„Liebe Mama, ich bin der Meinung, daß es gerade charaktervoll ist, einen Menschen gleichgültig zu finden, den man nicht mehr achten kann."

„Ach, es wäre doch eine prächtige Partie für dich gewesen und du wärest nun eine ‚gnädige Frau'."

„Nun, das kann ich noch immer werden, wenn mich das glücklich machen würde," sagte die Tochter. „Noch bin ich jung genug!" —

* * *

Zwischen dem jungen Paare im Wagen entspann sich ebenfalls eine kleine Aussprache.

„Nun, ich habe nichts von ‚verweinten Augen' und ‚Herzensgram' gesehen," sagte die junge Frau.

„Ich auch nicht," mußte Oldenburg bestätigen, „das Mädchen sah merkwürdig gut aus."

„Jawohl," versetzte Eugenie höhnisch, „es scheint, du warst in deiner Voraussetzung zu vorschnell; es ist Leonie sehr gleichgültig, ob du dich verheiratet hast oder nicht!" —

„O, was das betrifft," sagte der Rittmeister mit Sicherheit, „so war alles nur Komödie. Auf dem Balle dürfte die Maske schon fallen, wenn du erlaubst, daß ich mit dem Mädchen tanzen darf?"

„Natürlich, mein Freund, das mußt du!"

„Ach, Eugenie, ich glaube, man hat mich falsch berichtet, daß es mit dem Großhändler nicht sicher stehen soll. Dieser Glanz, diese Pracht ist ja wundervoll!"

„Das alles hätte mir gehören können," dachte er heimlich bei sich selbst.

„Lieber Hugo, unser Schloß wird gewiß ebenso schön sein und viel größer," tröstete Eugenie.

„Es wäre zu wünschen," meinte Oldenburg, „aber es ist nicht im Vaterlande."

„Meine Liebe sollte dir doch mehr als Vaterland sein!" sagte vorwurfsvoll Eugenie.

„Gewiß, meine Teure, verzeih! Du weißt ja, wie sehr ich dich anbete." Bei diesen Worten küßte der Rittmeister leicht die Hand seiner Frau und sah dann zum Fenster hinaus, ein leichtes Gähnen zu verbergen. Schon jetzt langweilte ihn seine Ehe, er hatte es im voraus gewußt — aber die reiche Erbschaft, das prachtvolle Schloß waren doch zu verlockend gewesen!

In die weite Welt.

Während so Leonie die Freuden und Schmerzen durchlebte, die ein Dasein in dem Strudel der Welt stets mehr oder weniger mit sich bringt, schritt Elisabeth ruhig und fest auf dem vorgesteckten Weg fort, um baldmöglichst ihr Ziel zu erreichen.

Der Fleiß des jungen Mädchens blieb nicht unbelohnt. Als sie sich zagend und schüchtern zu dem gefürchteten Examen einfand, da wurde Elisabeth verkündet, daß sie mit noch einer ihrer Mitschülerinnen der mündlichen Prüfung überhoben sei, da ihre schriftlichen Arbeiten ihre großen Fähigkeiten und Kenntnisse genugsam dargetan hätten, um das mündliche Examen als überflüssig erscheinen zu lassen.

Wer war nun glücklicher als Elisabeth, als sie das ausgestellte glänzende Zeugnis erhielt, das sie zur Übernahme jeder Lehrstelle für ermächtigt erklärte, und sie so die erste Stufe ihres Vorhabens erreicht sah! Die anderen sollten bald nachkommen, so hoffte sie.

Vor allem mußten ihre Freunde in der Heimat von diesem glücklichen Ereignis in Kenntnis gesetzt werden; aber noch ehe sie an Leonie schrieb, drängte es sie, ihrer treuen, alten, einsamen Barbara ihr Glück zu verkünden; die herzlichen Zeilen, welche die gute Seele in ihrem stillen Stifte stolz und glücklich machten, lauteten:

„Meine gute, geliebte Barbara!

O, was gäbe ich darum, wenn Du gerade heute bei mir wärest und ich aus Deinen treuen Augen das Glück lesen dürfte, das der Anteil, den Du an mir nimmst, Dich heute empfinden ließe! — Ich habe das Examen, das so sehr gefürchtete, bestanden, Barbara; ich bin Lehrerin, nicht nur Gou-

vernante, denn ich habe mich der schwereren Prüfung unterzogen; o wie glücklich bin ich! — Wie danke ich es der teuren Tante in ihrem Grabe noch, daß sie mich zum Fleiß, zum Lernen erzog und daß die Gute mir noch nach ihrem Tode die Mittel hinterließ, meine Ausbildung zu vollenden. Das kleine Erbteil ist noch nicht aufgebraucht, Barbara, selbst jetzt nicht, obgleich ich mir ein schwarzes Seidenkleid zur Prüfung angeschafft habe und manches andere Notwendige, da das Trauerjahr ja vorüber ist. Einfach genug ist meine neue Toilette, aber anständig und meiner künftigen Stellung angemessen. — Du würdest Dich über mein Aussehen freuen, liebste Barbara, Deine Befürchtungen sind gar nicht eingetroffen; das ‚viele Studieren', wie Du immer klagtest, hat mich nicht angegriffen; meine Gestalt ist voller geworden, mein Gesicht hat eine lebhaftere Farbe erhalten; das macht, mein liebes Lernen hat mich so glücklich gemacht, wie es ohne die Tante und Dich nicht möglich gewesen wäre.

Bis heute habe ich durch die Güte meiner zweiten Mutter gelebt, von nun an aber hoffe ich auf eigenen Füßen zu stehen, und der Rest des Geldes, etwa zweihundert Taler, bleibt für Dich. Das darfst Du mir nicht abschlagen, Barbara; ich weiß gewiß, ich handle so im Sinne der lieben Tante, ich bin ja jetzt reich, habe ein Kapital in mir, das mir hoffentlich viele Zinsen tragen soll.

Ich werde jetzt eine Stelle annehmen; wohin aber das Schicksal mich verschlägt, weiß ich noch nicht, da der Herr Direktor erst morgen mit mir über verschiedene Angelegenheiten sprechen will.

Aber fürchte Dich nicht, Barbara, wenn das Schicksal mich auch noch weiter weg von Dir führt, im Geiste bleibe ich Dir nah wie bisher, und meine Briefe sollen Dir nie fehlen, bis — ja, bis wir dereinst wieder zusammen sind! Das ist mein Lieblingsplan, und den wird der liebe Gott mir auch erfüllen, ich weiß es!

Jetzt will ich in die Welt, treu und fleißig meine Stelle darin ausfüllen und recht, recht sparen. Dann, wenn ich viel, viel Geld habe, dann mieten wir uns ein Logis; ich fange

eine Schule an und Du wirst wieder mein Hausmütterchen wie ehemals. Ist das nicht eine reizende Aussicht? Ach, liebste Barbara, ich habe Dich so lieb, so lieb, und ich möchte so gern wieder die Hände küssen, die meiner unvergeßlichen Tante so viel Gutes getan haben! —

Vielleicht gehe ich nun bald fort von Berlin, es wird mir nicht leicht, denn ich war gern hier. Ich hatte es gut getroffen. Madame Herzfeld, die Pensionsmama, war stets lieb und freundlich; ich fand hier ein ruhiges Asyl für meine stille angenehme Arbeit — nun muß ich es wieder verlassen!

Am schwersten aber, Barbara, wird mir der Abschied von dem Institut. O, wie gern habe ich an dieser ernsten Stätte köstliche Schätze des Wissens gehäuft, welch unvergeßliche Stunden bei dem vollendeten Vortrag meines teuren Lehrers durchlebt. Die Zeiten kommen nicht mehr wieder; das, was mich so beglückte, ist nun auf immer dahin!

Doch, ich will nicht undankbar sein, nicht klagen am heutigen Tage, wo jeder Atem ein Dankgebet gegen Gott sein sollte. Ich weiß es wohl, nicht zum Genießen allein ist das menschliche Leben, sondern bestimmt zu treuer Pflichterfüllung, zu freudiger Ergebung unter Gottes Hand! — Nie kann ich Euch, den Pflegern meiner Kindheit, je genugsam danken, daß Ihr von früh an mich gewöhnt habt, den großen Gott im Himmel als einen Vater zu betrachten, der mir nahe ist, der mit mir fühlt und der mich leitet, denn dieses erhebende Gefühl läßt mich nirgends heimatlos und schutzlos sein.

Ohne Kampf geht kein Menschenleben vorüber, das habe ich wieder erfahren: auch die arme Leonie hat die rauhe Hand des Lebens schon aus ihrem Glückstraume erweckt; möge eine höhere Hand die Wunde wieder heilen! Die arme Leonie! Sie ist eine Blume, die beständigen Sonnenscheins bedarf; wohl mir, daß ich gelernt habe, im stillen Schatten zufrieden zu sein! — Nun, meine treue Freundin, lebe wohl, freue Dich über das Glück Deines ‚Lieschens' und schreibe bald!" —

* * *

Nicht gleichgültig sah man im Hause des Tribunalrats Elisabeths Scheiden. Der Onkel hatte sich allmählich so daran gewöhnt, das sanfte Antlitz des Mädchens allwöchentlich einmal zu sehen, Lucinde konnte kaum die Zeit erwarten, bis sie der älteren Freundin in die Arme eilen konnte, und der schönen Tante war es eben sehr bequem, daß sie ihr wildes, schwer lenksames Kind so gut bei Elise untergebracht sah.

Lucinde weinte laut und heftig, als sie die bevorstehende Trennung erfuhr, und wollte sich durchaus gegen die Abreise Elisabeths auflehnen.

„Nehmt mich aus der abscheulichen Pension," bat sie die Eltern, „und gebt mir die gute Elisabeth zur Erzieherin; glaubt nur, da werde ich weit mehr lernen und ein besseres Mädchen werden als in dem langweiligen Pensionat."

„Das ist keine üble Idee," meinte der Tribunalrat, „auf diese Weise fesseln wir das Mädchen an unser Haus und handeln so gewissermaßen im Sinne der verewigten Schwiegermama. Der Sorge aber um Lucinde sind wir überhoben; in bessere Hände können wir das Kind nicht geben."

„Da hast du recht," erwiderte seine stolze Gattin, „aber du vergissest, mein Teurer, daß sich der Ausführung deines edlen Planes gewisse Rücksichten entgegensetzen, die wir nicht umgehen können: du vergissest, daß Elisabeth unsere Verwandte ist; als eine solche können wir ihr nicht den Platz einer gewöhnlichen Gouvernante einräumen, sondern müssen beständig in unseren Anforderungen an ihre Leistungskraft rücksichtsvoll sein. Zudem sagt es meinem Stolze nicht zu, fortwährend der Welt gegenüber zeigen zu müssen, daß ein Mädchen aus unserer Familie genötigt ist, sein Brot selbst zu verdienen. Endlich liegt es nicht in meinem Geschmack, ein so frühreifes Mädchen, wie Lucinde, so bald schon aus dem bergenden Schoße einer guten Pension in unser Haus zu nehmen, in welchem sie zu frühe mit der Welt und ihrem Treiben bekannt würde! — Mein Wunsch wäre sogar, die Tochter käme am Sonntag nicht ferner hierher, wir hingegen suchten sie hie und da in ihrem stillen

Asyl auf und riefen sie erst wieder zu uns, wenn wir sie als erwachsenes junges Mädchen in die Welt einführen können!"

So hatte die Frau Rätin mit festem Tone gesprochen, und der gut gezogene Gemahl wagte kein Wort der Entgegnung und — gab Elisabeth die Erlaubnis, sich eine geeignete Stelle zu suchen.

Freundlich empfing der Schuldirektor das junge Mädchen, das nun durch eigene Kraft durch die Welt gehen wollte. Die besten Stellen, die er zu vergeben hatte, legte er der Lieblingsschülerin vor und riet ihr schließlich, die Anstellung bei einer reichen holländischen Familie in der Nähe Haags anzunehmen. Elisabeth schrieb auf Rat dieses väterlichen Freundes an die Dame jenes Hauses, Frau van der Velden, bewarb sich um die vakante Stelle als Erzieherin und schickte gleichzeitig ihre Zeugnisse ein.

Umgehend kam die Beantwortung ihres Briefes, sie lautete günstig, und Elisabeth sah sich als Lehrerin zweier Kinder, Mädchen von zehn bis zwölf Jahren, mit ansehnlichem Gehalt für ein Jahr angenommen. Auch lag diesem Schreiben eine Anweisung auf einen Bankier bei, von welchem sie das Reisegeld erheben sollte, das man ihr noblerweise für die erste Klasse berechnet hatte, da es, wie die Dame in gutem Französisch schrieb, für ein junges Mädchen in Holland nicht ratsam sei, zweiter Klasse so ganz allein zu fahren; die erste Klasse sei in diesem Fall vorzuziehen.

So ward es also nun Ernst; die achtzehnjährige Elisabeth mußte Abschied nehmen von der Heimat, um sich zum ersten Male auf die Reise zu begeben, deren Endziel eine fremde, ferne Gegend und fremde Menschen waren, bei denen das verwaiste Mädchen ein freundliches Asyl, eine neue Heimat zu finden hoffte.

Alle sahen Elisabeth ungern scheiden. Für sie selbst aber war, wie sie es voraus gefürchtet, der Abschied von dem Institut und vor allem von ihrem Lieblingslehrer das Schwerste; sie war froh, als alle diese Aufregungen überstanden waren

und sie sich nun allein in dem Eisenbahnwagen sah, der sie der Heimat entführte.

Stets bleibt es wohl ein schmerzliches Gefühl, wenn wir eine Stätte verlassen, die uns lieb geworden; daß aber unter den obwaltenden Verhältnissen Elisabeth besonders traurig und wehmutsvoll gestimmt war, scheint natürlich. Das junge Mädchen wußte ja nicht, welchem Schicksal es entgegenging, und der Gedanke tauchte immer wieder in ängstlicher Klarheit in seiner Seele auf, daß es von heute an nun immer so allein, für sich selbst sorgend, durch die Welt gehen müsse. Ein so unsagbares Heimweh nach der Tante, nach der alten Barbara, nach Leonie, nach der seligen, glücklichen Kinderzeit zog in das Herz der Einsamen, daß sie sich in die Ecke des Waggons lehnte und bitterlich, ja krampfhaft weinte. O, wie gut war es für das arme Kind, jetzt so allein zu fahren, denn fremden, gleichgültigen Gesichtern gegenüber zu sein, hätte es nicht ertragen. So konnte sie sich doch ungehindert ihrem Schmerze und den vielen sie bewegenden Gedanken hingeben.

Und während so Elisabeth ihren Tränen freien Lauf ließ, brauste der Zug weiter und immer weiter, Reisende stiegen aus und ein, Elisabeth merkte es nicht, und die Residenz ihres Vaterlandes lag schon weit, weit hinter ihr, als sie ihr Köpfchen aus den Kissen wieder erhob und, nun etwas beruhigt, Umschau hielt.

Es war Abend geworden, die kleine Lampe hinter dem blauseidenen Vorhang erhellte den behaglichen Raum, den das den Komfort liebende Jahrhundert für die Reisenden erfunden hat.

Erstaunt, daß der Tag sich schon so geneigt hatte, blickte Elisabeth aus dem Fenster; draußen herrschte Dunkelheit! Aber vom Himmel herab leuchteten glänzend viel tausend goldene Sterne, und sie blickten Elisabeth so bekannt, so treu in die Augen, daß der Einsamen wohl und wehe um das Herz wurde. Sie faltete ihre Hände, schaute demütig zum gestirnten Himmel hinauf und betete inbrünstig: „Du großer, freundlicher Gott,

vergib, vergib meinen Kleinmut, vergib, daß ich mich einen Augenblick verlassen und schutzlos fühlen konnte. Du wirst mein Vater sein, wie bisher, du wirst mich draußen beschützen in der weiten Welt, wie du es bisher so treu getan in meiner lieben Heimat! — O du guter Gott, erhalte mich rein und fromm, behüte mich vor Versuchung, daß ich einst schuldlos ins Heimatland wiederkehren möge, wie ich es verlasse! Gott, laß mich dich, meinen Schirm und mein Heil, in der fremden Weite nicht verlieren!"

So betete die gute Elisabeth, und das Gebet beruhigte ihre betrübte Seele und befreite ihr bedrücktes Herz; die von Weinen und vom Schmerze des Abschieds Erschöpfte schlief bald und ruhig ein. Und Gott beschützte die junge Waise in ihrer Verlassenheit.

Lang und erquickungsvoll war der Schlaf des jungen Mädchens, und als es erwachte, da grüßte es die helle bereits aufgegangene Sonne, die freundlich in den schönen Herbstmorgen hineinblickte.

Nicht gar lange, da öffnete der alte freundliche Schaffner die Tür des Coupés und rief: „Na, ausgeschlafen, Fräulein-chen? Ja, ja, so junges Blut, das ruht noch gut! Soll ich Ihnen einen Kaffee besorgen?"

Elisabeth bat den gefälligen Mann darum, und der Morgentrank tat ihr herzlich wohl. Sie dankte dem Schaffner freundlich. Es tat ihr leid, als sie den guten, so um sie besorgten Mann an der holländischen Grenze seinen Platz einem Fremden abtreten sah.

Elisabeth sah mit Vergnügen auf die üppigen Fluren Hollands, die so vielfach mit kleinen silberglänzenden Wasserstreifen durchzogen sind; alles Neue und Eigentümliche machte ihr Vergnügen, und der Anblick des lieblichen Arnheim, wo der Rhein zum letzten Male freundlich zu grüßen scheint, entzückte sie geradezu.

Der Reiz der Abwechslung ist der Natur Hollands versagt. Überall schöne Felder, Gärten und Wiesen, reinliche Dörfer,

freundliche Städte, aber alles ohne interessante Abwechslung, freundlich und wohlhabend aussehend.

Etwa um zwei Uhr hatte Elisabeth die kleine Station erreicht, welche Frau van der Velden ihr als den Endpunkt ihrer Eisenbahnfahrt angegeben hatte; es war ein Glück, daß der Kondukteur einige Worte Französisch sprach, sonst hätte die Arme sicher ihr Ziel verfehlt, denn der Stationsname klang in der fremden Sprache ganz anders und unverständlich für jeden Fremden.

Da Elisabeth die Zeit ihrer Ankunft der zukünftigen Prinzipalin genau gemeldet hatte, hoffte sie einen Wagen an der Station zu finden; sie täuschte sich darin auch nicht, aber der Kutscher desselben sprach nur Holländisch, und da stand die Arme nun ratlos, bis endlich ein Diener auf sie zukam, sie in schlechtem Französisch um ihren Namen fragte und sich als zu dem Wagen gehörend zu erkennen gab; er sei beauftragt, das Fräulein zu seiner Herrschaft zu führen, sagte er.

Elisabeth atmete auf, als sie sich mit ihren Effekten in dem behaglichen Wagen sah, und fuhr nun unter ängstlichem Herzklopfen durch Feld und Wiesen dem neuen Bestimmungsorte zu. Nach einer kleinen Stunde etwa hatten sie ihn erreicht. Sie befanden sich vor einem altertümlichen Gebäude, das rings mit einem Graben umgeben war, über welchen eine Zugbrücke führte; Haus und Graben lagen in der Mitte eines schönen, alten Parks.

Als der Wagen durch den Eingang desselben fuhr, las Elisabeth über dem Tore in goldener Inschrift: „Vreugde bij vrede.“

„Was bedeuten diese Worte?“ fragte sie auf Französisch den Diener.

„Freude bei Frieden,“ sagte dieser in derselben Sprache.

„Freude bei Frieden!“ wiederholte Elisabeth gedankenvoll. „O Gott, gib, daß diese ersten Worte, die ich am Eingange meines neuen Heims lese, ein gutes Zeichen für mich sein mögen; gib, daß ich hier in der Fremde ‚Freude bei Frieden‘ finden möge!“

Zweiter Teil.

Veredelt.

Viele Dinge sind's,
Die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen,
Doch andre können nur durch Mäßigung
Und durch Entbehren unser eigen werden.
So, sagt man, sei die Tugend, sei die Liebe,
Die ihr verwandt ist.

Goethe.

Der Ball.

Ein trüber, nebliger Novembertag herrschte draußen auf den Straßen, aber in der Villa Waldmann zauberten Blumen und prachtvolle Gewächse den Frühling hervor. Die bunten Säle mit den wundervoll gemalten Glasfenstern waren heute geöffnet, von den reichgestickten Diwans und Sesseln hatte man die schützenden Überzüge entfernt, und zum ersten Male lag die ganze Pracht dieser Räume vor den erstaunten Augen der Welt. Man wußte nicht, was man zuerst bewundern sollte, die türkischen, kunstvoll gestickten Portieren, die reiche Mosaik der Wände oder die prachtvollen Kronleuchter, die Hunderte von Wachskerzen trugen, welche in den reichen Spiegeln der Wände widerstrahlten!

Man mußte es Herrn Waldmann lassen, ein Fest zu veranstalten verstand er wie selten einer. Da war für alles gesorgt: für einen großen kühlen Saal für die Tanzenden, für lauschige Plätzchen und behagliche Ecken für die Zuschauenden, für ein komfortables Spielzimmer und ein recht unbehelligtes Rauchkabinett, das mit dem feinsten türkischen Tabak und Zigarren versehen war.

An solchen Tagen, wo er seinen Glanz, seinen erworbenen Reichtum zeigen konnte, war Waldmann überglücklich, und er wünschte sich ein Krösus zu sein, um seinen Launen, seiner Verschwendungssucht noch mehr frönen zu können.

Die bedächtigen Kaufleute schüttelten die Köpfe zu all dem Glanz und den riesenhaften Ausgaben, die sich der Großhändler gestattete, und meinten, das könne noch ein schlimmes Ende nehmen. Zu solchen Reden aber lachte Herr Waldmann, wenn

sie ihm je einmal zu Ohren drangen, und sein sicheres Wesen beruhigte dann auch wieder die Zweifler.

Als alle Vorbereitungen zum Feste beendet waren, führte der Großhändler seine in prächtigen gelben Damast mit schwarzen Spitzen reich gekleidete Gattin durch die Reihe der Festzimmer. Die eitle Frau war entzückt von dem Prunke und sagte triumphierend: „Du hast recht, Waldmann, dem Rittmeister alles das zu zeigen, was er töricht von sich geworfen hat; es ist die beste Rache, die wir nehmen können; der Neid wird ihm fürder keine Ruhe lassen!“

„Wie steht's mit Leonie?“ fragte der Vater besorgt, „wird sie auch stark genug sein, allen den Bemerkungen, den Aufregungen zu trotzen, die ihr sicher die Schadenfreude und Bosheit der Menge bereiten werden?“

„Fürchte nichts, Papa,“ antwortete eine helle Stimme. „Ich bin gegen jede Anfeindung gestählt: es fängt an, mir wirkliches Vergnügen zu machen, die Leute von dem albernen Glauben, ich gräme mich, zurückzubringen. Ich werde fröhlich sein, verlaßt euch darauf!“ Leonie sagte diese Worte ganz ruhig; es schien, als habe sie die schmerzliche Enttäuschung mit glücklichem, jugendlichem Leichtsinn überwunden. Wie rosig stand sie in einem weißen, duftigen Tüllkleide da, als einzigen Schmuck in ihren Locken zwei selten schöne, frische Zentifolien.

„Leonie! Wie siehst du aus?“ rief die Mutter erschrocken. „Was soll das? Warum dieses einfache Kleid? Aus welchem Grunde hast du das neue, rote Atlaskleid nicht angelegt?“

„Aus Eitelkeit, Mamachen,“ sagte Leonie lächelnd und unbefangen. „Sieh doch einmal um dich. Von allen Seiten blitzen uns reiche Farben, Rot, Grün, Blau und Gold entgegen; wie wenig würde ich mich da in dem feurigen Kleide von dem Hintergrunde abheben! Siehst du das nicht ein, Mamachen? Daß ihr reich seid, zeigt ja eure Einrichtung, die Aufnahme eurer Gäste, und so ist es für mich weit schöner und kleidsamer, in diesem einfachen Kostüm zu erscheinen.“

„Sie hat recht," sagte Herr Waldmann, „und das Kind sieht gut aus!"

„Wer gab dir denn die Blumen?"

„Frau Doktor Wengler war so gütig; ihr wißt's, die zieht die besten Rosen in der ganzen Stadt, und die zwei letzten dieses Sommers hat sie mir geopfert."

„Nun, ich muß sagen, ich sehe deinen Umgang mit der Doktorin nicht gerne," zürnte die Mama. „Sie ist eine altmodische, einfache Frau; sie weiß nicht, was sich für ein Mädchen in deinen Verhältnissen schickt. Nun merk' ich auch: ihr habe ich es zu verdanken, daß mein Kind so schlicht und einfach daherkommt. O, wäre Irma nur erst erwachsen; die wird mir mehr Freude machen; die ist nach meinem Schlag!"

Mit diesen Worten folgte Frau Waldmann ihrem Gatten, der im Nebenzimmer noch etwas ordnete, und ließ Leonie allein.

Diese trat vor den hohen Spiegel und besah sich prüfend. „Nein," rief das junge Mädchen dann fröhlich, „die Mutter hat unrecht, und die Doktorin riet mir gut. Der einfache Anzug steht mir besser als all der Putz, mit dem Mama mich so gerne behängt! Ich bin froh, daß ich dem Rate der verständigen Frau gefolgt bin!"

Nicht lange ließen die eingeladenen Gäste auf sich warten. Wagen auf Wagen rollte daher, und ehe eine Stunde verging, füllten sich die glänzenden Räume mit eleganten Gestalten. Es war, als hätten sich alle das Wort gegeben, ihren kostbarsten Schmuck, ihre herrlichsten Kleider anzulegen, um Leonie nicht wieder, wie immer, den Triumph zu lassen, die schönste Toilette zu tragen. Dieses Mal sollte sie gewiß nichts Besonderes haben, und nun hatte sie gerade wieder etwas ganz Apartes; sie war, was niemand erwartet oder geahnt hatte — die Einfachste.

„Welche Kaprice ist das wieder," hieß es, „daß das putzsüchtige Mädchen heute so schlicht erscheint? Will es uns dadurch beschämen?"

„O nein," war die Antwort, „es ist eine neue Koketterie, die sich bemüht, überraschend zu wirken."

Aber Leonie kehrte sich nicht an alle die verwunderten Gesichter, ja dieses Staunen reizte sie zum Übermut und erhöhte nur ihren Frohsinn. Und als nun die Doktorin in ihrem alten, schwarzseidenen Kleide eintrat, da eilte das junge Mädchen ihr mit Herzlichkeit entgegen und umschlang die treue Seele, die verstanden hatte, sie vom falschen Wege abzuleiten und sich selbst wiederzugeben.

„Wie herzig du ausschaust," nickte beifällig Frau Wengler. „Ich wollte, so sähe dich mein Liebling, der Theodor!"

„Aber warum ist der junge Herr nicht mitgekommen? Papa hatte ja Ihren lieben Mann ersucht, ihn mitzubringen."

„Ja, mein Kind, Theodor läßt sich eben nicht so ohne weiteres ‚mitbringen'; auch liebt er so große Feste nicht; es geht ihm darin wie mir, denn wahrhaftig, ich komme mir hier vor wie eine Nachteule unter Paradiesvögeln! Aber ich muß sehen, wie meine Kleine sich hält."

„Vortrefflich, Frau Doktorin, Sie sollen mit mir zufrieden sein! Doch, sehen Sie, dort kommen Oldenburgs! Geben Sie acht, teure Frau, ich werde mich zu beherrschen wissen!"

Und freundlich schritt Leonie auf den Rittmeister und seine junge Gemahlin zu. Eugenie, die ein Kleid von schwerem, blauem Atlas, mit reichen Perlenverzierungen trug, umarmte Leonie mit Zärtlichkeit, Oldenburg küßte ihr, wie immer, mit den Zeichen tiefster Ehrerbietung die Hand. Bei dieser Bewegung zuckte Leonie wie elektrisiert zusammen; sie hatte das Gefühl, als hätte eine Schlange sie berührt, und alle Entrüstung, alle Verachtung für sein feiges Benehmen erwachte mit einem Male in ihrem Herzen; wäre sie ihrem Gefühle gefolgt, sie hätte ihre Hand dem falschen Manne gewaltsam entrissen; aber sie bezwang sich und ließ die Begrüßung ruhig geschehen. —

Auch der Rittmeister und Eugenie konnten sich nicht genugsam über die zauberhafte Pracht der Einrichtung der Villa

Waldmann wundern, und Oldenburg fing eben an, wiederum bei sich zu bedenken, ob er nicht doch ein Tor gewesen sei, daß er diese Güter, die ihm in aller Gemächlichkeit in der Heimat zugefallen wären, dahingegeben habe für ein Schloß im fremden Lande, das ihn an eine Frau gekettet, deren Leidenschaft und Launen ihn schon in den ersten Tagen zu ermüden begannen. Dazu kam bei Oldenburg noch ein unbehagliches Gefühl hinzu, als er sah, wie seine Kameraden seinen Austritt aus der Armee und dem Staatenverbande mißbilligten, und er fühlte sich unter den obwaltenden Verhältnissen keineswegs so siegesgewiß und glücklich, wie er es sich vorher ausgemalt hatte.

Dazu freilich trug Leonies Betragen reichlich bei; es erregte den leidenschaftlichen Mann sehr, daß sie, die er einst vor allen gerne gesehen, die ihn dann beleidigt und später, wie es doch den Anschein hatte, vor allen anderen hoch bevorzugt hatte, daß sie nun seine Verheiratung so gleichgültig hinnahm und scherzen und tanzen konnte wie bisher.

Wohl zitterte Leonie ein wenig, als sie dem Manne die Hand zur Française reichte, der ein Jahr lang ihr Haupttänzer, ihr beständiger Kavalier auf allen Bällen gewesen war, und sie war sich wohl bewußt, daß in diesem Augenblick die Augen aller auf sie gerichtet waren. Doch nur einen Augenblick dauerte diese Befangenheit, ihr Blick traf den der Doktorin, und dieser schien ihr zu sagen: „Pfui, schäme dich, Leonie, habe Mut, jetzt gilt's!“ Und frei erhob das junge Mädchen sein hübsches Köpfchen und blickte unbefangen um sich her, in all die Augen, die sie forschend prüften.

Viel weniger gelang es für dieses Mal dem vielgewandten Manne, seinen Gleichmut wieder zu finden; er vermochte nicht, die Unterhaltung in seiner leichten, witzigen Weise zu beginnen, durch die er Leonie sonst stets zu fesseln verstand.

Immer und immer wieder schaute er das junge Mädchen an, das ihm nie so lieblich erschienen war als gerade in diesem Augenblicke, wo er es durch eigene Schuld auf immer verloren hatte.

„Das Mädchen ist reizend," dachte Oldenburg, „reizend und frisch wie die Rosen in seinem Haare." Und unwillkürlich flog der Blick zu seiner jungen Frau hinüber, deren spitzige Schultern und dünne Arme nur allzusehr nach der französischen Mode entblößt waren, statt, wie es ihrer gelblichen Farbe angestanden hätte, verhüllt zu sein. Und welch höhnisches, unschönes Lächeln umspielte gerade diesen Mund, der, wie er in der kurzen Zeit schon erfahren, recht spitze Antworten zu geben verstand, und dem es leicht war, in der einen Minute süße Liebesbeteuerungen, in der anderen grundlose Vorwürfe auszusprechen.

An all dieses dachte Oldenburg und seufzte still vor sich hin.

„Ei, ei, Herr Rittmeister," mahnte Leonie, „Sie sind heute ein lässiger Kavalier; Sie sind schweigsam, das ist man an Ihnen nicht gewöhnt!"

„Ihre Heiterkeit ist es, die mich so trübe stimmt!" antwortete Oldenburg mit einem bedeutungsvollen Blick.

„Meine Heiterkeit?" fragte Leonie, „ja, wie hängt denn die mit Ihrer Schweigsamkeit zusammen?"

Der Rittmeister beugte sich näher zu seiner Tänzerin hin und flüsterte mit sanfter, eindringlicher Stimme: „Es ist heute das letzte Mal, daß wir miteinander tanzen, vielleicht fürs ganze Leben das letzte Mal! Und da soll ich mich nicht kränken, daß Sie das so leicht nehmen, Fräulein Leonie?"

„Ja, wie ist mir denn?" antwortete Leonie staunend, „meinen Sie etwa, ich sollte weinen, weil mein Haupttänzer verschwindet? O nein, Herr von Oldenburg, ich hoffe, es gibt noch mehr Herren, die so gütig sind, mich zum Tanze zu führen."

„O, daran zweifle ich gar nicht," antwortete der Rittmeister verletzt. „Aber ich wagte zu glauben, daß ich Ihnen mehr gelte als jene Herren; Sie hatten mir einst Ihre Freundschaft zugesagt."

„Nun, gerade als Ihre Freundin muß mich Ihr Fortgehen recht freuen, denn dieser Abschied von hier hat Ihnen ja Ihr Lebensglück gebracht!"

„Sie meinen die Verbindung mit Eugenie?“

„Gewiß, was denn sonst?“

„Hm, und diese Verbindung freut Sie? — Ich hatte leise gehofft, daß Ihnen dieselbe nicht so willkommen sein würde.“

„Und warum nicht?“ fragte Leonie mit einem festen Blicke den unverschämten Mann.

„Weil ich dachte, es wäre Ihnen lieber gewesen, wenn der Freund in Ihrer Nähe geblieben wäre,“ sagte mit bedeutsamem Blicke und noch bedeutsamerem Tone der Rittmeister.

Dasselbe Gefühl, das damals im Walde über das junge Mädchen gekommen, erwachte wieder in ihm und mit leidenschaftlicher Entrüstung wollte es dem Frechen eine Antwort geben, aber zu rechter Zeit besann sich Leonie, wo sie war, und sagte mit Ruhe und Kälte: „So egoistisch, Herr von Oldenburg, bin ich nicht. Seien Sie überzeugt, ich gönne Eugenie das Glück, das sie an Ihrer Seite erwartet, vollkommen!“

Der Rittmeister biß sich vor Zorn in die Lippen. Also war es ihm nicht gelungen, das Herz des übermütigen Mädchens zu gewinnen, es war nicht für seinen Trotz von damals bestraft! Das hatte der eingebildete Mann nicht erwartet.

„Herr Rittmeister, Sie vergessen, es ist an uns, geben Sie acht. O, Sie sind heute so zerstreut, daß Sie sicher Konfusion bei der grande chaine machen werden,“ sagte Leonie im gleichgültigsten Gesellschaftston. Oldenburg fuhr empor; hier war nichts mehr zu gewinnen, das sah er wohl; entweder hatte das eitle Mädchen kein Herz, oder es spielte meisterhaft diese Komödie. Kein weiteres Wort versuchte Oldenburg mehr über das verfängliche Thema zu wechseln, und die Reden, die nun noch bis zum Schlusse des Tanzes zwischen den beiden geführt wurden, waren gewöhnliche Phrasen.

Es war nicht unbemerkt geblieben, daß die Tochter des Hauses den ehemaligen Verehrer so kühl und gleichgültig behandelte, und wie die Menschen nun einmal sind, sie, die vor kurzer Zeit darauf geschworen hatten, daß dieses Mädchen vor Zorn und Liebe sterben werde, sie nahmen jetzt für Leonie

Partei und erklärten, sie habe den eitlen Gecken nie geliebt und sei jetzt froh, daß sie den Lästigen, Aufdringlichen endlich los geworden.

Frau Doktor Wengler aber nickte sich selber Beifall über die Art zu, wie sie den jungen Mann aus dem Kopfe des Mädchens zu vertreiben wußte. Wäre sie mit ihrer derben Predigt Leonie nicht beigesprungen, säße diese heute in Feldberg bei der alten Tante und machte sich noch immer weis, wie sehr sie sich um den Rittmeister gräme, während sie jetzt munter und frisch wie ein Röslein dareinlachte.

„Na, Altchen," sagte eine Stimme neben der Doktorin, „wie gefällt's dir denn hier in dem Trubel und wie bist du mit deinem enfant chéri zufrieden?"

„Vortrefflich, Matthias," antwortete Frau Wengler ihrem Manne. „Leonie ist ein gesundes, vernünftiges Kind, trotz der ungünstigen Atmosphäre, in der sie erzogen worden ist. Ich freue mich, daß ich einmal wieder heller und besser gesehen habe als die ganze Stadt, die das Mädchen schon zu den Verlorenen warf."

„Na, du hast ja immer recht, unbestritten," spottete der Doktor.

„Heute bringst du mich nicht aus der Laune, Doktor, soviel du dich auch über mich lustig machen willst."

„Das freut mich, wenn's dir hier so behagt; wir bleiben also wohl noch ein Stündchen? Da will ich drüben noch ein kleines Spielchen machen."

„Ganz nach Belieben, Matthias; bis zwölf Uhr halte ich's schon aus, länger aber nicht."

„Oho, so lang wird's hoffentlich nicht werden! Adieu, Karoline."

Die Doktorin nickte ihrem Gatten zu und schaute sich dann wieder nach Leonie um; diese kam gerade auf sie zu. „Ach, wie herrlich, daß Sie noch da sind, beste Frau Nachbarin! Nicht wahr, Sie bleiben zum Souper?" fragte das junge, vom Tanze glühende Mädchen.

„Das kann wohl werden," sagte Frau Wengler, „aber jetzt was Wichtigeres: wie fühlst du dich am heutigen Abend?"

Leonie sah die Fragende erstaunt an. „Sehr gut," sagte sie dann.

„So? Und das Herzchen, klopft es gar nicht, wenn der schwarzbärtige Mann dort seinem jungen Weib, wie eben jetzt, zärtlich die Hand küßt?"

„Nein, es klopft nicht schneller als gewöhnlich," sagte Leonie.

„Schelm, sprichst du auch die Wahrheit?" fragte die Doktorin mit wichtiger Miene. „Warte, das muß ich selbst fühlen —"

„Halt," rief Leonie, „jetzt nicht, sonst bekommen Sie eine falsche Meinung von mir, liebste Freundin. Eben hab' ich Galopp getanzt, da geht mein Herz noch im Galoppschlag; wenn es sich von dem Tanze beruhigt hat, dann mögen Sie prüfen."

„Auch gut, ich bin mit deiner Bestimmung zufrieden. Aber nun beichte einmal, was sagte dir denn der schöne Herr Rittmeister so Arges beim Tanze, daß du so ein ernstes Gesichtchen machtest und dich ordentlich emporstrecktest, um ihm gewissermaßen von deiner Höhe herab zu antworten?"

„Ach, Frau Nachbarin, Oldenburg ist kein guter Mensch," — und nun erzählte Leonie den Inhalt ihres Gesprächs.

„Ei, ei," sagte die Doktorin bedächtig, „das ist ein hübscher Anfang für einen so blutjungen Ehemann! — Na, danke Gott, Kind, daß du dieses Windbeutels Frau nicht geworden bist!"

„Nicht wahr, Frau Doktorin? Ach ja, Sie haben recht, und ich bin so froh, daß alles gekommen ist, wie es kam."

„Du," drohte die Doktorin, „ist das dein Ernst?"

„Gewiß," sagte Leonie und legte beteuernd die Hand aufs Herz, „und fühlen Sie selbst: ‚tick, tack' schlägt es ganz ruhig."

„Allerdings!" bestätigte Frau Wengler. „Höre, Kind, du hast ein glückliches Temperament; du bist rascher damit fertig geworden, als ich zu hoffen wagte."

„Jawohl," antwortete Leonie lachend.

„Oder richtiger gesagt," begann die alte Frau wieder, „du hast den Rittmeister gar nicht geliebt, sondern es dir nur eingebildet."

„Das ist auch möglich," sagte Leonie, „und," setzte sie dann sehr ernsthaft hinzu, „ich bin überhaupt zu dem Gedanken gekommen, daß die Liebe nur eine Einbildung sei!"

„Ei, ei," wehrte Frau Wengler, „so sprich mir nicht, du Grünschnäbelchen, schmähe mir die Liebe nicht! Siehst du, Kind, das muß ich besser verstehen; vor fünfundzwanzig Jahren fing ich meinen Alten zu lieben an und liebe ihn heute noch, nun — ist das eine Einbildung?"

„Nein, gewiß nicht," lächelte Leonie, „aber ich glaube, diese Empfindung zeigt sich in jedem Herzen anders; mein Herz ist vielleicht nicht zur wahren, echten Liebe geschaffen. Als meine Eltern und alle Leute sagten, daß ich den Rittmeister liebe, da glaubte ich es auch, und nun Sie mir sagen, daß ich ihn nicht mehr lieben soll, nun ist auch gewiß kein Fünkchen von Liebe für ihn vorhanden in meinem Herzen. Aber ist es nicht gut, daß dem so ist?"

„Sicher, Kind, sehr gut."

„Und Sie werden sehen, Frau Doktorin, ich werde mich nie verlieben, so was man so sagt verlieben ‚für Zeit und Ewigkeit' oder nur für fünfundzwanzig Jahre, wie Sie!"

„Ei, sprich nicht so keck, noch hat die Stunde eines jeden geschlagen, und wer weiß, wie nahe du der deinen bist. Doch wünschen will ich es dir noch nicht, bist noch jung genug, kannst noch warten!"

„Jawohl, erst will ich noch recht lustig sein und viel, viel tanzen! Adieu, liebste Doktorin, sehen Sie, wie jener Jüngling danach schmachtet, die Mazurka mit mir zu tanzen, da muß ich doch schon weichherzig sein und seinen Wunsch erfüllen."

„Adieu, Wildfang! Laß dich bald bei uns sehen. Hörst du, ich bekomme auch jungen Besuch, drei Försterstöchter, meine Paten, da geht's lustiger in unserem stillen Hause zu als gewöhnlich."

„Ich komme bald, recht bald, liebste Frau Doktorin."

Mit diesen Worten mischte sich Leonie wieder unter die Tanzenden, Frau Wengler aber sah ihr nach und sagte kopf-

schüttelnd vor sich hin: „Ein gutes Mädchen ist die Leonie, das ist keine Frage, so offen, so natürlich, aber so — oberflächlich! Ob sie je verlernen wird, die Welt nur als ein großes Festlokal zu betrachten, in dem alle Tage ‚was los' sein muß? O Jugend und Erziehung heut'ger Zeit, was machst du aus den Mädchen! Wer wird einst Macht über dieses unbewachte Herz gewinnen, es zu veredeln? Das dürfte mir alten Frau nicht mehr gelingen, dazu, ja dazu hätte nur die Liebe Kraft. Gott gebe, daß sie dieses Kind richtig leite!"

Doktor Wenglers waren ziemlich die ersten, die sich empfahlen, die Jugend hingegen tanzte froh und lustig, bis der Zeiger die dritte Morgenstunde verkündete. Da zog sich nun alles zurück und jedermann hatte das Gefühl, einen prächtigen Abend und eine herrliche Ballnacht verlebt zu haben.

Leonie war herzlich froh, den gefürchteten Abend glücklich überstanden zu haben, und als sie sich niederlegte, dachte sie nur noch lächelnd an ihren Schmerz über des Rittmeisters Treulosigkeit!

Heute schon war es ihr ganz gleichgültig, ob Eugenie oder eine andere Oldenburgs Gattin geworden war, und mit leichtem Achselzucken sprach sie bei sich selber: „Nein, ich gehöre nicht zu den Mädchen, die aus Liebe sterben, dazu habe ich, gottlob, kein Talent! Hu, es muß etwas Schreckliches sein um ein so dauerhaft liebendes Herz!"

Mit diesen Gedanken entschlief Leonie vergnügt und träumte von Musik, Françaisen, Kotillonsträußchen und allem, was so ein junges Mädchenherz auf einem glänzenden Ballabend erfreut!

Ein Abend bei der Doktorin.

Noch mehrmals hatte Leonie Gelegenheit, einen Abend mit dem jungen Ehepaar zu verbringen. Teils traf sie dasselbe in Gesellschaften, teils besuchte man vereint das Theater, und

so war denn das junge Mädchen beim besten Wollen und Wünschen noch nicht dazu gekommen, der Einladung der Doktorin Folge leisten zu können.

Endlich, am zwanzigsten November reiste der Rittmeister mit seiner Gattin nach dem fernen Frankreich ab. Sein Abschiedsgesuch war schneller bewilligt worden, als der eitle Mann es gehofft hatte; kein Band knüpfte ihn nunmehr an die alte Heimat, der Eugenie ihn für immer entrissen hatte.

Leichten Herzens sah Leonie den einstigen Störer ihrer Ruhe scheiden und nahm sich vor, den nächsten freien Abend bei der alten Freundin zu verbringen, deren Umgang sie nicht mehr entbehren zu können glaubte. Als sie daher am Tage nach der Abreise Oldenburgs mit ihrer Mama aus einer Kaffeevisite heimkehrte, verabschiedete sie sich vor dem Doktorhause von dieser und bat um die Erlaubnis, ein paar Stunden bei Frau Wengler zubringen zu dürfen.

Ungern nur sah Frau Waldmann den steigenden Einfluß, den die Doktorin auf ihr Kind gewann, aber sie wagte nicht, sich offen diesem Verkehre zu widersetzen; das gerade, ehrliche Wesen der rechtschaffenen Frau imponierte selbst der oberflächlichen Sinnesart der Frau Waldmann derart, daß sie, obgleich widerwillig, den Besuch der Tochter gestattete.

Glücklich, endlich dem Wunsche der alten Freundin nachkommen zu können, eilte Leonie in das heimische Haus; auf ihre Frage, ob die Doktorin daheim sei, antwortete das Dienstmädchen: „Jawohl, die Frau und alle sind im Wohnzimmer.“

Diese Worte schlossen für Leonie eine Enttäuschung ein; sie hatte sich gefreut, mit der guten Nachbarin einige Stunden ungestört zu verplaudern, und nun sollte sie diese Zeit mit „allen“ teilen.

Neugierig, wer diese „alle“ wohl seien, klopfte sie an die Tür des bekannten Zimmers, und auf das „Herein“ der Doktorin trat sie ein, um ein hübsches, gemütliches Familienbild zu erblicken.

Um den großen, runden Tisch, über welchem freundlich eine

Hängelampe brannte, saß die Doktorin und drei junge Mädchen, deren Ähnlichkeit untereinander sie als Schwestern erkennen ließ. Die jüngste derselben beobachtete fleißig die Arbeit der Doktorin, und die ruhige Frau ließ sich auch nicht in ihrem Tun stören, sondern fuhr eifrig fort, aus einem großen Stück Wollenzeug Kleidungsstücke zuzuschneiden. Ein anderes der Mädchen nähte emsig an den bereits zugeschnittenen Stücken, während die dritte der Schwestern Blumen anfertigte, deren natürliche Frische von der Kunst der Verfertigerin zeugte.

„Ah, Leonie, mein Kind, kommst du endlich?“ rief ihr die Doktorin entgegen. „Sieh einmal, was für liebe Gesellschaft ich habe: das sind meine Patchen, die Töchter des Oberförsters Stieler aus Buchenhain. Die fleißige Nähterin hier mit den kastanienbraunen Zöpfen, das ist meine sanfte, liebe Thekla; hier die Blumenmacherin heißt Malchen, und der kleine, schwarze Krauskopf ist die wilde Trude. So, nun weißt du ihre Namen. Ihr aber, meine Kinder, seht hier meine Nachbarin, Fräulein Leonie Waldmann, vor euch, die mich selten genug besucht! — Nun, Leonie, ich möchte dir gerne einen Stuhl anbieten, aber mit einem so kostbaren Sammetkleid kannst du ja kaum Platz nehmen?“

„Ach, liebe Frau Doktorin, bitte, spotten Sie mich nicht aus, Sie machen mich ja erröten,“ sagte Leonie leise. „Allerdings hatte ich im Sinne, hier Platz zu nehmen, ja, ich dachte, den ganzen Abend bei Ihnen zu bleiben.“

„Mir bist du immer recht, das weißt du,“ antwortete Frau Wengler; „ich fürchtete nur für dein kostbares blaues Kleid, daß du das verdrücken würdest.“

„O, das geschieht nicht so leicht, wie Sie denken,“ entgegnete Leonie, sich ihres reizenden Federhütchens und des Paletots entledigend, „dieser Stoff ist ein englisches Fabrikat und dauerhafter, als man meint. Mama hat mir den Anzug aus Berlin verschrieben, als das Neueste, was die Mode zu bieten weiß.“

Mit diesen Worten nahm Leonie einen Stuhl und setzte

sich ohne Umstände zwischen die Doktorin und die emsige Thekla. Die jungen Mädchen warfen erstaunte Blicke auf das hübsche, prächtig gekleidete Mädchen, das ihnen wie eine Fürstin erschien. Trude aber, die jüngste und lebhafteste von allen, rief: „Nein, wie das entzückend ist! Seht nur die Atlasverzierungen der Taille und die feinen, feinen Spitzen! So was habe ich mein Lebtag noch nicht gesehen. Ach, so ein Kleid möchte ich auch haben!“

„Zu welchem Zwecke?“ fragte die Doktorin lakonisch. „Etwa um damit in die Milchkammer zu gehen, oder am Spinnrade zu sitzen, oder den Gästen aufzuwarten, wenn ihr Besuch habt? Ich denke, dazu wären deine Anzüge passender.“

„Du hast recht, Tante, jawohl,“ sagte die Trude, „aber ich möchte auch wohl ein bißchen so ein vornehmes Stadtfräulein sein!“

Die älteste Schwester lächelte. „Du bist ein Kind,“ sagte sie, „wie bald würdest du unser schönes, frohes Waldleben vermissen.“

„Sie sind wohl sehr gerne auf dem Lande?“ fragte Leonie die Sprecherin.

„Ja, sehr gerne,“ erwiderte diese mit einem Tone ruhiger Überzeugung und einen freundlichen Blick auf die Fragende werfend; „es lebt sich so still, so herrlich inmitten der freien großen Natur; die Güte, die Liebe des Schöpfers empfindet sich weit mehr und unmittelbarer unter den alten, lieben Bäumen, als in der Stadt in dem Häusermeer. O, ich möchte meine grüne Heimat nicht vertauschen!“

„Das ist mir etwas ganz Neues,“ meinte Leonie verwundert, „ich habe mir das Landleben als den Inbegriff aller Langeweile gedacht. Ja, hat man denn dort auch Vergnügungen?“

„Gewiß, das will ich meinen!“

„Aber im Walde gibt's doch keine Konzerte, kein Theater?“

„In Ihrem Sinne allerdings nicht, doch aber in dem unserigen. Ist der Wald nicht bevölkert mit Tausenden von Sängern? Die gewiß nicht falsch und unrichtig singen, denn

sie haben den besten Lehrer der Welt gehabt — den lieben Gott! — Theater haben wir auch nicht, aber Szenenwechsel genug; die Natur, die uns umgibt, ist stündlich eine andere. Morgens, wenn der helle Tau auf Blatt und Blüten liegt und die Wipfel der Bäume im Morgenwinde rauschen und die kleinen Vögel ihre Jubellieder singen, da bietet unsere Umgebung ein frisches, herzerquickendes Bild. Dann, wenn der Mittag mit seiner Sonnenglut heraufzieht, alle Blumen sich öffnen, die Beeren sich röten, und das Wild selbst die stille Ruhe sucht, dann bleiben auch wir Menschen im kühlen Hause und danken dem Schöpfer, daß er uns ein so liebes Obdach gegeben hat. Aber wenn dann die Schatten länger werden, die Bäume sich bläulich auf dem saftigen Grase widerspiegeln, die Nachtigall sich leise vernehmen läßt und die kleinen Blumen ihre Kelche zum Schlafen schließen, da treibt's uns wieder hinaus auf die neu erquickte Flur, und unter den dichten Zweigen oder in kühler Laube ruht es sich so gut aus von dem Schaffen und Wirken des Tages, daß jeder Abend ein rechter Feierabend wird. Da wissen wir Landbewohner gar nicht, was Langeweile ist, und oft noch plaudern wir über die Vorgänge des Tages, über die Pflichten des darauffolgenden, daß wir nicht merken, wie der Mond schon lange am Himmel steht und die kleinen Sternenaugen uns sagen, daß auch in einsamer Waldesmitte ein treues Vaterauge über uns wacht. O, glauben Sie es, Fräulein, auch das Stillleben hat seine Reize."

Leonie hörte aufmerksam dem jungen Mädchen zu, das mit so inniger Überzeugung, so einfach von seinem Glücke sprach, von einem Glücke, das Leonie seiner Einförmigkeit halber keine drei Tage ertragen hätte.

„Ich glaube es wohl," sagte sie dann, „daß es im Sommer gar schön bei Ihnen sein mag; was aber, Fräulein, fangen Sie den ganzen langen Winter über an?"

„O, der vergeht fast noch schneller. Da sind die Tage so kurz, und da muß man sie recht benutzen. Im Sommer nimmt uns Haus und Garten gar sehr in Anspruch, so daß uns fast

keine Zeit zu unserer geistigen Fortbildung bleibt, dafür ist dann der Winter bestimmt. Wir haben einen lieben, guten Vater, der schafft uns die besten Bücher an und besitzt alle klassischen Werke unserer deutschen Dichter; da lesen und lernen wir denn, was große Menschen vor uns gedacht und getan haben, wie die Fortbildung und Entwicklung des Menschengeschlechts allmählich vor sich gegangen ist, und aus den Beispielen großer Vorbilder ersehen wir, was der Mensch leisten kann, wenn er so ist, wie Gott es bei seiner Schöpfung sicher gewollt hat. Oder der Vater bringt uns schöne Reisebücher; da sitzen wir dann in unserem behaglichen Stübchen, sehen auf die überzuckerten Bäume draußen vor unseren Fenstern, freuen uns des warmen Ofens und machen dabei lehrreiche und interessante Reisen mit wenig Strapazen und vielem Vergnügen und Gewinn. Solche Stunden freilich, in denen das geschieht, sind unsere ‚Feststunden': der größte Teil des Tages gehört natürlich unseren häuslichen Arbeiten; wir bilden eine große Familie: Vater, Mutter, zwei jüngere Brüder und wir Schwestern; da gibt's immer zu nähen und zu schaffen, denn wir sind gewohnt, uns alles, was wir brauchen, selbst anzufertigen."

Leonie sah verwundert auf die gut sitzenden Kleider der jungen Mädchen; sie, die im Grunde gar nichts tat, konnte einen solchen Fleiß nicht begreifen.

„Aber Sie müssen nicht denken, daß Thekla nichts als eine Nähterin ist," fiel ein bißchen prahlend Trude ein. „O nein, sie kann singen und wundervoll Klavier spielen! In der Dämmerstunde, wenn der Vater aus dem Walde heimgekehrt ist, muß Thekla ihm immer etwas vorspielen, und wir alle drei singen dazu. Thekla und Malchen können herrliche Lieder, die ernst und feierlich klingen; aber ich kann nur Lustiges behalten, ich bin keine so poetische Natur, ich singe nur Bauernliedle."

„Du kleine Hexe weißt wohl, daß dich das am besten kleidet," sagte die Doktorin, „nachher mußt du eines deiner Liedchen singen."

„Ach ja," versetzte Leonie, „ich bitte darum. Aber haben Sie niemals Gesellschaft?" fragte sie Thekla wiederum.

„O doch," entgegnete diese, „und im Winter häufiger als im Sommer, da haben unsere Nachbarn, die Gutsbesitzer, mehr Zeit, und ein solcher Besuch ist stets eine große Freude und da gibt's erst recht zu schaffen. In der Stadt schickt man einfach zum Konditor und läßt das Beste für die lieben Gäste holen; das geht bei uns nicht an, da heißt's selbst machen, und eins, zwei, drei wird der Teig eingerührt, die Pfanne aufgesetzt, und ehe die Fremden sich's recht bequem gemacht haben, ist Kaffee und Kuchen bereit."

„Das tun Sie auch?" fragte Leonie die Erzählende.

„Nein," sagte diese, „das ist Trudes Amt, und sie versteht's vortrefflich."

„Ja," sagte das Mädchen, das noch ein halbes Kind war, „kommen Sie nur einmal mit Tante Lotte heraus, da sollen Sie meine Kunst an Waffeln und Hefenkuchen erproben."

„Sie verlassen Ihr Försterhaus wohl sehr selten?" fragte Leonie weiter, denn das Leben der drei Schwestern begann sie zu interessieren.

„Alle Sonntage fahren wir zur Kirche," entgegnete Thekla, „damit der Sonntag auch ein rechter Festtag werde. Nach der Predigt, die wir fast immer in dem benachbarten Buchendorf hören, machen wir dann einen Besuch bei dem Herrn Pfarrer oder Amtmann, oft bleiben wir dann bei diesen lieben Freunden zu Mittag, jedesmal aber wird doch wenigstens ein Stündchen geplaudert; wir haben daraus dann stets neuen Stoff zu unseren Unterhaltungen daheim und zum Nachdenken geschöpft."

Alle diese Genüsse und Vergnügungen, die Leonie von der Försterstochter preisen hörte, waren wenig nach ihrem übersättigten Geschmack, und sie rief fast entsetzt: „So haben Sie also das ganze Jahr keine Gelegenheit zu einem Feste? Tanzen am Ende gar nicht?"

„O doch," antwortete Trude lachend, „weit öfter als Sie denken; wo ein Geburtstag, eine Hochzeit, eine Kindtaufe ge-

feiert wird, da schließt das Fest mit Tanz. Wir Mädchen eilen dann in den Garten, flechten uns Kränze und sind damit rasch zu Balldamen verwandelt. O, ich liebe den Tanz sehr."

„Aber da ist es schade, daß Sie nie die Gelegenheit haben, auf einen wirklichen Ball in wirklicher Balltoilette zu kommen!"

„O, wer sagt das?" entgegnete Trudchen. „Jedes Jahr gibt's ein ordentliches Fest in Weilenstadt, wo die Forsteleven sind, da fehlen wir nicht. Die Schwestern waren schon mehrmals da, ich aber werde zum ersten Male in diesem Winter mitgenommen werden. O, ich bin ganz glücklich! Ein weißes Mullkleid habe ich schon, Malchen muß mir einen Kranz von Vergißmeinnicht machen, dann sehe ich nobel aus."

„Wie machen, selbst machen?" fragte Leonie erstaunt.

„Ja," sagte die Blumenmacherin, die sich an der Unterhaltung bisher noch nicht beteiligt hatte, „ich beschäftige mich gerne mit solcher Arbeit und bin froh, wenn man mir Zeit dazu läßt. Alle Freunde und Bekannte wenden sich an mich, wenn sie Blumen nötig haben."

Aufmerksam betrachtete Leonie die kunstvolle Arbeit des Mädchens. „Wie schön ist dieser Strauß von kleinen Maßliebchen," sagte sie, „man könnte glauben, er wäre aus Paris."

„Nun, glaubst du etwa, ein deutsches Mädchen müßte weniger geschickte Hände haben als eine Ausländerin? Das ist töricht," schalt die Doktorin. „Amalie ist sehr fleißig und geschickt, sie stickt so fein, daß sie schon Preise auf Ausstellungen bekommen hat; schon als kleines Kind nannte man sie die ‚kleine Fee', weil sie so außerordentlich geschickt ist."

Das Lob Frau Wenglers schien das Mädchen zu beschämen. Es wurde ganz rot, und um ein anderes Thema anzuschlagen, nahm es den Maßliebchenstrauß, hielt ihn Leonie hin und sagte mit freundlicher Anmut: „Wenn diese Blumen Ihren Beifall haben, so machen Sie mir die Freude und nehmen Sie dieselben von mir an!"

„Was, ich soll das reizende Sträußchen haben?" rief Leonie erfreut. „Ach, das ist lieb, das ist herzig von Ihnen; so haben

mich noch keine Blumen erfreut, die muß ich gleich in mein Haar stecken!“ Und mit der Lebhaftigkeit, die nun einmal in Leonies Natur lag, sprang sie auf, trat vor den Spiegel und befestigte die kleinen Sternenblumen in ihren Locken, die sie fortan nach dem Wunsche der Doktorin frei und ungekünstelt um ihr Köpfchen flattern ließ.

Die Försterskinder sahen mit lebhaftem Anteil das anmutige Gebaren des Stadtfräuleins; bei all ihrem Fleiße, ihrem Wissen fehlte ihnen diese Leichtigkeit der Bewegung doch gänzlich; sie hatten nichts von der Grazie Leonies, die sich in jeder ihrer Handlungen aussprach. Fröhlich wie ein Kind kam diese nun mit dem Strauße in ihrem Haar an den Tisch zurück und sagte freundlich, zu Malchen gewendet: „Sie arbeiten so fleißig, steht etwa wieder ein heiteres Fest bevor, wofür Sie Ihre Blumen machen?“

„Nein,“ antwortete die Gefragte schüchtern, „diese Blüten haben einen anderen Zweck.“

„Warum zögerst du mit der Antwort?“ fragte die Doktorin. „Du darfst schon sagen, was mit deiner Arbeit geschieht. — Alle die Sträuße,“ wandte sich die Sprecherin zu Leonie, „haben einen guten Zweck; sie sind zu einer Verlosung bestimmt, für deren Ertrag Malchen alljährlich armen Kindern eine Weihnachtsfreude zu machen pflegt.“

„O, wie schön das ist,“ sagte Leonie, mit Achtung auf das stille, fleißige Mädchen blickend; „kann ich nicht auch ein paar Lose erhalten?“

„Gewiß,“ sagte die Doktorin, „du darfst schon auch etwas zu dem guten Zwecke beisteuern, für den sich diese Kinder so viel Mühe machen. Denn siehst du, während Malchen durch ihren Fleiß die Mittel zur Anschaffung wärmender Stoffe beschafft, mühen sich Thekla und Trude, diese zu nützlichen Kleidungsstücken zu verarbeiten.“

„Was wir aber nicht im stande wären,“ fiel hier Thekla ein, „wenn die gute Tante Lotte uns nicht mit Rat, Beistand und Hilfe zur Seite stünde. Zu diesem Zwecke erlaubt sie

uns, vier Wochen hier zu bleiben und unsere Weihnachtsgaben bei ihr anzufertigen."

„Da siehst du also wohl, daß wir fleißig sein müssen, Leonie, und nimmst es nicht übel, daß man deines Besuches wegen nicht sogleich in der Arbeit innehält. — Da, Trude, hast du einen Ärmel, nun nähe ihn ordentlich, mit recht kleinen Stichen zusammen."

Trude setzte sich flink neben die Doktorin hin und begann mit ihren kleinen Fingern emsig und geschickt zu sticheln, indes Frau Wengler ein neues Stück Zeug zu zerschneiden begann.

In diesem Augenblick klopfte es an der Tür, man rief „Herein!" und Trude schrie laut: „Nun kommt der Doktor!"

„Ja, da ist er," sagte munter eine klangvolle Stimme, und der junge Mann, den wir schon als den Hausfreund Wenglers kennen gelernt haben, trat ins Zimmer.

„Guten Abend, Tante!" sagte er, „guten Abend, meine Damen!" und sich höflich vor Leonie verbeugend, reichte er den anderen der Reihe nach freundlich und zutraulich die Hand.

„Setz dich, Theodor," lautete die Rede der Frau des Hauses, „und dann erzähle, gibt's was Neues?"

„Ich weiß nichts, Tantchen, bin den Tag über wenig herumgekommen, hatte heute Ernstliches zu tun und glaubte kaum, heute abend noch hier so gemütlich verweilen zu können."

„Sie hatten wohl einen recht schwer Kranken, Herr Doktor?" fragte Thekla mit Anteil.

„Ja," sagte erregt der junge Mann.

„Und Sie haben jetzt Hoffnung, ihn zu erhalten?"

„Gottlob ja, die Krisis ging vorüber; er wird, so hoffe ich, genesen und darum bin ich heute doppelt heiter."

„Es ist ein schöner Beruf, Arzt zu sein," sagte Thekla mit andachtsvollem Ernst. „Wie leicht kann ein solcher der Wohltäter der Menschheit werden!"

„Wie leicht aber auch das Gegenteil! — O, Fräulein Thekla, ein rechter Arzt sieht wohl ein, daß seine Kunst eine sehr beschränkte ist, daß sie wenig vermag, wenn der Beistand Gottes

ihm dabei versagt ist; wir können der Natur nur zu Hilfe kommen, nichts mehr. Ähnlich sprach sich heute auch der Onkel über seinen Beruf aus."

„Der Onkel? Hast du meinen Alten gesehen, Theodor?"

„Gewiß, Tante Lotte, er war bei mir, ich hatte mir seinen erfahrenen Rat ausgebeten. — Übrigens läßt er dir sagen, du möchtest nicht mit dem Nachtessen auf ihn warten, er würde wahrscheinlich erst später nach Hause kommen."

„So, so. Na, das ist gut, daß ich das weiß, da werden wir unser Essen nicht kalt werden lassen. Leonie, höre, Trudchen hat sich ihr Lieblingsgericht bei mir bestellt, willst du mithalten?"

„O, sagen Sie ja!" rief Trudchen, froh, daß das ernste Gespräch abgebrochen wurde, „sagen Sie ja, Tante Lotte kocht prachtvoll!"

Leonie mußte über diesen Enthusiasmus lächeln, mit dem das junge Mädchen die Kochkunst der Doktorin pries. „Wenn ich darf," sagte sie schüchterner als gewöhnlich, „so bleibe ich gerne da."

„Abgemacht!" sagte die Doktorin.

Seit dem Eintritte Theodor Jansens war es Leonie nicht mehr so behaglich. Sie hatte den erstaunten Blick bemerkt, mit welchem dieser sie unwillkürlich betrachtete; saß sie doch da unter den einfachen Waldblumen, geputzt wie eine Prinzessin, und trug sie doch nun gar noch Blumen im Haar, als ob sie zu einem Balle ginge; was mußte der junge Mann von ihr denken? Daß sie ein recht aufgeblasenes Zierpüppchen wäre; aber das sollte er nicht! Und daher faßte sich Leonie ein Herz und sagte: „Wenn ich gewußt hätte, liebste Nachbarin, daß Sie so gütig sind, mich hier zu behalten, so hätte ich mich erst meiner Gesellschaftstoilette entledigt; es hat etwas Unbehagliches, sich so unpassend gekleidet zu sehen. Dazu hat mich die Güte Fräulein Malchens noch mit diesen Blumen beschenkt; ich schaue aus, als sollte ich direkt in eine Soiree gehen und nicht hier in dem gemütlichen Stübchen bleiben. Ein andermal will ich mich passender kleiden. — Aber wenn ich hier

bleiben soll, so will ich auch mithelfen, o bitte, geben Sie mir eine Arbeit, Frau Doktorin!"

„Gerne, da hast du einen Ärmel, nähe ihn zusammen."

„Ja, das kann ich nicht," sagte Leonie leise.

Trude lachte laut. „O, das ist ganz leicht! Sehen Sie, machen Sie das so," und das kleine Geschöpf schickte sich an, Leonie zu belehren, was besser ging, als man dachte.

„Sie sind sehr geschickt," meinte Leonie.

„Noch nicht," sagte Trudchen, „aber ich will's werden. Papa sagt, jeder Mensch müsse so viel können, um sich durch die Welt zu bringen, denn Geld und Gut können leicht verloren gehen. ‚Verdiene dir erst was, dann weißt du erst, was du wert bist,' sagt der Vater."

„O weh! da wäre ich ja gar nichts wert," sagte Leonie kläglich.

„Wieso?" fragte die vorlaute Trude wieder. „Jeder Mensch hat doch etwas gelernt, schickt sich also zu irgend etwas auf der Welt. Thekla kann alles, ist fleißig, geschickt wie eine, aber Geduld und Sanftmut hat sie mehr als alle zusammen. Die müßte eine Schule haben, ja, die könnte selbst Diakonissin werden, denn die versteht es, Kranke zu pflegen! Na, Herr Doktor, da hätten Sie Ihre Freude!"

„Nein, Trude, Thekla muß was Besseres sein," warf Malchen dazwischen, „die muß eine Doktorsfrau werden, da könnte sie wirken für die Kranken und Armen, wie's ihr Herz verlangt."

„Richtig, du hast recht, unsere älteste Schwester wird eine Frau Doktor; wie dumm, daß ich daran noch nicht gedacht habe."

„Ach, hört doch mit dem albernen Geschwätz auf, das langweilt ja die Tante, das Fräulein und den Herrn Doktor."

„Das ist gar nicht langweilig," entgegnete Trudchen hartnäckig, „ich denke über unser aller Bestimmung nach, und das ist doch etwas sehr Vernünftiges. — Für Malchen, um fortzufahren, wäre mir erst recht nicht bange, die könnte durch ihre zierliche Arbeit sich und noch viele andere erhalten. Und ich —"

„Du kannst Pfannkuchen und Waffeln backen," neckte nun Thekla.

„O, ich kann noch viel, viel mehr, alles was zur ganzen Wirtschaft gehört!"

„Also mußt du Haushälterin werden," sagte Malchen. Alle lachten.

„Ihr habt recht," sagte die Kleine, „bis jetzt kann ich noch nicht viel mehr. Aber es ist gar nichts Geringes, ein Haus ordentlich und mit Verstand zu führen. — Wartet nur, ich bin noch jung, werde noch lernen, mehr als ihr alle zusammen, denn ich will's! — Aber, da wir mit mir jetzt fertig sind, kommt Fräulein Leonie an die Reihe."

„O, mich verschonen Sie," bat Leonie, „ich schicke mich zu gar nichts."

„Das ist gewiß nur allzugroße Bescheidenheit," entgegnete Thekla, „machen Sie's wie Trude, die stellt ihr Licht nicht unter den Scheffel, die läßt es leuchten."

„Gewiß," nickte diese, „also bitte, nun sagen Sie, was können Sie?"

„Nichts," erwiderte Leonie.

„Oho, so leicht bin ich nicht los zu werden. Ich wette, Sie können häkeln, sticken, Klavier spielen, Französisch sprechen, singen und tanzen. Nicht wahr?"

„Das kann ich allerdings, so ein wenig, aber das ist doch nichts!"

„O genug! Und nun weiß ich auch, wofür Sie passen!"

Alle sahen erwartungsvoll auf das kleine kecke Ding. „Da bin ich selbst neugierig," sagte Leonie.

„Sie müssen eine reiche, reiche Frau werden," antwortete die Kleine in wichtigem Tone, „Sie müssen einen Mann nehmen, der schrecklich viel Geld hat, dann sind Sie ganz an dem Platze, der Ihnen gebührt."

Nach diesen vorlauten Worten war es ein Weilchen ganz still. Leonie fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg, aber sie sagte nichts. Erst nachdem Frau Wengler dem kecken

Mädchen zugerufen: „Trude, du benimmst dich heute recht, wie es einem Backfisch zukommt!“ sagte Leonie: „Schelten Sie Ihr Patchen meinetwegen nicht, Frau Doktorin, ich hörte durch die Worte doch die gute Absicht durch.“

„Fräulein Waldmann versteht weit mehr, als sie vorhin zugestand,“ sagte nun mit einem Male die ruhige Stimme des Doktors. Alle blickten ihn verwundert an. „Das Fräulein hat uns soeben gezeigt,“ fuhr er ruhig fort, „daß es weiß, einen Scherz aufzunehmen und eine kleine vorlaute Person durch Liebenswürdigkeit zu beschämen!“

„Da hast's,“ sagte die Doktorin zu Trudchen, „das war dir recht, die Lehre gönne ich dir.“

Leonie sah fast erschrocken auf den jungen Mann, der sich so ernstlich ihrer angenommen hatte; es freute sie ungemein, gerade von diesem ernsten, stillen Manne sich verteidigt zu sehen.

Aber nur einen Augenblick hielt diese Freude an, ein Blick auf Trudchens trauriges Gesichtchen, das kaum die Tränen zurückzuhalten vermochte, drängte diese Freude schnell zurück, und wie immer ihrem guten Herzen folgend, sprang Leonie auf, eilte auf Trudchen zu, umarmte sie und rief: „O was ist das, Trudchen? Wer wird sein Köpfchen hängen lassen! Der Herr Doktor hat ja nur im Scherz gesprochen wie Sie auch, nicht wahr? O bitte, lächeln Sie wieder, sonst bleibt mir das bedrückende Gefühl, die Friedensstörerin in diesem Kreise gewesen zu sein! Und das werden Sie doch nicht wollen? — Sie haben ja gar kein Unrecht getan, gewiß nicht. Natürlich muß ich einen reichen Mann nehmen, was sollte ein armer mit mir und meiner Ungeschicklichkeit anfangen? — Aber, Trudchen, Sie wollen lernen, sagten Sie vorhin, ich will es auch; noch niemals hab' ich so eingesehen, was mir noch alles fehlt, als heute abend! Also sehen Sie, Ihre Worte haben doch etwas Gutes zuwege gebracht; wenn wir uns übers Jahr wiedersehen, sind wir beide klüger und geschickter, nicht wahr?“

Trudchen nickte mit dem Kopfe. „Sie sind ein gutes Mäd-

chen," sagte sie dann leise, „Sie haben mir verziehen, aber der Herr Doktor hat es nicht. Nun ist er böse, nun liest er sicher heute nicht!"

„Nicht?" fragten Thekla und Malchen kleinlaut.

„O, sicher liest der Herr Doktor, nicht wahr?" sagte Leonie, zum ersten Male Theodor recht ansehend. „Ich weiß zwar nicht, um was es sich handelt, stimme aber der Bitte dieser Damen bei."

„Wie gerne würde ich Ihren Wunsch erfüllen," sagte Theodor freundlich, „aber da Sie den Anfang dieses Buches nicht mit anhörten, so wäre es für Sie kein Genuß, nun ein Stückchen aus der Mitte zu vernehmen."

„O, ich dächte, das ginge dennoch," mischte sich Thekla ins Gespräch, „da das Buch keine fortlaufende Geschichte, kein Roman ist, so wäre es immerhin interessant und gewinnreich für Fräulein Waldmann, ein Kapitel daraus zu hören. — Wir lesen nämlich," wandte sich die Sprechende an Leonie, „‚Bilder aus der deutschen Vergangenheit' von Gustav Freytag. Ein höchst lehrreiches und interessantes Buch. Der Herr Doktor ist so gütig, uns dasselbe vorzulesen; wir sind erst bei dem ersten Teile, dieser betitelt sich: ‚Aus dem Mittelalter'. Ihre Geschichtskenntnis ist sicher groß genug, um sich bald in den Gegenstand hineinzufinden."

Wenn sich nun auch Leonie gestehen mußte, daß ihre Kenntnisse in der Geschichte nicht sehr groß waren, da sie, seit sie die Schule verlassen hatte, nach Art leichtlebiger junger Mädchen kein solches Buch mehr in die Hand genommen, so konnte sie doch nicht anders, als den drei Schwestern zu Gefallen ihre Bitte, in der Lektüre fortzufahren, wiederholen.

Doktor Jansen willfahrte auch sofort dem Wunsche und nahm von dem Bücherbrette das Buch. Die jungen Mädchen rückten mit freudeglühenden Gesichtern näher, worauf der Vorlesende seinen Vortrag mit klarer, wohltönender Stimme begann, langsam und deutlich die bunten Bilder jener Zeit den aufmerksam Lauschenden vorführend.

Trudchen hatte schnell den kleinen Zwischenfall vergessen. Sie war wieder das heitere Kind von vorhin und folgte aufmerksam dem Vortrage, ohne Bedenken den Vorleser um dieses oder jenes, das ihr unverständlich war, befragend und sich jeden Ausdruck, den sie nicht begriff, erklären lassend.

Leonie sah erstaunt auf die kleine mutige Fragerin, die es wagte, den Lesenden so oft zu unterbrechen. Aber der junge Doktor schien es ganz natürlich zu finden, daß sich das Mädchen so zutraulich und selbstverständlich an ihn wandte. Mit Ernst und Liebenswürdigkeit gab er ihm Bescheid über Heruler, Vandalen, Langobarden, Angeln, Sachsen und Franken.

Immer aufmerksamer und erstaunter horchte Leonie dem Gespräche zu, war diese Art der Unterhaltung ihr doch so gänzlich fremd. In den Zirkeln, die sie gewohnt war zu besuchen, war das Vergnügen der einzige Götze, dem gehuldigt wurde; alle Unterhaltungen drehten sich um Feste, Stadtneuigkeiten und, wenn es hoch kam, um irgend eine Neuheit oder Persönlichkeit, die im Konzertsaale oder auf dem Theater gerade Glück machte. Und das war die sogenannte gute Gesellschaft, in der sich Leonie bewegte, die sich berufen glaubte, den Ton für alle die anderen minder Begünstigten zu geben, die von ihren Kreisen ausgeschlossen waren. — Und nun sah das Weltkind, wie anregend, wie lehrreich sich diese einfachen Mädchen ihre Abende zu gestalten wußten und wie das Trudchen, das doch halb noch ein Kind war, so viel tiefer als sie selber in die Schätze des Wissens eingedrungen war und weit befähigter, den Inhalt dieses Buches zu würdigen und zu verstehen als sie, die gefeierte Dame der Gesellschaft! Denn wie weit zurück Leonie in ihren Kenntnissen gekommen war, das sah sie heute so recht ein; wer hätte auch, seit Elisabeth von ihr gegangen, aus ihrer ganzen Umgebung sie auf diese Art des Genusses hinleiten sollen? Niemand aus dem ganzen großen Kreise ihrer Bekanntschaft hatte ein derartiges Streben; allen waren die Gespräche über Moden und Vergnügungen die Hauptsache.

Obgleich nun Leonie nicht genug dem Inhalte des Buches

folgen konnte, um reges Interesse daran zu nehmen, so war ihr das Zuhören doch ein Genuß; noch niemals hatte der Laut einer Stimme sie so angenehm berührt als die des jungen Doktors. Und wie gerne lauschte sie den Erklärungen, die er so anspruchslos und bescheiden der kleinen Fragenden gab! Was wußte dieser Mann nicht alles! Was hatte er nicht gelernt und bedacht! Ja, das war freilich ein anderer Mensch als die jungen Herren, deren Bekanntschaft Leonie auf den Bällen machte, wie fad, wie inhaltsleer klang nicht deren Geschwätz dagegen!

„Kinder, es ist acht Uhr," sagte die Doktorin, „für heute ist's mit dem Lesen genug; nach dem geistigen Genusse wollen wir nun auch für die körperliche Stärkung sorgen! Legt eure Arbeiten zusammen; für heute, dächte ich, wären wir fleißig genug gewesen."

Die Mädchen gehorchten, Theodor legte das Buch fort, und alle dankten ihm für den Genuß.

„Nun, Leonie," sagte lächelnd die Doktorin, „du bist heute der seltenste Gast und daher sollst du auch die Ehre haben, von einem Herrn zu Tische geführt zu werden; o, wir wissen wohl, wie du es gewohnt bist! — Herr Theodor Jansen, reichen Sie Fräulein Leonie den Arm!"

Alle lachten, und mit munterer Ungezwungenheit näherte sich der junge Mann Leonie, die errötend den angebotenen Arm annahm.

Bei Tische nun ging es sehr munter zu. Alle waren vergnügt, selbst Malchen taute auf und gab die Scherze der jüngeren Schwester zurück. Am stillsten blieb für heute Leonie. Nicht daß sie sich fremd in dem einfachen Kreise gefühlt hätte, nein, ihr war so wohl, so behaglich wie lange nicht; sie hätte gewünscht, der Abend möchte noch lange, lange dauern; aber die harmlose Art und Weise dieser Menschen war ihr noch zu neu, zu überraschend, um sich so schnell daran beteiligen zu können.

Nichtsdestoweniger hörte sie mit Interesse, wenn die Försters-

töchter von ihrer waldigen Heimat erzählten, und vor allem lauschte sie gerne den Worten des jungen Doktors, die so beredt, so warm von seinen Lippen flossen, als er seines Vaterstädtchens gedachte, das am schönen mächtigen Rheinstrom lag.

„Ja," sagte die Doktorin, „seine Heimat kann kein Mensch vergessen, das sieht man an dem Theodor; mein Alter will, er soll für immer hier bleiben und dereinst seine Praxis übernehmen, wenn er sich zur Ruhe setzt, aber davon ist bei ihm keine Rede. Daheim, wo er geboren und erzogen ist, will er auch als Mann wirken und leben und keine Bitte vermag ihn bei uns festzuhalten — und es ist doch auch schön bei uns."

„Gewiß," entgegnete ernst der junge Mann, „Gottes Erde hat überall ihre Reize. Aber," setzte er dann leuchtenden Blickes hinzu, „am Rhein ist's für mich schöner, dort wurzelt mein Leben und meine Erziehung, dort führen mich auch meine Wünsche und Bestrebungen wieder hin."

„Ja, ja," brummte die Doktorin, „kann mir's schon denken; irgend eine Rheinnixe hat's ihm angetan, so wird's wohl sein."

„Nein, Tante Lotte, so ist's nicht," antwortete Theodor und sah die Doktorin dabei offen mit seinen ehrlichen Augen an.

Warum durchzuckte es wohl Leonie so seltsam, als der junge Mann davon sprach, wieder fortzugehen, weit, weit bis hin zum Rhein? Sie konnte sich selbst keine Rechenschaft darüber geben; aber sie, die dieses Haus vor ein paar Stunden ohne den entferntesten Gedanken an den jungen Freund des alten Paares betreten, sie konnte sich nun dasselbe nicht mehr ohne seine belebende Gegenwart denken, und die Annahme, daß in der Tat eine „Rheinnixe" ihn zurückziehen möge mit festen, unsichtbaren Fäden, war ihr nichts weniger als angenehm. — Und was war es, was sie an diesen Mann in der kurzen Zeit so sehr fesselte und interessierte? Machte er ihr etwa den Hof, sagte er ihr Schmeicheleien wie die anderen? Ja, hatte er auch nur bemerkt, daß dieses blaue Samtkleid ihr in der Tat, wie sie es selbst wohl wußte, unendlich reizend

stand? O, nichts von allem, nichts von der freiwilligen Unterordnung, die alle jungen Herren sonst dem reichen Mädchen entgegenbrachten. Unbefangen und natürlich begegnete ihr dieser Mann; wie kam es, daß sie sofort sein Übergewicht fühlte und diesem sich so gerne unterordnete? Daß ihr spöttischer, vorlauter Mund heute verstummte, daß sie zum ersten Male in ihrem Leben hörte anstatt sprach, bewunderte statt bewundert zu werden? Auf alle diese Fragen wußte sich Leonie keine Antwort, es sei denn die, daß die Hochachtung und Verehrung, die sie der Doktorin entgegentrug, sich doch notwendig auch auf ihren Günstling übertragen müsse! Ja, bei dieser Annahme blieb Leonie stehen und beruhigte sich bei ihr.

Noch war das kleine Mahl nicht beendigt, soeben hatte die Doktorin zum Nachtisch Äpfel, Nüsse und kleine Kuchen auf den Tisch gesetzt, als Karoline meldete, ein Diener wäre draußen, um das gnädige Fräulein abzuholen.

Die Försterstöchter sahen noch einmal verstohlen nach Leonie; der „Diener" und das „gnädige Fräulein" zeigten ihnen wiederum die Schranke, die Leonies harmloses Wesen sie hatte vergessen machen.

„Wie schade!" rief das junge Mädchen aufstehend, „es war so hübsch hier, ich wäre gerne noch ein wenig dageblieben."

„So schicke den Menschen fort," sagte die Doktorin; „Mama wird nicht böse sein, und der Theodor bringt dich schon nachher die paar Schritte heim. Nicht wahr?"

„Gerne," sagte der Angeredete ruhig, ohne „vor Entzücken über diese Ehre," oder „vor Freude über ein solches Glück" außer sich zu werden.

Jean wurde also heimgeschickt, Leonie saß seelenfroh in dem heiteren Kreise und begann allmählich auf die Neckereien Trudchens einzugehen, die ihre Nüsse fortnahm und aus Apfelschalen allerlei komisches Zeug machte.

Nach dem Essen wurden Gesellschaftsspiele vorgenommen; man machte Rätsel und kleine komische Knüttelverse und dergleichen. Leonie mußte wiederum die geistige Regsamkeit dieser

Mädchen bewundern, deren Äußeres ihr so schlicht und unbedeutend vorgekommen war.

„Jetzt, Kinder, laßt's genug sein," sagte die Doktorin, „nun sollt ihr Leonie etwas vorsingen."

„Ach ja," bat diese.

Ohne Ziererei standen Thekla und Malchen auf, Theodor setzte sich ans Piano und nach kurzer Absprache begann er die Begleitung des sinnigen Liedes vom Vaterhause: „Ich weiß mir etwas Liebes auf Gottes weiter Welt" 2c.

Die beiden Mädchen sangen die Worte des Liedes so einfach, so gefühlvoll und ergreifend, daß Leonie Tränen in ihren Augen fühlte und nach dem Gesange nicht umhin konnte, die beiden Schwestern in der Lebhaftigkeit ihres Gefühls zu umarmen und zu küssen.

„Ach, einen Kuß muß ich auch haben," sagte Trude; „Herr Doktor, nun spielen Sie einmal Uhlands ‚Schmied', oder so etwas, das ist mein Fall," und der kleine Krauskopf sang dieses frische muntere Liedchen mit keckem Ausdruck.

„Bekomm' ich jetzt auch einen Kuß?" fragte nun Trudchen.

„Zwei," sagte Leonie, der das heitere Kind immer mehr gefiel. „Aber jetzt ist es hohe Zeit, nun muß ich nach Hause."

„O, nichts da, erst Revanche, Sie müssen auch singen," gebot die Kleine.

„Heute nicht, ein andermal," wehrte Leonie ab, „heute gewiß nicht."

Es wäre ihr unmöglich gewesen, vor diesen Menschen die paar Bravourarien zu singen, welche ihre Lehrerin ihr eingeübt hatte und mit welchen sie gewöhnlich in den Salons Glück zu machen pflegte.

„Aber ein andermal erfüllen Sie unsere Bitte," bat Thekla; „Sie kommen bald wieder?"

„Wenn ich darf, gewiß!"

„Komme, so oft du willst, Kind, du bist uns stets willkommen," antwortete Frau Wengler.

„O, da komme ich oft, da komme ich bald!" rief Leonie

erfreut. „Aber," setzte sie dann herabgestimmt hinzu, „ich werde es nicht können, ich habe so wenig Zeit."

„Wenig Zeit?" fragte Trudchen. „Ja, was haben Sie denn zu tun?"

Leonie fühlte, wie sie unter der Antwort, die sie gab, errötete. „O," sagte sie, „wir sind viel in Gesellschaft, und da will Mama stets, daß ich mit ihr gehe; auch nimmt das Theater uns viele Abende fort."

„Das Theater?" rief Trude lebhaft. „Ach, Sie Glückliche, ich möchte auch einmal das Theater sehen!"

„So kommen Sie mit mir, Trudchen, ja, Sie alle," bat Leonie die Mädchen. „Wir haben eine ganze Loge, Mama wird es ein Vergnügen machen, wenn Sie kommen!"

„Ach, wie herrlich!" rief Trudchen laut; „nicht wahr, Tante Lotte, wir dürfen?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete diese, „ich habe euren Vater nicht um seine Meinung darüber gefragt. Vor allem käme es natürlich auf das Stück an."

„O, dann gehen Sie übermorgen mit uns, dann gibt man den ‚Wilhelm Tell', das wird etwas für Sie sein."

„Schillers Tell!" sagte Thekla lebhaft, „ja, den möchte ich wohl einmal sehen."

„Nun wohl, wenn Frau Waldmann es erlaubt, ich habe nichts dagegen," entschied die Doktorin.

Thekla und Malchen dankten erfreut, und Trudchen tanzte vor Vergnügen im Zimmer umher.

„Jetzt aber adieu, ich fürchte, Mama wird mich schon erwarten," sagte Leonie, sich von allen verabschiedend und baldige Wiederkunft versprechend.

Der junge Doktor begleitete sie. Er bot Leonie den Arm, diese nahm ihn schüchterner, als es sonst ihre Art war, an und schritt schweigend neben ihrem Begleiter her. Endlich hub dieser an: „Nicht wahr, es läßt sich schon einen Abend bei der Doktorin verleben, es ist eine liebe, brave Frau."

„Ja," sagte Leonie, „ich verehre sie hoch. Sie ist Ihre Tante, nicht wahr, Herr Doktor?"

„Nein," entgegnete dieser. „Meine Mutter und sie waren Jugendfreundinnen, und nun nenne ich sie ‚Tante Lotte', seit ich denken kann. Diese Frau ward mir eine zweite Mutter, seit ich das Unglück hatte, die meinige zu verlieren."

„Sie kommen oft in dieses Haus, Herr Doktor?"

„Fast täglich."

„Ah, daher sind Sie auch so bekannt mit den lieben Mädchen; ich möchte sie wohl auch näher kennen lernen."

„Das ist ein guter Wunsch, Fräulein; die Bekanntschaft dieser Mädchen kann jedermann nur zum Besten dienen. Alle sind gut und brav, besonders Thekla; sie ist geradezu eine Perle, wie man sie selten findet. Bis jetzt wüßte ich niemand ihr zur Seite zu stellen; ich hege eine wahre Verehrung für dieses stille, anspruchslose Mädchen, dessen ganzes Leben in dem Streben für das Wohl anderer verfließt."

Leonie antwortete auf diese Lobrede kein Wort, ja, es war ihr nicht angenehm, sie aus diesem Munde zu vernehmen. Noch eben war sie selbst geneigt gewesen, die Försterstochter zu bewundern; in diesem Augenblick aber war es, als senke der Dämon des Neides, der Eifersucht seinen Stachel in das junge Herz und ließe es ungerecht gegen die Vorzüge der Gerühmten werden.

Die kurze Strecke war zurückgelegt, Leonie hatte ihre Behausung erreicht; sie verbeugte sich freundlich vor dem jungen Manne und dankte herzlich „für die Mühe, die er ihretwegen durch den Umweg gehabt habe".

Ein leichtes Lächeln spielte um Theodors schönen Mund, als er diese Phrase vernahm, er lüftete den Hut und sagte munter: „Die Mühe, einen solch kurzen Weg in so guter Gesellschaft zurückzulegen, pflegt für einen Mann in meinen Jahren nicht groß zu sein. Guten Abend, Fräulein Waldmann!"

Der junge Arzt trat den Rückweg an und Leonie warf dem Scheidenden einen langen Blick nach.

„Wo in aller Welt bleibst du, mein Kind?“ rief Frau Waldmann der Tochter entgegen. „Du hast einen eigentümlichen Geschmack, so lange bei dieser hausbackenen Frau auszuhalten!“

„O Mama, Frau Wengler war nicht allein, sie hat Besuch: drei liebe junge Mädchen, da ist mir der Abend so kurz gewesen! Jetzt gute Nacht, schlaf wohl, Mama!“

„Du auch, mein Kind!“

Aber Leonie sollte noch lange nicht schlafen; sie dachte viel an die jüngstverflossenen Stunden und merkwürdigerweise nicht so viel an „die drei lieben jungen Mädchen“, von denen sie der Mutter erzählte, sondern viel mehr an den vierten Gast, von dessen Anwesenheit sie der Mama unwillkürlich nichts verraten hatte.

Der Russe.

Der Abend, den Leonie in dem Hause der Doktorin verlebte, bildete einen Wendepunkt in ihrem Leben. Zum ersten Male hatte sie deutlich empfunden, daß die Zeit schnell und angenehm dahinschwinden könne, ohne durch rauschende Vergnügungen ausgefüllt zu sein; die Försterstöchter, zu denen sie sich so hingezogen fühlte, hatten sie gelehrt, daß man glücklich und zufrieden sein könne, auch ohne dieses Glück dem Reichtum zu verdanken.

Leonies Naturanlagen waren gut und gesund, nur die Oberflächlichkeit und Prunksucht, die in dem Hause der Eltern herrschten, hatten das junge Mädchen von edleren Beschäftigungen fern gehalten und ihre guten Fähigkeiten in dem Strudel gehaltlosen Vergnügens eingeschläfert. Aber so verflacht war ihr Sinn nicht, daß sie nicht hätte einsehen können, wie achtungswert das Streben der einfachen Mädchen war, deren ältestes sogar hochgepriesen wurde von dem Manne, den Leonie gewillt

war, über alle anderen zu stellen, der ihr wie bisher noch keiner imponiert hatte.

In der Achtung dieses Mannes mochte sie nicht zurückbleiben, die Freundschaft, die er den drei Schwestern so unverhohlen entgegentrug, wollte auch sie gewinnen — und das stille Doktorhaus hatte nun oft an Leonie noch einen weiteren Gast.

Wenn es irgend möglich war, sich von der immer genußsüchtigen Mutter zu befreien, eilte das junge Mädchen gerne hinüber ins freundliche Stübchen, aus welchem sie stets Belehrung und die besten Vorsätze mit heimbrachte; denn mit jedem Male mußte sie dem Doktor mehr recht geben: Thekla war eine Perle, deren Freundschaft Gewinn für jedermann war.

Mit feinem Takte vermied Leonie bei diesen Besuchen, wieder im Samtkleide oder in schwerer Seide zu erscheinen; in diesem Kreis galt der Flitter der Welt nichts, das wurde sie sich bald bewußt, und wenn sie in einfachem Hauskostüme hinüberging, so fühlte sie sich den schlichten Mädchen näher gerückt. — Es sollte Leonie auch nicht schwer fallen, die Freundschaft der Schwestern zu gewinnen; der Herzlichkeit, der natürlichen Anmut, die Leonie auszeichnete, konnte niemand widerstehen.

Die Hauptfehler des reichen Kindes, Übermut und Gefallsucht, fielen ja von selbst fort, wenn sie die Räume betrat, in denen warme Menschenliebe und christliche Demut ihr Asyl gefunden hatten; alle die Leidenschaften: Neid, Mißgunst, Ärger, die so oft in Gesellschaften und auf Bällen in Leonies Herzen durch boshafte Sticheleien, durch neidische Blicke angefacht wurden, hier in diesem stillen Zimmer schienen sie zu schlummern; Leonie genoß ein so reines und wahres Glück, wie sie es vordem nicht gekannt hatte.

Was es war, das so wohltuend in dem Beisammensein mit diesen Menschen auf sie einwirkte, das wußte sie selber nicht, und Nachdenken und Grübeln lag nicht in dem Charakter des verzogenen Mädchens; ungeprüft gab Leonie dem Gefühle nach,

das sie hinüber ins Nachbarhaus zog, und ertrug darüber manches Zürnen der Mama, die den Umgang mit den „Mädchen vom Lande", wie sie sich ausdrückte, für ihre „fein gebildete Tochter" nicht geeignet fand.

Diese Mädchen selbst aber schlossen, wie es in diesen schönen Jahren so leicht ist, bald innige Freundschaft mit der reichen Kaufmannstochter, die jene ihrerseits mit Aufmerksamkeiten überhäufte.

Wie leicht ist es doch für begüterte Menschen, sich beliebt zu machen! mit wie geringen Opfern können sie so große Freude bereiten! So innerlich froh war Leonie lange nicht gewesen als an dem Tage, wo sie von ihrem reichlichen Taschengelde „Die deutschen Bilder" kaufte und sie Thekla zum Geschenk machte. Was in der Welt hätte dieses sinnige Mädchen auch so erfreuen können als dieses gediegene Werk?!

Und nun Malchen, wie hatte Leonie so gut verstanden, sich ihr gefällig zu erzeigen, wie war es für sie, die so oft und so viel mit wohlhabenden Menschen verkehrte, ein leichtes gewesen, viele Dutzende von Losen für den guten Zweck zu verschließen, so daß dies gute Mädchen vor Freude jubelte, wenn sie daran dachte, wie reich dieses Mal die Weihnachtsbescherung für die armen Kleinen ausfallen würde; und emsig und rastlos entstanden unter ihren zierlichen Händen die schönsten Blumensträuße.

Wie sehr aber die beiden Schwestern auch Leonie liebten, sie oft in ihrem Elternhause aufzusuchen, konnten sie sich nicht entschließen; das prunkvolle Wesen Frau Waldmanns befremdete sie, und in der reichen, glänzenden Umgebung fühlten sie eine Schranke zwischen sich und Leonie, die ihnen drüben bei Tante Lotte nie in den Sinn kam.

Anders war es in dieser Beziehung mit Trudchen; ihr kindlich harmloser Sinn erfreute und verwunderte sich offen über alle die märchenhaften Herrlichkeiten, die ihr Auge in Leonies Wohnung erblickte. Der kühle Ton, in dem Frau Waldmann zu ihr sprach, traf sie nicht; sie dachte, Leonies Mutter habe nun einmal eine solche Art, und dankte Gott,

daß er ihr ein so viel sanfteres, lieberes Mütterchen gegeben habe. Hätte Trudchen freilich einmal diese Frau mit ihresgleichen sprechen hören, da wäre es dem einfachen Naturkind klar geworden, daß sie sich nicht der Gunst der Mutter ihrer geliebten Leonie zu erfreuen habe.

Bei dem häufigen Zusammensein mit Frau Wengler empfand es Leonie peinlich, daß diese liebe Frau für alle Welt „die Tante Lotte" war und nur sie beständig „Frau Doktorin" sagte. Eines Abends, als die ganze kleine Gesellschaft bei fröhlicher Laune war, wagte Leonie ihr Bedauern darüber auszudrücken, und die liebe gute Doktorin war so freundlich, ihr gleichfalls die Erlaubnis zu geben, zu sagen wie alle die anderen.

Nun war also Frau Wengler auch für Leonie „die Tante Lotte", und nun fühlte sie sich durch diese vertraute Rede, die sie mit den anderen gemeinsam gebrauchen durfte, den jungen Mädchen und selbst Theodor viel näher gerückt.

Man hatte sich allmählich so gewöhnt, Leonie als ein selbstverständliches Mitglied des kleinen Kreises zu betrachten, daß man auf ihre Ankunft mit dem Lesen zu warten pflegte und daß der Doktor Wengler, wenn er daheim war und es schon ein wenig spät ward, selbst ganz unruhig sagte: „Hm, es scheint, heute kommt die hübsche kleine Hexe nicht!"

Theodor sagte zwar nichts, aber er blickte häufig nach der Tür, und Trude behauptete, der Herr Doktor lese in Leonies Abwesenheit nicht halb so gut.

So mußte es denn wohl allen sehr auffällig sein, daß acht Tage verflossen, ohne daß die junge Freundin sich sehen ließ, und sie wußte doch, daß der Aufenthalt der Schwestern seinem Ende nahte. Trudchen war einigemal zu Waldmanns hinübergegangen, hatte Leonie jedoch nie zu Hause angetroffen, und alles, was sie erfuhr, war, daß ein fremder Herr dort zum Besuche sei, dem zu Gefallen man fortwährend Partien mache.

„Na," sagte die Doktorin lakonisch, „haben die Eltern schon wieder einen neuen Rittmeister entdeckt, mit dem das Mädchen ins Gerede kommen soll, oder wird's was Ernstliches?"

Niemand konnte eine Antwort darauf geben.

Es war an einem kalten Dezembertage, der Schnee lag tief auf allen Wegen und Straßen, und die Schlittenschellen tönten munter durch die frische, kalte Winterluft, als Theodor Jansen ins heimische Stübchen der Doktorin trat, wo er, wie immer, mit aufrichtiger Herzlichkeit empfangen wurde.

„Tante Lotte," begann er, „heute habe ich deine kleine treulose Nachbarin gesehen. In einem prächtigen Schlitten fuhr sie schnell an mir vorüber; ich hätte sie fast gar nicht erkannt, so sehr hüllten sie Samt und Zobel ein! Der Schlitten fuhr zum Marientor hinaus, was auf eine größere Ausfahrt schließen läßt; wir dürfen heute also wieder nicht auf die Gegenwart deines Lieblings rechnen."

„So? Ei, das tut mir leid," sagte die Doktorin bedauernd, „das wird die Mädchen recht traurig machen; übermorgen kehren sie nach Hause zurück, da wäre es ihnen gewiß recht leid, wenn sie Leonie nicht mehr sehen könnten. — Wer war mit dem Mädchen im Schlitten?"

„Die Eltern," antwortete Theodor, dem die Doktorin einmal Herrn und Frau Waldmann gezeigt hatte, „und ein fremder blasser Herr, der trotz seines großen Schuppenpelzes recht erfroren dareinschaute."

„Hat Leonie dich gesehen?"

„Das glaube ich nicht, das Fräulein hatte genug zu tun, auf ihr Gegenüber, den blassen Herrn, zu hören, der eifrig und lebhaft mit ihr sprach."

„So, so. Na, das ist vielleicht wieder ein angehender Freier. Es war vorauszusehen, daß Waldmanns nicht lange Ruhe geben würden, denn die gehören zu den Leuten, die eine Ehre dareinsetzen, ihr Kind so früh als möglich an den Mann zu bringen."

„Aber, Tante Lotte, Fräulein Leonie ist ja noch ein halbes Kind!"

„Bei uns, mein Junge, ja, aber nicht in der großen Gesellschaft; o, da kann sie gut die Dame spielen. Na, leid ist mir's

doch, daß sie nun nimmer herüberkommt; ihr lebhaftes, frisches Wesen paßte so gut zu uns, und die Mädchen hatten sie so lieb."

In diesem Augenblicke klopfte es an die Tür des Wohnzimmers, der junge Mann zuckte leicht zusammen, und sein Antlitz rötete sich. Kannte er das Klopfen?

„Herein!" rief die Doktorin.

„Da bring' ich die Treulose!" rief Trudchen und trat mit Leonie ins Zimmer.

„Na, sieht man dich endlich einmal wieder?" empfing Frau Wengler die so lange Ferngebliebene.

„Ja, gottlob, daß ich wieder da bin," sagte diese, sich froh in dem geliebten Raume umschauend. „Guten Tag, Tante Lotte! guten Tag, lieber Herr Doktor!" und mit den Worten reichte sie den beiden die Hand.

„Ei," sagte die Doktorin, „du strahlst ja vor Vergnügen; war die Spazierfahrt so wundervoll?"

Leonie sah die Sprechende verwundert an.

„Dieser da," erklärte Tante Lotte, auf Theodor zeigend, „hat dich im Schlitten gesehen, und da wundern wir uns, daß du schon wieder zurück bist."

„Ja," rief Leonie, „unserem Herrn Gaste behagte die Gegend so wenig, daß er meinte, es verlohne sich nicht der Mühe, die Zeit daran zu wenden, und so sind wir denn umgekehrt. — Aber, wie warm ist es hier! Da muß ich einen Augenblick Mantel und Pelzbarett abnehmen!" und das junge Mädchen entledigte sich des kostbaren Samtpelzes, den Trudchen vorsichtig über einen Stuhl legte.

„Bleibst du heute nun bei uns?" fragte sie Leonie.

„Ach nein," entgegnete diese seufzend, „ich muß bald nach Hause, um mich umzukleiden; wir fahren heute mit dem Russen ins Theater; es wird ein schönes Stück gegeben."

„Welches?" konnte sich Trude nicht enthalten zu fragen.

„‚Pariser Leben' von Offenbach; Herr Schwärzer, unser Petersburger Gast, meint, ich würde mich sehr dabei amüsieren, das sei etwas für mich."

„Dann kennt dieser Herr Sie nicht, mein Fräulein," mischte sich Theodor ernst in das Gespräch; „das Stück ist von der Art, daß, wenn ich eine Schwester hätte, ich niemals zugeben würde, daß sie es sähe. Ich hatte im vorigen Jahre Gelegenheit, es in Berlin kennen zu lernen; ein Freund veranlaßte mich dazu, ihn zu begleiten. Ich bin nicht prüde, aber dieses Stück hat einen widerlichen Eindruck auf mich gemacht; es ist frivol und gehaltlos; ich habe die Eltern nicht begriffen, die sich nicht entblödeten, ihre Töchter in ein solch erbärmliches Machwerk zu führen. — Nein, Fräulein Leonie, glauben Sie mir, das Stück paßt nicht für Sie."

„Aber wie abscheulich von einem Freunde eures Hauses, dir so etwas zu empfehlen," sagte die Doktorin, „am Ende kennt er es selber nicht."

„O doch, Tante Lotte, er hat es oft und in verschiedenen Städten gesehen; aber die Herren in der Gesellschaft haben einen eigenen Geschmack und einen weiten Begriff von Schicklichkeit! — Ich danke Ihnen, Herr Doktor, daß Sie mich gewarnt haben; ich werde einen Grund zu ersinnen wissen, heute daheimzubleiben."

„Aber dann kommst du doch zu uns herüber," bat Trudchen.

„Das wird nicht möglich sein," zweifelte Leonie, „denn Mama wird sicher wegen meiner Weigerung zürnen."

„Dann will ich nur gleich Thekla und Malchen holen, damit sie dich doch noch ein paar Augenblicke sehen." Die Kleine sprang fort.

„Theodor, der Onkel will dich sprechen," sagte die Doktorin, „sei so gut und suche ihn in seinem Zimmer auf, er wird dich nicht lange aufhalten."

„Im Augenblick, Tantchen! Leben Sie wohl, Fräulein Leonie, und zürnen Sie nicht, daß ich es wagte, Sie von einem Vergnügen zurückzuhalten!"

„Ich zürne nicht, Herr Doktor, im Gegenteil, es hat mich gefreut, daß Sie mir Sinn für etwas Besseres zutrauen. Ich danke Ihnen!" Noch einmal reichte Leonie dem jungen Mann herzlich die Hand, und dann ging Theodor zu seinem Onkel.

„So," sagte die Doktorin, „nun sind wir allein, nun setze dich und sag mir einmal, Leonie, was hat's für eine Bewandtnis mit dem Russen; gibt das wieder so eine Geschichte wie mit Oldenburg?"

„Nein, Tante Lotte," sagte das Mädchen trübe, „diesmal soll's Ernst werden, Herr Schwärzer will mich heiraten!"

„So? Hm, hm. Nun, und du, du liebst ihn, du wirst ihn natürlich nehmen!"

„Ach, Tante, nein, ich liebe ihn nicht, der langweilige, blasierte Mensch ist mir im Tode zuwider, aber —"

„Nun, aber?"

„Die Eltern wollen es, denn er ist sehr reich. Von deutschen Eltern in Petersburg geboren, ist er dort zum Kaufmannsstande gegangen und hat, wie Papa sagt, ein enormes Vermögen erworben, so daß das unserige nichts dagegen ist."

„Du würdest also eine brillante Partie machen?"

„Ja!" bestätigte Leonie. „Der Herr wenigstens wird nicht müde, das Glück seiner dereinstigen Frau auszumalen. Immer spricht er von den prachtvollen Equipagen, der schloßähnlichen Wohnung und dem reichen Luxus, mit welchem er sie zu umgeben gedenkt."

„Nun, und solche Aussichten sind wohl im stande, ein junges Mädchen zu verlocken," sagte mit prüfendem Blicke die Doktorin.

„Ja," antwortete Leonie und schaute die ältere Freundin mit ihren braunen Augen recht ehrlich an, „ja, Tante Lotte, früher war der Glanz, der Flitter der Welt das Wünschenswerteste in meinen Augen — aber jetzt ist das anders! Seit du mir erlaubt hast, dein liebes Haus zu besuchen, seit ich bei dir so gute Menschen kennen gelernt habe, seitdem weiß ich, daß man glücklich, sehr glücklich sein kann ohne großen Reichtum, daß die Stunden schneller, genußreicher verfliegen bei nützlicher Beschäftigung als im steten Trubel des Vergnügens — seitdem bin ich eine andere! — O, du glaubst nicht, Tante Lotte, wie sehr ich mich in diesen acht Tagen, in denen jede Stunde ein neues Vergnügen bezeichnete, gesehnt habe nach

deinem stillen Stübchen, nach einem Menschen von eurer Art! — Ich wäre trostlos, wenn ich mich dem Willen der Eltern fügen und diesen Mann heiraten müßte, der so hohl, so oberflächlich ist, den alles und jedes ermüdet und langweilt. Du solltest hören, Tante Lotte, wie rücksichtslos er über alles urteilt, was er hier sieht: „Meine liebe Vaterstadt ist ein erbärmliches Nest, unsere schöne, angestaunte Wohnung ist gegen seinen Palast nur ein Spielzeug, die Gesellschaften, in die Papa ihn führt, sind ihm nicht vornehm genug — kurz, immer und ewig weiß er zu tadeln! — Warum tadelt er nicht auch an mir? Warum mußte der Überlästige gerade an mir Gefallen finden? Und warum müssen meine Eltern seine Werbung unterstützen?!“

„Das, mein Kind, werden sie wohl am besten wissen; so reiche Freier finden sich nicht jeden Tag, und dein Papa und deine Mama wissen wohl, daß ihr verzogenes Töchterchen einen reichen Mann nötig hat.“

„O, ich glaube doch, daß ich mit einem Manne, den ich wirklich achten und lieben könnte, auch ohne Reichtum glücklicher wäre als mit einem Krösus, der mein Herz leer läßt und dessen blasiertes Wesen und leichtfertige Ansichten das bißchen Gute, das in mir ist, noch ersticken werden. Ach, Tante Lotte, ich bin recht unglücklich! Ich möchte so gerne meine Freiheit bewahren und fühle mich doch zu schwach, mich den Eltern zu widersetzen! — Du hast mir schon einmal recht geraten, o, hilf mir wieder und sage, was ich tun muß!“

„Mein liebes Kind, das kann ich nicht,“ sagte die Doktorin ernst, „in einer solchen Angelegenheit muß ein junges Mädchen sich selbst zu raten wissen und seinem eigenen Gefühle folgen. Schlecht würde es mir anstehen, mich zwischen dich und deine Eltern zu stellen, zumal da ich den Mann, den jene für dich auserwählt haben, ja gar nicht kenne.“

„O, er würde dir schlecht gefallen, Tante Lotte,“ erwiderte Leonie bitter; „du hast ein warmes Herz, und über seine Lippen geht kein warmes, herzliches Wort! Selbst mir gegenüber, die er doch liebt, wie er den Eltern gesagt — denn mit mir

hat er noch nicht darüber gesprochen —, selbst mir gegenüber hält er seinen hohen Ton fest, und durch alle Schmeicheleien klingt es immer durch: ‚Ich erwähle dich, du Glückliche!‘ O, ich bin manchmal so böse, so ungeduldig, daß ich geradezu sagen möchte: ‚Mein Herr Russe, Ihre Art zu werben ist mir zu barbarisch; bitte, kehren Sie um, und lassen Sie mich ungeschoren.‘ Aber ein Blick aus Papas oder Mamas Augen hält meine Zunge im Zaum und ich sehe die Stunde schon vor Augen, wo dieses Ungeheuer mich ‚Braut‘ nennen wird!“

„Leonie, bitte, komm herauf!“ rief jetzt Trudchens Stimme. „Thekla und Malchen können nicht gut hinunterkommen, sie haben an einer Überraschung für die Tante zu arbeiten.“

„Gut, daß du mir das gleich sagst,“ sagte lächelnd die Doktorin.

„Nun, du weißt ja nicht, was es ist,“ antwortete Trudchen; „bitte, Leonie, komm!“

Diese war zwar nicht in der Stimmung, auf die heitere Laune Trudchens einzugehen, aber sie wollte sich dem Kinde gegenüber nichts merken lassen und folgte ihr in das Stübchen der Schwestern, das im oberen Stocke lag.

Thekla und Malchen empfingen die lange Vermißte herzlich. Bei ihrer warmen Fröhlichkeit, ihrem freundschaftlichen Wesen wurde Leonies Herz wieder leichter, und sie gab den Schwestern das Wort, sie jedenfalls in ihrem Försterhause zu besuchen.

Thekla hatte einen schönen Lichtschirm für Tante Lotte zum Christfest gearbeitet und Malchen war eben dabei, um den Rand desselben einen Kranz von Weinblättern und Trauben zu schlingen, den sie mit gewohnter Kunstfertigkeit zusammengefügt hatte.

Leonie war entzückt über dieses kleine Kunstwerk, und die Güte der lieben Mädchen, deren größte Freude es war, andere zu erfreuen, rührte sie tief.

„Ach,“ rief sie aus, „ihr glaubt es nicht, wie wohl ich mich in eurer Nähe fühle, wie glücklich ich bin, euch kennen gelernt

zu haben! Von all meinen vielen Bekannten ist nicht eine im stande, mir das zu sein, was ihr mir geworden seid; euer Umgang ist mir so lieb, so wert, wie es der meiner Elisabeth war, von der ich euch schon so oft erzählt habe."

„Du kommst doch noch einmal herüber, ehe wir abreisen, Leonie, oder müssen wir jetzt schon Abschied voneinander nehmen?" fragte Thekla.

„Gewiß komme ich noch einmal, Herzens-Thekla; aber jetzt, jetzt ist's die höchste Zeit, daß ich aufbreche, Mama wird sonst schelten!"

„Ich begleite dich," sagte Trudchen, „wenigstens bis vor die Tür deines Hauses."

„Das ist lieb von dir, aber eile dich mit dem Ankleiden, ich gehe unterdessen, mir Mantel und Hut zu holen. Adieu, Thekla! adieu, liebes Malchen! Im Wohnzimmer werde ich dich erwarten, Trudchen!"

Leonie eilte die Treppe hinab und wollte eben aus dem kleinen Blumenkabinett in das Wohnzimmer treten, als sie die Stimme des jungen Doktors aus dem Zimmer der Tante vernahm. Das Blumenkabinett war von dem Nebengemache nur durch eine schwere wollene Portiere getrennt, durch welche hindurch Leonie deutlich das Gespräch der beiden vernehmen konnte.

„Mein Freund schreibt mir," sagte soeben die Stimme, die Leonie so gerne hörte, „daß unser guter alter Arzt in G. wohl kaum genesen werde, und daß ich viel Aussicht habe, als Ersatz für ihn gewählt zu werden. Wie gerne ich nun auch in meine Vaterstadt zurückkehren möchte, so wird es mir doch schwer werden, so bald vielleicht schon diesen Ort zu verlassen, der durch deine Güte, liebe Tante, mir zur zweiten Heimat wurde."

„Ja, ja, nun wird's wieder recht still werden in diesen alten Räumen," sagte die Doktorin fast traurig. „Die lieben Kinder reisen übermorgen fort, dann währt's nicht lange, da verläßt du uns auf immer und wir alten Leutchen sind dann einsam wie zuvor."

„Du hast deine kleine Nachbarin vergessen," antwortete Theodor leise; „das gute Mädchen hängt so aufrichtig an dir, daß es sicher oft zu dir herüberkommen wird."

„Ja, damit hat es auch ein Ende," fuhr die Doktorin fast unbewußt heraus. „Die geht ebenfalls weit fort von hier, die heiratet nach Petersburg."

„Wer sagt das?" fragte der junge Mann.

„Leonie selbst; der blasse Mann, den du heute im Schlitten mit ihr gesehen, ist der Russe, der sie zu holen kommt!"

„Ah, das ist eine neue, sehr überraschende Nachricht! Daher war Fräulein Leonie heute auch so heiter und froh; sicher liebt sie den Bräutigam?"

„Na, bis zur Brautschaft ist die Sache noch nicht gediehen," erzählte die Doktorin, „und das arme Ding tut mir herzlich leid, denn wie es sagt, ist ihm der Mann nichts weniger als angenehm. Aber die Eltern wollen die Partie, und da wird Leonie schwach genug sein, nachzugeben."

„Aber, Tante, wie ist es dir nur möglich, so ruhig über diese wichtige Angelegenheit zu sprechen, die über das Lebensglück des holdseligen Geschöpfs entscheidet? Wie kannst du dulden, daß es sich verhandeln läßt?"

„Du vergissest, Theodor, daß ich eine Fremde bin; wie kann ich das Kind gegen den Willen der Eltern aufreizen?" antwortete die Doktorin ernst. „Und wer sagt dir, daß Leonie nicht glücklich wird? Erzogen in Pracht, Nichtstun und Überfluß, wird sie vielleicht an dem glänzenden Lose Genüge finden, das jener Mann ihr zu bieten verspricht. In solchen Dingen, mein Sohn, muß man nie ein Wort dareinreden, da muß ein jedes Menschenkind wissen, was es zu tun hat. Ein rechtes Mädchen läßt sich nicht überreden und nicht zwingen, das fragt sein Herz, und billigt dieses die Wahl, so hat es Mut, dieselbe gegen die ganze Welt zu verteidigen! Ein rechtes Mädchen fühlt auch ganz von selbst, daß es sündigen hieße, wenn es das Höchste, das Gott ihm verlieh, seine Freiheit, sein Leben, an einen Mann knüpft, den es selber seiner Liebe unwert hält!

— Kann aber ein Mädchen wie Leonie, das der Himmel mit so vielen Gaben und so trefflichen Anlagen schmückte, sich entschließen, um eitler Güter willen ihre Hand zu vergeben, ohne daß ihr Herz dabei ist, nun so ist sie auch keines besseren Loses wert; ich aber habe mich getäuscht, als ich sie über ihrer Umgebung stehend wähnte, und ihre guten Eigenschaften waren dann nur eine glänzende Schale, mit der ihr eigentlicher Kern doch nichts zu tun hat."

„Tante Lotte, du sprichst heute scharf und bitter, urteilst härter, als ich es sonst an dir gewohnt bin," sagte mild, fast traurig der junge Mann. „Du mußt nicht gleich allen Glauben an das Gute einer Menschenseele verlieren, wenn sie eine Schwachheit begeht, und noch dazu eine kindliche Schwachheit, und sich aus Liebe zu den Eltern zu einem Schritt entschließt, den sie vielleicht ihr Leben lang büßen muß. — Wo soll das Weib die Stärke hernehmen, die dem Manne innewohnt? Erst die Liebe lehrt ein Weib, sich selbst verstehen und sich dem Zwange zu widersetzen. Leonies junges Herz kennt die Macht eines solchen Gefühls noch nicht, aus dem allein sie die Kraft nehmen könnte, den Eltern zu trotzen. Darum, Tante Lotte, wäre es besser gewesen, du hättest das junge Mädchen auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die in einer solchen Unterwerfung liegen, als daß du es gleich aufgegeben hast. — Auch kannst du ja nicht wissen, Tante," setzte hier der junge Mann gepreßt hinzu, „ob die bezweckte Ehe nicht noch einen anderen Grund hat als nur den, die Tochter glänzend zu versorgen. Nicht alles in der Welt ist Gold, was als solches erscheint; wie oft haben Kaufmannstöchter durch ein solches Opfer einen Vater gerettet, der nahe am Abgrunde war!"

„Nein, nein," fiel hastig die Doktorin ein, „davon ist hier keine Rede, ich weiß es ganz gewiß. Waldmann befindet sich in geordneten Verhältnissen; wäre Leonie eine solche Zumutung gemacht worden, sie hätte mir's angedeutet; das Mädchen ist zu offen, um mit irgend etwas hinter dem Berge zu halten! — Und wäre es so, wie du sagst, ich würde doch in jedem Falle gegen

eine solche Heirat sein. Die Eltern sind nicht berechtigt, das Lebensglück ihrer Kinder zum Opfer zu fordern; Gott vertraute ihnen dieses Pfand an, damit sie es erziehen zum Guten, es leiten zum Glücke, aber keineswegs, damit sie ihre zerrütteten Finanzen wieder zu neuer Verschwendung heben können. Das ist meine Meinung, Theodor. Ein Mädchen, das sich hingibt für schnöden Mammon, hat meine Liebe und meine Achtung verscherzt!"

Schwer und gewichtig fiel jedes Wort der braven Frau auf die lauschende Leonie, und sie dankte Gott, daß er sie Zeugin dieser Szene sein ließ, welche bestimmt war, den Kampf in ihrem Herzen zu enden, und ihr den Weg zeigte, den sie gehen mußte. Nicht wie Elisabeths Charakter war derjenige Leonies geschaffen; die innere Kraft, der feste Halt, den jene an sich selber fand, fehlten dem reichen Kinde, das im Strudel des weltlichen Treibens Denken und Erwägen nicht geübt hatte. Die Worte der Doktorin, die sie verehrte und liebte, klangen daher dem schwankenden Mädchen wie ein Orakel, dem es blindlings zu folgen gedachte.

Trudchens nahende Schritte erweckten die Lauschende aus ihrem Sinnen, hastig eilte sie der kleinen Freundin entgegen. „Du bist noch nicht zum Gehen bereit?" rief ihr diese entgegen, „o, und ich glaubte, du würdest mich schelten, daß ich dich so lange warten ließ."

„Trudchen, sei so gut und hole mir meinen Hut und den Mantel," bat Leonie.

„Warum willst du nicht selbst in das Wohnzimmer gehen?"

„Ich möchte mich nicht länger aufhalten," sagte Leonie ausweichend; „der Doktor ist da, und ich habe mich schon einmal von ihm verabschiedet."

Trudchen folgte der Bitte der Freundin, deren Wesen ihr heute so wunderbar aufgeregt vorkam wie nie, holte die gewünschten Sachen, und ein paar Augenblicke später schritten die Mädchen schon den Weg zu Waldmanns Hause entlang. Es war freilich ein seltsames Paar, das da so einträchtig neben-

einander ging, die reiche Tochter in dem prachtvollen Samtpelze und das Försterskind daneben in einem kurzen, etwas ausgewachsenen Mäntelchen und einem grünseidenen Schnürhütchen, wie es längst nicht mehr modisch und gebräuchlich war; die Putzmacherin auf dem Lande schien ein wenig in ihrer Kunst zurück zu sein, das aber bekümmerte Trudchen keinen Augenblick.

Wohl aber fühlte das einfache Kind recht gut, daß Leonie heute nicht so zutraulich war als sonst; es zerbrach sich den Kopf, was es denn sein könne, das so störend zwischen sie und die geliebte Nachbarin getreten war. — Größer aber sollte Trudchens Erstaunen noch werden, als Leonie vor der Tür ihres Hauses stehen blieb, ihre Hand nahm und wie nach einem festen Entschlusse freimütig sagte: „Liebe Trude, vergib mir, wenn ich dich heute nicht bitten kann, mit mir zu kommen, ich muß notwendig allein, ganz allein mit meinem Vater sprechen, und dies ist die einzige Stunde, wo ich ihn allein auf seinem Zimmer finde. Darum zürne mir nicht, später einmal werde ich dir meine Handlungsweise erklären. Jetzt lebe wohl. Morgen komme ich noch jedenfalls zu euch. Grüße die anderen!“

Trudchen trat ganz verwundert den Rückweg an; nicht daß Leonie sie von sich geschickt hatte, kränkte sie, denn sie sah wohl, daß es etwas Ernstes, Wichtiges sein müsse, was Leonie beschäftige; aber daß diese es ihr nicht anvertraute, daß sie ihr kein Vertrauen schenkte, das tat dem jungen Mädchen wehe. „Alle Welt behandelt mich wie ein Kind,“ sagte sie bei sich selber, „und ich bin kein Kind mehr; o, ich kann schweigen wie eine! und doch will kein Mensch mich zu seinem Vertrauten machen, und ich möchte doch gar so gerne eine Vertraute sein.“

Leonie eilte durch den Korridor, der geradeswegs in das Zimmer ihres Vaters führte; noch ehe sie dieses erreichte, trat ihr Herr Schwärzer entgegen und rief lustig lachend: „Ha, ha, Fräulein Waldmann, wollen Sie mir vielleicht erklären, wer dieses kleine Geschöpf, dieser Tintenwischer war, mit dem Sie so gemütlich den Weg heraufkamen?“

„Diese Erklärung ist leicht zu geben, mein Herr. Dieser

Tintenwischer war Trudchen Stieler, eine sehr gute Freundin von mir." Nachdem diese Worte von Leonie mit etwas gereiztem Tone und der besonderen Betonung des Wortes „Freundin" gesprochen waren, machte sie dem etwas verblüfft dastehenden Herrn Russen eine kurze Verbeugung und ging an ihm vorüber zu der Tür ihres Vaters, um auf sein „Herein!" in dessen Stube einzutreten.

Es war das Arbeitszimmer des Herrn Waldmann, in welches Leonie jetzt mit klopfendem Herzen eintrat. Herr Waldmann saß an seinem schönen, ausgelegten Arbeitstisch und schrieb. Verwundert schaute er auf.

„Leonie, du?" klang die erstaunte Frage. „Wie, und noch ohne Theatertoilette, was bedeutet das? Weißt du, daß der Wagen in zehn Minuten hier sein wird?"

„Ich weiß es, Papa, und gerade darum siehst du mich jetzt vor dir. Ich wollte dich um die Erlaubnis bitten, daheimbleiben zu dürfen!"

„Und warum?" fuhr Herr Waldmann auf.

„Einmal," sagte Leonie, „ist das Stück, das man heute gibt, unpassend für ein junges Mädchen, zumal wenn dieses in Gesellschaft eines jungen Herrn ist. Dieser Grund aber würde mir nichts helfen, ich weiß es, ihr würdet ihn kleinstädtisch, lächerlich finden. Ich sage dir daher gleich die wahre Ursache, Papa."

„Da bin ich neugierig!" brummte Herr Waldmann.

„Willst du mir einige Augenblicke schenken, Papa? willst du offen mit mir sein?"

„Das bin ich immer, wozu also diese Vorrede? Setze dich und mach es kurz, denn wir haben wenig Zeit."

„Ich werde kurz sein, Papa. — Also zuerst: was ist der Zweck, daß ich so viel mit Herrn Schwärzer zusammengeführt werde, wollt ihr mich an ihn verheiraten?"

Herr Waldmann sah seine Tochter bei dieser offenen, unverblümten Frage erstaunt an.

„Ich ahne nämlich, daß dem so ist," sagte Leonie, „die

Mama hat mir das deutlich genug zu verstehen gegeben; ich möchte es jedoch auch aus deinem Munde vernehmen, um zu wissen, woran ich bin."

„Nun ja, da du es also doch schon einmal weißt," lächelte Herr Waldmann wohlgefällig, „so kann ich dir sagen, daß dem so ist. Herr Schwärzer beabsichtigt, in diesen Tagen dir selbst seinen Antrag zu stellen."

„Und du wünschest, daß ich dem Herrn das Jawort gebe, Papa?"

„Das versteht sich von selbst. Eine solche Partie dürfte sich nicht zum zweiten Male bieten."

„Aber Papa, ich liebe diesen Mann nicht, er ist mir mehr als gleichgültig, sein blasiertes Wesen stößt mich förmlich zurück. Andert dies Geständnis nicht deine Absichten?"

„Nein, mein Kind," sagte Herr Waldmann ruhig, mit der überlegenen Miene eines Mannes von Welt, der alles besser versteht und dessen Ansichten vollkommen sind; „du sprichst, wie ein junges, unerfahrenes Mädchen es gewöhnlich tut. In deinem Alter ist es natürlich, daß man noch von Liebe, Sympathie und all dem Zeug träumt, welches man später belächelt, und das, wie man dann einsieht, nur in Romanen vorzukommen pflegt. Im wirklichen Leben, mein Kind, sind so sentimentale Ansichten nur störend und machen den Menschen unglücklich, indem sie ihn oft in Verhältnisse hineinziehen, die nachher zu tragen ihm schwer werden. Daher ist es vor allem die Pflicht sorgsamer Eltern, bei einer Verbindung ihrer Kinder zuerst auf die äußere Stellung zu sehen, die ihnen der Betreffende zu bieten vermag; ist diese nun gut oder gar glänzend, wie in diesem Falle, so kann kein Zweifel obwalten, ob für das Glück des Kindes Sorge getragen ist. — Du wirst eine reiche, beneidete Frau werden, Leonie, und das wird mich glücklich machen. Alle anderen Bedenken sind unnütz, und nur deine Jugend konnte sie zeitigen. Du wirst dich an deinen künftigen Gatten gewöhnen. An Glanz und Reichtum gewöhnt es sich, dächte ich, besser und leichter als an Sorge und Mühe. Daher

verliere kein Wort weiter, gehe und mache schnell deine Toilette, es ist die höchste Zeit, daß wir ins Theater fahren."

Leonie sah still vor sich nieder; die Erregung, die Überraschung über die kalten, herzlosen Worte des Vaters hatten ihr Antlitz höher gefärbt, ihre Lippen zitterten, und doch vermochte sie kein Wort über dieselben zu bringen.

Herr Waldmann sah erstaunt den Farbenwechsel auf dem Gesichte seiner Tochter. „Was ist dir, Leonie?" fragte er mit milderem Tonfall, „bist du krank?" Bei diesen Worten schlang er den Arm um sein Kind und blickte es angstvoll und besorgt an. Vor diesen freundlichen Blicken schmolz die Angst und die Beklommenheit, welche Leonies Seele erfüllte, in eine reiche Tränenflut, und sie legte ihr Haupt an die Schulter des Vaters und weinte wie ein Kind ihren Schmerz heftig aus.

„Aber, Mädchen, was soll das?" rief Herr Waldmann entsetzt, „man sollte denken, du seiest das unglücklichste Geschöpf auf der Welt, so mindestens stellst du dich an."

„Ich würde es werden, Vater, wenn du mich zwingst, die Hand dieses Mannes anzunehmen. Tue es nicht! Ich bin ja noch so jung, bin so gerne bei dir und Mama; warum wollt ihr mich mit Gewalt so frühe von euch stoßen? warum wollt ihr mich nicht in eurer Nähe behalten?"

„Aber Leonie, du kannst doch nicht ewig bei deinen Eltern bleiben; du weißt wohl, daß es die Bestimmung eines jeden Mädchens ist, einem Manne zu folgen."

„Wohl weiß ich das, Vater, es steht in der Bibel geschrieben: ‚Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhangen.' — Das aber, meine ich, kann man nur in dem Falle verlangen, wenn das Mädchen dem Manne gerne folgt. Wie aber könnt ihr von mir begehren, daß ich einem fremden Menschen, den ich nicht liebe, nicht schätze, ja nicht einmal leiden kann, folge in ein weites, fremdes Land? Daß ich seinetwegen andere Gewohnheiten, eine andere, fremdartige Lebensweise annehmen soll, daß ich Heimat, Freunde und auch meine Eltern verlassen soll, um in der Ferne grenzenlos elend

zu werden! Nein, Papa, du wirst mich nicht mit so vieler Liebe erzogen, so viel Güte an mich verschwendet haben, um mich nun mit Gewalt unglücklich zu machen, nur um den Triumph zu haben, daß deine Tochter noch vor dem vollendeten achtzehnten Jahre eine sogenannte brillante Partie gemacht hat. Du wirst mir diese Partie nicht aufzwingen, Papa!"

„Aber ich habe dieselbe so sehr gewünscht, mein Kind, habe große Hoffnungen darauf gebaut," sagte Herr Waldmann ernst.

„Hoffnungen?" fragte Leonie erschreckt und setzte dann mit leiser Stimme hinzu: „Es gäbe nur einen Fall, Vater, in dem ich Herrn Schwärzer meine Hand reichen würde."

„Und dieser Fall, meine Tochter?"

„Wäre — o, mein Gott, nein, das ist ja aber nicht möglich! — wäre, wenn du etwa, Papa, wie es oft ja schon selbst bei den größten Kaufleuten vorgekommen ist, durch falsche Spekulationen Geld verloren hättest und nun einem drohenden Unglück durch einen reichen Schwiegersohn zuvorkommen wolltest?"

„Wer hat dir eine solche Vermutung beigebracht? Wer hat es gewagt, meine Kreditfähigkeit zu bezweifeln?"

„Niemand, mein Vater, niemand!" antwortete Leonie schnell und beteuernd, als sie in die leidenschaftlich erregten Züge des Herrn Waldmann sah. „Ich selbst kam auf diesen Gedanken, als ich mich so bestürmt, so gezwungen sah; denn ich konnte mir nicht denken, daß liebende Eltern sich ohne Grund veranlaßt sehen sollten, ihr Kind ins Verderben zu treiben. — Aber ich habe mich getäuscht, mein Vater, nicht wahr? Du bist der reiche, beneidete Großhändler, und dein Kind hat nicht nötig, sich um des Mammons willen zu verkaufen? — O bitte, antworte mir, nimm diese Angst von meiner Seele!"

Herr Waldmann sah in das blasse, angstvolle Gesicht seines Kindes, welche Veränderung hatte dieses eine Gespräch auf den holden kindlichen Zügen hervorzubringen vermocht! Wie traurig blickten die dunkeln Augen durch große Tränen zu ihm bittend empor! Und der Gedanke durchzuckte das Herz des Geldmannes, daß so vielleicht sein heiteres Kind immer aus-

sehen würde, wenn er ihr geböte, seinem Willen zu folgen — nein, das sollte nicht sein!

„Sei ruhig, Leonie, dein Vater ist kein Tyrann," sagte er, indem er sich den perlenden Schweiß von der Stirn wischte, „du wirst zu nichts gezwungen werden, du sollst deinen freien Willen haben, denn ich, ich stehe auf festen Füßen und brauche ein Opfer meiner Tochter nicht!"

„O, gottlob, gottlob!" atmete Leonie erleichtert, „ich danke dir, mein Vater, ich danke dir!"

„Ich will nur wünschen, daß du die Zurückweisung des Herrn Schwärzer später einmal nicht bereust," setzte Herr Waldmann noch ernst hinzu. „Nicht lange währt es mehr, dann kommt deine Schwester aus der Pension nach Hause, dann seid ihr zwei heiratsfähige Töchter; Irma aber wird eine stolzere Schönheit werden, als du es bist; es könnte dir leicht geschehen, daß man dich neben der jüngeren Schwester übersähe."

„In Gottes Namen, mein Vater, das werde ich ertragen können, ich bin so eitel nicht, wie du glaubst, und besitze Selbsterkenntnis genug, einzusehen, daß alle die Huldigungen, welche mir in meinem kurzen Leben schon dargebracht worden sind, zum größten Teile eurer Tochter und nicht meiner kleinen Person galten. Aber das, Vater, betrübt mich keinen Augenblick; ich bin stolz genug, zu hoffen, daß ich jemand finden werde, der mich um meiner selbst willen liebt und nicht des Reichtums halber, den ihr gütig um mich her verbreitet. — Darf ich jetzt gehen, Papa? Und gibst du mir die Erlaubnis, heute von dem Theater fern bleiben zu dürfen?"

„Ja, gehe nur; mir bleibt ein schwerer Stand, deine Mutter zu beruhigen und dem armen Schwärzer einen Korb zu geben."

„O, Papa, du bist ja ein Meister in den Formen des Umgangs, es wird dir nicht allzu schwer werden, den Herrn Russen auf gute Manier los zu werden. Male mich ihm recht böse, recht schlimm, daß er am Ende Gott danken muß, daß ich ihm nicht in sein kaltes Vaterland folge! — Adieu, lieber, guter Papa, ich danke dir mein Lebensglück!"

Leichten Herzens schlüpfte Leonie zur Tür hinaus und schlich sich behutsam in ihr Zimmer; denn sie hegte Furcht, in diesem Augenblick ihrer Mutter zu begegnen, deren Heftigkeit sie kannte, und die, sie wußte es wohl, nicht so leicht zu überreden war, wo es galt, einem stolzen Plane zu entsagen, als der gemütvollere Vater, dessen Stolz schon es nie zugegeben hätte, daß man ihm ein Opfer bringe.

Klopfenden Herzens horchte Leonie auf jeden Fußtritt im Korridor; jeden Augenblick glaubte sie Frau Waldmann zürnend vor sich erscheinen zu sehen; aber alles blieb still, und nach einer Weile hörte sie den Wagen nach der Stadt zurollen.

Am anderen Morgen brachte Leonies Mädchen das Frühstück mit den Worten: „Der Herr sagten, das gnädige Fräulein mögen, da es sich gestern abend so unwohl fühlten, den ganzen Tag auf dem Zimmer bleiben!“

Leonie dankte dem Vater in ihrem Herzen für diese Anordnung, und als am Abend das Mädchen erzählte: „Der fremde Herr aus Rußland reisen soeben ab,“ da ward ihr Herz wieder leicht und frei, und zum ersten Male seit langer Zeit fand sie ein warmes, aufrichtiges Dankgebet zu Gott, der sie väterlich vor einer trostlosen, herzensleeren Zukunft beschützt hatte.

Im Försterhaus.

Kaum war es Leonie vergönnt gewesen, von ihren neuen Freundinnen Abschied zu nehmen, so wenig getraute sie sich in den ersten Tagen nach des Gastes schleuniger Abreise ins Doktorhaus hinüberzugehen; denn der Mutter Laune war entsetzlich, sie mißbilligte all und jeden Schritt, den Leonie tat. Am meisten aber mißfiel ihr der Umgang mit Frau Wengler. Die in einem Lieblingswunsche wieder einmal enttäuschte Frau betrachtete in ihrem Herzen die Doktorin als diejenige, welche

einen großen Teil an Leonies Entschließung trage, und daher war sie mehr denn je darauf bedacht, die Lieblingsgänge ihrer Tochter zu beschränken oder ganz zu hintertreiben. Die Schwestern waren recht betrübt, die liebgewonnene Freundin so spärlich bei sich sehen zu dürfen; aber Leonie tröstete sie und gelobte ihnen, nach Neujahr zum Besuche nach Buchenhain hinauszukommen, denn bis dahin, meinte sie, würde Mama wieder in gewohnter Weise gütig gegen sie sein.

So schnell, als Leonie gehofft, schlug die Stimmung der Mutter freilich nicht um; das Mädchen hatte schwer unter ihrem Grolle und aufgeregten Wesen zu leiden. Geduldig aber und gerne fügte sich die Tochter in alle Launen, war doch die drohende Wolke vorübergegangen, die ihre Freiheit zu vernichten gedroht hatte.

Ein ausdrückliches Verbot, welches Leonie ganz verhindern sollte, das ihr liebgewordene Haus zu besuchen, ließ Frau Waldmann nicht ergehen, davon hielt sie eine unerklärliche Scheu, eine unwillkürliche Achtung vor der Doktorin zurück, und somit fand Leonie doch hie und da Gelegenheit, ein paar genußreiche, liebe Stunden bei der mütterlichen Freundin zu verleben.

Allerdings hatte die eitle Mutter weniger Ursache als früher, auf die gefeierte Tochter stolz zu sein: Leonie eilte nicht mehr so gerne von einem Vergnügen zum anderen, fand nicht mehr ihr höchstes Glück darin, zu glänzen und zu prunken. Dank der Doktorin begannen andere Keime in dem Herzen des jungen Mädchens zu sprossen, Keime, deren Früchte Vervollkommnung und das Streben waren, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden.

Nicht mehr wie sonst saß Leonie stundenlang müßig der fleißigen Nachbarin gegenüber; unter der liebreichen Leitung Tante Lottes lernte sie kleine, nützliche Arbeiten vollbringen, deren Anfertigung ihr früher mühevoll und langweilig erschienen war.

Nicht so wie an dem ersten Abend, den sie bei der Doktorin

verlebte, empfand sie bei dem Vorlesen nur Genuß an der klangvollen Stimme Theodors; blieb ihr dieser Klang auch stets ein lieber, so lernte ihr Ohr doch bald, den Worten des Buches zu lauschen, und ihr reger Geist, dieselben aufzunehmen und zu begreifen.

Was Leonie damals an Trudchen so wunderbar, so fremd vorgekommen war, das Fragen, die Begierde, Unverstandenes zu erfassen, zu verstehen, das lernte sie nun selbst, und wie ein Kind im Vertrauen auf die alles wissende Gelehrsamkeit seines Lehrers um all und jedes fragt, so gewöhnte sich auch Leonie, stets von dem Doktor Belehrung und Aufklärung zu erbitten.

Wie gerne aber gewährte dieser dieselbe auch! Schien es nicht, als freue er sich innig über die wachsende Teilnahme, das stets regere Verständnis des vor kurzem noch so flüchtigen Mädchens? Und war es Leonie nicht in dem schlichten Hause, bei den drolligen Scherzen des alten Doktors, dem geraden biederen Wesen der Tante Lotte und der ruhigen, herzlichen Weise Theodors behaglicher als in den glänzenden Kreisen, deren Hohlheit und Herzensarmut jetzt erst ihrem Auge verständlich waren?

Ja, andere, ungekannte Saiten wurden durch diesen Umgang in Leonies Brust berührt und oft, wenn sie sich bei diesen harmlosen Freuden so ruhig, glücklich, so zufrieden fühlte, dann sah sie ein, wie wenig sie bisher des Lebens wahren Wert und Genuß kennen und schätzen gelernt hatte. Ihr war's, als wenn ein Schleier, der lange mit seinem Flor ihre Augen verdüsterte, plötzlich von ihnen entfernt sei, als sähe sie jetzt erst Gottes Welt, wie sie geschaffen war und nicht, wie sie die Menschen umgeschaffen und verkrüppelt haben.

In dieser Stimmung war der Briefwechsel mit Elisabeth eine wahre Notwendigkeit für Leonie geworden; früher hatte sie nur aus Anhänglichkeit, aus Gewohnheit an dieselbe geschrieben, aber doch kein rechtes Verständnis für der Freundin Anschauungen und Auffassungen gehabt; die Briefe der Fernen waren ihr inhaltsleer vorgekommen und das Leben der-

selben öde und einförmig. Jetzt war das alles anders. — Wenn Leonie nun aufmerksam die vielen Blätter durchging, welche der Freundin treue Hand ihr gesendet, da hatten sie einen anderen Wert, eine andere Bedeutung, da deuchte ihr, dieselben wären mit lebendigen Buchstaben geschrieben, und sie freute sich an Elisabeths Streben und sah bewundernd auf ihre Ausdauer und Fortschritte.

„Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über," so sagt ein altes, wahres Sprichwort. Da Leonie häufiger als sonst an Elisabeth dachte, so war es ganz natürlich, daß sie von ihr bei der Doktorin erzählte. Und da fand sich eine angenehme Überraschung für Leonie: der angebetete Lehrer in der Residenz, der hochberühmte Doktor Stein war aus demselben Städtchen wie Theodor Jansen gebürtig, beide kannten und liebten sich in herzlicher Freundschaft. Leonie freute sich innig über diese Entdeckung und in einem ihrer nächsten Briefe schrieb sie an Elisabeth: „Du mußt nicht denken, Elise, daß ich mein Leben nur in Gesellschaft von Rittern verbringe, deren Feld der Parkettboden des Tanzsaales ist, auf dem allein sie zu glänzen vermögen; mein gutes Geschick hat mich mit gediegeneren Menschen zusammengeführt. Von diesen hebe ich Dir hauptsächlich einen jungen Arzt, sein Name ist Theodor Jansen, hervor; das Beste, was ich Dir wohl zu seiner Empfehlung sagen kann, ist: er ist Deines verehrten Lehrers Freund und ihm geistesverwandt." — So schrieb Leonie, und wie sie schrieb, also dachte sie auch über den jungen Hausfreund der Doktorin.

* * *

Das Weihnachtsfest war vorüber. Stiller als sonst waren diese schönen Tage in dem Waldmannschen Hause vorübergegangen; Irma war noch in der Pension in Straßburg, wohin man sie auf ihre dringende Bitte fast schon vor einem Jahre geschickt hatte, und Leonie hatte nicht den vierten Teil der Wünsche ausgesprochen wie in früheren Jahren.

Leonie war auch in diesem Jahre die gefeiertste der Tänze-

rinnen; der Korb, den sie dem Russen gegeben, verlieh ihr einen neuen Reiz in den Augen der jungen Männerwelt, für die ja der Wert eines Mädchens mit der Schwierigkeit, es zu erreichen, wächst.

Frau Waldmanns mütterlicher Stolz hatte es sich nicht nehmen lassen, überall unter dem Siegel der Verschwiegenheit von dem glänzenden Antrage zu erzählen, den ihre Tochter verworfen, und so mußte diese denn zu ihrem Verdruß erfahren, daß die ganze Stadt von dieser Angelegenheit unterrichtet war.

Obgleich Leonie scheinbar tanzte, plauderte und lachte wie bisher, so war ihr Gemüt doch nicht mehr so wie sonst dabei beteiligt; weniger flossen die scherzenden Worte, die kleinen Neckereien von ihren Lippen, ihr ganzes Wesen war ernster, gehaltvoller geworden.

Gehorsam aber folgte sie der vergnügungssüchtigen Mutter zu Anfang des neuen Jahres auf alle Feste, sich durch diese Nachgiebigkeit die Erlaubnis erwerbend, die Einladung der Freundinnen aus Buchenhain annehmen zu dürfen.

Obgleich Frau Waldmann den Einfall der Tochter, mitten im Winter aufs Land hinauszugehen, höchst sonderbar fand, so hatte sie doch am Ende keine Widersprüche mehr, und Anfang Februar fuhr der gute alte Doktor Wengler Leonie selbst in seinem Schlitten nach dem drei Meilen entfernten Buchenhain.

Die Doktorin freute sich herzlich dieses kleinen Ausflugs; ihr Abschied von Leonie war zärtlich, und sie sagte: „Ich bin überzeugt, mein Kind, du wirst dich in dem gastlichen Hause meines alten Freundes wohlfühlen, und den Gewinn einsehen, den uns das Beisammensein mit guten, warmen Menschenseelen bringt. Wir werden uns in Buchenhain wiedersehen, mein Herzchen; am zwölften Februar ist der Geburtsag des Oberförsters; da pflege ich gewöhnlich mit meinem Alten hinauszufahren, und diesmal tue ich es sicher; leicht möglich bringe ich euch dann noch einen jüngeren Gesellschafter mit."

„Wen, Tante Lotte?“ fragte Leonie gespannt.

„Den Theodor!“ sagte die Doktorin und fügte leise und verschmitzt lächelnd hinzu: „Ich habe so meine kleinen Plänchen, die Thekla und der Theodor, das wäre so ein Paar nach meinem Herzen. Wie, meinst du nicht auch?“

Auf diese Frage nickte Leonie mechanisch mit dem Kopfe, aber die Worte der alten Freundin hatten sich schwer auf das Herz des jungen Mädchens gelegt; plötzlich erschien ihm die kleine Reise nach Buchenhain nicht halb so wünschenswert mehr als vorhin, und der Doktor machte mehr denn einmal seiner Gefährtin Vorwürfe über ihre ungewohnte Schweigsamkeit.

Im Forsthause selbst war der Jubel groß, mit welchem die Gäste empfangen wurden; der Oberförster selbst, ein alter, aber frischer Herr mit roten Backen und immer heiterem Humor, begann alsbald dem „reizenden Stadtdämchen“ manche Aufmerksamkeit zu sagen, und Leonie befand sich noch keine Stunde im Hause, als sie mit dem Oberhaupt desselben schon ein Herz und eine Seele war. Herr Stieler führte sie im ganzen Hause umher, zeigte ihr seine Herrlichkeiten: die prächtigen Geweihe, Büchsen und all den Jägerschmuck, der die Wände seines Zimmers zierte und auf welchen der Förster so stolz war wie etwa Herr Waldmann auf seine maurische Villa. Leonie tat ihm den Gefallen und wunderte und freute sich über alles, wie ihr denn überhaupt die seltene Gabe zu eigen war, auf eines jeden Gedanken und Gespräche mit Ungezwungenheit einzugehen. Diese Gabe, die aus der großen Natürlichkeit des jungen Mädchens entsprang, war es auch hauptsächlich, die ihr so schnell die Herzen der Menschen gewann. Das Gegenstück zu dem heiteren, lebensfrohen Förster gab seine Frau: die Försterin war seit längerer Zeit leidend und mußte oft arge Schmerzen ertragen; es war die Gicht, welche die arme Frau fast beständig an den Lehnstuhl fesselte, und die kleine, gekrümmte Gestalt der Kranken rief bei der gefühlvollen Leonie ein Gefühl aufrichtigen Mitleids hervor. Dieses Mitleid freilich hielt nicht lange an, denn auf dem blassen Antlitze Frau

Stielers spiegelte sich eine so klare Ruhe, eine so gottergebene Zufriedenheit wider, daß das Gefühl der Teilnahme bald in Bewunderung vor dem starken Geiste der Frau, die mit so christlicher Demut, so sanfter Unterwerfung das Leiden ertrug, das Gott ihr auferlegt, dahinschwinden mußte. Nie wurde die Kranke je den Gesunden mit ihren Klagen, ihren Seufzern zur Last, ein freundliches Wort behielt sie für jeden, und das Streben ihrer drei jugendlichen Töchter begleitete die Mutter von ihrem Stuhle aus mit dem wärmsten Interesse.

So war auch das Stübchen der Försterin der gewöhnliche Sammelplatz in den Feierstündchen; da wurden die kleinen Ereignisse des Tages durchgesprochen und geprüft, da spielten und sangen die Mädchen der Mutter Lieblingsweisen.

Noch nie im Leben war das Band, das Mutter und Kinder verknüpfte, Leonie so heilig, so wundervoll erschienen als hier in dem einsamen Waldhaus; schienen doch die drei Mädchen nur bemüht, für die Mutter zu denken, sie zu erfreuen!

Wie ward die wilde Trude so sanft, wenn sie sich der geliebten Kranken nahte! mit wie sorglicher Hand verstand das lebhafte Kind die Kissen zurechtzulegen! wie glühte sein Antlitz vor Freude, wenn es ihm gelungen war, eine leichte schmackhafte Speise zu bereiten, die der Mutter mundete!

Und saß die arme Gefesselte nicht wie in einem Blumengarten? Erzogen nicht alle drei Töchter sorgsam die blühenden Hyazinthen, Tulpen und Primeln, um der Mutter den Lenz hervorzuzaubern?

Ja, die arme Kranke war glücklich! Glücklich durch die Liebe, die zarte Sorgfalt ihrer Kinder, glücklich durch die fromme Ergebung ihres Gemüts! Und wieder hatte Leonie, wie in dem Hause der Doktorin ein Bild vor Augen, das ihr zeigte, es gäbe ein Glück auch ohne Reichtum, ein Glück, wie es alle Schätze der Welt nicht zu erkaufen vermögen.

Und sie gedachte der Worte ihres ernsten Lehrers: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele.“ Und nicht mehr wie

damals an dem Tage des Austritts aus der Schule zuckte es spöttisch um ihre Lippen — nein, demütig betete sie: „Laß mich alle Güter dieser Welt verlieren, mein himmlischer Vater, aber laß mich keinen Schaden an meiner Seele nehmen, laß mich diesen guten, harmlosen Menschen gleich werden!“

Wer es Leonie noch vor einem Jahre gesagt hätte, daß sie, die gewohnt war, von Fest zu Fest, von Vergnügen zu Vergnügen zu eilen, es aushalten würde, mitten im Winter in einem einsamen Waldhaus zu verweilen, und gerne darin zu weilen, den würde sie ungläubig angelächelt haben. — Und nun — o, wie wohl fühlte sich das reiche Kind in dieser einfachen Umgebung, mit Interesse verfolgte sie alle Beschäftigungen ihrer Freundinnen, welche die Wirtschaftslast unter sich teilten.

Mit Beschämung gestand sich Leonie ein, wie wenig sie bisher von den Geschäften verstanden hatte, die einem Weibe obliegen oder die es zum mindesten verstehen muß, um einst die Dienerschaft überwachen zu können und dieser nicht zum Gespött zu dienen. Es war eine der Ansichten Frau Waldmanns, daß ein reiches Mädchen ihrer Würde etwas vergäbe, wenn es sich um irgendwelche Haushaltungsgeschäfte bekümmere, und so war Leonie in diesen Dingen unwissend wie ein Kind.

Mit großem Eifer und Vergnügen aber ließ sie es sich jetzt angelegen sein, von den Kenntnissen ihrer Freundinnen zu profitieren, und es machte ihr vielen Spaß, in einem der sauberen Leinwandröckchen, welches die Försterstöchter im Hause zu tragen pflegten, diesen zu helfen, und den ersten Pfannkuchen, den Leonie selbst gebacken, trug sie mit stolzer Freude zu der lieben Försterin.

Aber nicht nur in den praktischen Dingen waren die Mädchen für das reiche Stadtkind ein Vorbild: wenn Thekla, am Klaviere sitzend, ihre Stimme erhob zu irgend einem Chorale oder einem lieben Liede, da horchte Leonie aufmerksam zu und verschmähte es nicht, die kunstlose Sängerin zu bitten, sie diese Weisen auf dieselbe Art singen zu lehren.

Gerne entsprach Thekla dem Wunsche der jungen Freundin,

und es wurde beiden ein herzlicher Genuß, ihre Stimmen zusammen zu erheben, und die Lehrerin erstaunte über die rasche Auffassung der Schülerin. — Je mehr Leonie Theklas edle Weiblichkeit, ihren gebildeten Geist kennen und verstehen lernte, je mehr liebte sie dieselbe, und in ihrem Innern mußte sie wohl der Doktorin recht geben, die in Thekla eine passende Gefährtin für ihren Liebling sah, obwohl dieser Gedanke Leonie, sie wußte selbst nicht warum, sehr schmerzlich war.

Eines Abends, an welchem man sich des größeren Leidens der Mutter halber früher als gewöhnlich zurückzog, begleitete Thekla Leonie auf ihr Zimmer, um noch ein wenig zusammen zu plaudern.

„Bis jetzt, liebe Leonie," nahm Thekla das Wort, „hast du nur unser einförmiges Stillleben kennen gelernt, und es war sehr freundlich von dir, dich von diesem so befriedigt zu zeigen. Nun aber, mein Herz, sollst du auch ein Fest mit uns durchleben und ein großes Fest — des Vaters Geburtstag! An diesem Tage versammelt sich die ganze weitere Nachbarschaft bei uns und es gibt schon vorher viel für uns zu tun, an dem lieben Tage aber erfüllt ein heiteres Treiben die stillen Wände unseres Waldhauses. Mütterchen selbst, wenn es ihre Gesundheit gestattet, sieht ein Weilchen dem bunten Leben zu und duldet es niemals, daß wir ihretwegen die Feier des Tages verschieben oder gar aufheben. — Da bin ich nun begierig, Leonie, was du zu unserem ländlichen Verkehr und zu dem kleinen Feste selbst sagen wirst. Du bist andere Kreise gewöhnt, es wird dir manches wunderbar und fremd erscheinen."

„Das fürchte ich nicht," antwortete Leonie innig; „die Menschen, die ihr euch zum Umgang auserwählt habt, müssen lieb sein, davon bin ich überzeugt. Zudem," setzte sie etwas zögernd hinzu, „erwartet ihr ja auch Besuch aus der Stadt."

„Wie in jedem Jahre," gab Thekla ruhig zurück, „der Doktor und Tante Lotte dürfen uns nicht fehlen."

„Dieses Mal aber kommen sie nicht allein," sagte Leonie, indem sie Thekla prüfend betrachtete, „sie bringen ihren jungen Freund hierher."

„Ich weiß es," erwiderte Thekla mit ruhiger Freude, „und ich freue mich dessen, denn wir schätzen Herrn Theodor Jansen ungemein."

„Wie zurückhaltend, wie kühl du sprichst," antwortete Leonie mit Vorwurf, „mir könntest du wohl mehr sagen."

„Und was?" fragte Thekla verwundert.

„Nun, so wisse denn, Tante Lotte selbst hat mir gesagt, daß sie wünsche, daß du und ihr junger Freund ein Paar werden möchtet."

„Das hat die Tante gesagt?" fragte Thekla ein wenig verlegen errötend. „O, davon kann keine Rede sein."

„Wieso? Glaubst du, daß der Doktor dich nicht liebt?"

„Ich weiß es nicht, aber er hat mir zum mindesten niemals Gelegenheit zu solchen Gedanken gegeben. Auch wäre es bei mir vergebens gewesen, mein Los für die Zukunft ist geworfen."

„Wie? Du liebst Theodor nicht, gewiß nicht?" rief Leonie glühend. „O, das ist schön, das ist lieb von dir!"

„Was hast du, was bringt dich in solche Erregung?"

„O nichts, nichts!" stammelte Leonie verlegen, „ich hatte nur gedacht, daß ich dich ja verlieren müßte, wenn du Herrn Jansens Gattin würdest, denn der — bleibt nicht hier."

„Nein, er geht nach dem schönen Rheine zurück, ich aber, Leonie, ich bleibe hier, ganz nahe bei meinem Vaterhause."

„Das weißt du so gewiß?"

„Ja!" nickte Thekla und sagte dann mit leiser, tief bewegter Stimme: „Seit dem Christabend bin ich mit dem Adjunkten Heinrich Brandau im benachbarten Buchendorf versprochen. Sein Vorgesetzter ist alt, in ein oder zwei Jahren legt er sein Amt nieder, das meinem Heinrich gewiß ist. Ich sehe meinen Lieblingswunsch erfüllt und bleibe nahe bei meiner lieben Heimat und den Eltern."

„O, und das hast du mir verschweigen können?" fragte Leonie mit Vorwurf.

„Mein Vater selbst will alle Freunde mit dieser Nachricht

überraschen," sagte Thekla, „an seinem Geburtsabend wird er ihnen die Verlobung mitteilen. Dir aber mußte ich es heute schon sagen, da unser Gespräch sich so gab. — Nun glaubst du doch sicher nicht mehr, daß ich Theodor Jansen liebe?"

„O gewiß nicht! — Gott segne dich, meine Thekla, und gebe dir alles Glück, das du verdienst! Du liebst deinen Bräutigam schon lange?"

„Sehr lange, seit ich ihn kenne, und das sind jetzt zehn Jahre; als ich ihn zum ersten Male sah, war ich ein Kind von zwölf Jahren."

„Und so lange liebt er dich auch?"

Thekla bejahte.

„Nun, dann könnt ihr sagen, es ist eine alte, alte Liebe. Ihr habt viel Ausdauer gehabt, ich glaube, die hätte ich nicht; wer weiß, ob ich überhaupt jemals zum Lieben komme."

„Nun, dazu kommst du sicher," lächelte Thekla, „erinnerst du dich noch jenes ersten Abends bei der Doktorin? Da sagte Trudchen in ihrem Übermut, du müßtest eine reiche Frau werden! Nun siehst du, so wird es auch kommen, leicht möglich führt dich noch ein Graf einst heim."

„O Thekla," rief Leonie ernst, „spotte nicht! Solche Worte aus deinem Munde verletzen mich mehr, als ich dir sagen kann; sie zeigen mir, daß auch du glaubst, der Reichtum sei mein einziger Götze — und dem ist nicht so! Wünsche mir lieber, daß Gott mir so gnädig ist wie dir, daß er mir auch einst den Mann gibt, den ich lieben werde."

„Nun wohl, Leonie, das wünsche ich dir von Herzen; aber noch bist du zu jung, noch kannst du ein wenig warten, du liebes Kind!"

Thekla küßte die Freundin zur guten Nacht und ließ sie allein.

Leonies Gedanken blieben heute ernster als sonst: „Alle Welt glaubt," sprach sie bei sich selber, „ich könne nur im Glanze glücklich sein! Ob die Welt recht hat? — Nein, nein, mein Herz sagt es mir, daß ich mit dem Manne, den ich

aus tiefster Seele achten und verehren könnte, glücklich wäre und zufrieden, auch ohne den Flitter des Lebens!“

So dachte dies junge, verwöhnte Menschenkind. Ob es recht hatte, sich besser kannte, als alle die anderen, das — wird die Zukunft lehren!

* * *

Die zwei letzten Tage vor dem Geburtstag des Oberförsters vergingen den Mädchen in vielfacher Arbeit; eine alte Base der Försterin war gekommen und hatte das Hauptregiment in der Küche übernommen und dabei wurde sie fleißig von der flinken Trude unterstützt, der sich mit Eifer und redlichem Willen Leonie beigesellte. Ei, wie hätten die Salonlöwen des kleinen Städtchens B..... gestaunt, wenn sie ihre Ballkönigin also vor sich gesehen hätten!

Ein blau und weiß gestreiftes Leinwandkleid von Trudchen ging ihr nur bis zu den kleinen, mit schwarzen Stiefelchen bekleideten Füßen und ließ die Arme gänzlich frei; ein weißes Latzschürzchen war darüber gebunden und verlieh der Erscheinung Leonies ein ganz ungewöhnliches, wirtschaftliches Ansehen. Um ihre wild flatternden Locken hatte sie ein weißes Tüchelchen gebunden, damit der Mehlstaub sie nicht beschädige, und ihre Wangen glühten vor Freude und Vergnügen über das glückliche Gelingen der ungewohnten Arbeit.

Was hatte Leonie nicht zu lernen und zu begreifen! Und wie gut ging es damit! Trudchen hatte sich nur immer in Ausrufungen der Verwunderung über die schnelle Auffassung und das wirtschaftliche Talent Leonies zu ergehen; so kam es, daß beide Mädchen sich unendlich vergnügt bei ihrer Arbeit fühlten; während Trude den Kuchenteig rollte, Leonie ihn mit den Formen ausstach, sangen beide mit ihren hellen Stimmen fröhliche Lieder.

Während sie so im Gefühle ihrer Würde munter unter der Aufsicht der Base herumwirtschafteten, hörten sie auf einmal ein helles Lachen und ein erstauntes „Ah!“ hinter sich.

Beide kehrten sich um und da stand der Oberförster mit — Herrn Theodor Jansen.

Ja, das war richtig der Doktorin junger Freund, der verwundert die jungen Mädchen in ihrem Wirtschaftsornat bei ihrer Tätigkeit überraschte.

„Herr Theodor?“ schrie Trude, „ja, richtig! Juchhe, da ist der junge Herr Doktor! Sie sind der erste Gast; nun sollen Sie auch das größte Zuckerherz von allen haben, die wir gebacken!“

„Guten Tag, Herr Doktor‘“ flüsterte Leonie leise und wollte eiligst zur Tür hinausschlüpfen. Aber da hielt sie der Oberförster fest. „Nichts da, hier geblieben!“ rief er lachend. „Schämt sich das Fräulein Prinzeßlein, hier als Aschenputtel überrascht zu werden? Ja, ja, der Doktor soll sehen, wie schlecht meine Kinder mit ihrem Gaste umgehen, zu welch furchtbaren Arbeiten sie das arme Kind hier veranlassen! Sehen Sie nur, Doktorchen, sieht es nicht schon ganz elend aus?“

Unwillkürlich blieb der Blick des jungen Mannes lange auf den in der Fülle der Anmut und Gesundheit prangenden Zügen des jungen Mädchens haften, das in der Verlegenheit rasch das weiße Tüchelchen vom Kopfe zog und das schöne Haar so seiner Fesseln befreite.

„Ich vermag auf diesen Zügen nur Freude, Vergnügen und Lebenslust zu lesen,“ sagte Theodor; „ich sehe wohl, man hat uns arme Städter nicht vermißt.“

„Es ist so hübsch hier!“ erwiderte Leonie, um doch etwas zu sagen, erspähte aber dabei den ersten günstigen Moment, in ihr Zimmer hinaufzueilen, und sich in eine schicklichere Kleidung zu werfen, indes Trudchen ganz ungeniert in ihrer Arbeit fortfuhr, die sie für heute schon ohne Leonies Hilfe beenden mußte.

Wie merkwürdig war es mit dieser doch, gewiß hatte sie sich auf die Ankunft des jungen Mannes, wie alle, gefreut, und nun er gekommen, war ihr zu Mute, als hätte sich ein Alp auf ihre Brust gelegt, und sie, die in der größten Gesell-

schaft niemals auch nur einen Augenblick schüchtern gewesen, fühlte sich diesem schlichten Manne gegenüber befangen, und ihr ganzes Wesen wurde unsicher und stiller.

Da Leonie nun aber gar zu gerne den Grund von der frühen Ankunft des Gastes erfahren wollte, so faßte sie sich ein Herz und ging hinunter zu der Försterin. Dort saß der Angekommene in traulichem Gespräche bei dem alten Ehepaar, das er bereits von früheren Besuchen her kennen und schätzen gelernt hatte.

Der Oberförster war gerade dabei, zu erzählen, wie er seinen Gast getroffen und mit heimgebracht habe. „Ich hatte in Buchendorf zu tun," sagte er, „und als ich dort ankam, hörte ich von einer bösen Begebenheit sprechen, welche einem der Ortsbewohner passiert war. Ein armer Holzspälter, Brandner mit Namen, war, wie gewöhnlich, in den Wald gegangen, sein saures Tagewerk zu verrichten, als sich ihm zwei wild aussehende Männer näherten; denn die Gegend wimmelt noch immer von dem fremden Volk, das jetzt, da die Eisenbahnarbeiten der Kälte wegen unterbrochen sind, arbeitslos und freibeuternd umherstreift. Die zwei Kerle begannen mit dem Brandner einen Streit, sie forderten seine Barschaft, und als er diese heftig und gereizt, wie der Mann ist, verweigerte, und die Frechen ‚Lumpen und Gesindel' nannte, da riß ihm unerwartet und blitzesschnell der eine der Umherstreicher die eigene Axt aus der Hand und versetzte dem Überraschten einen Schlag mit der stumpfen Seite derselben, daß er besinnungslos und blutend zu Boden stürzte. Zum Glücke fanden ein paar Bauern den Mißhandelten, nachdem die Täter lange entflohen waren und der Amtmann selbst schickte einen Boten nach der Stadt, um einen Arzt zu holen. Dieser nun, der früher Soldat gewesen war, glaubte am besten zu tun, wenn er den Militärarzt bäte, ihm zu folgen. Unser junger Freund hier war gleich dazu bereit, und so kam es, daß ich ihn in Buchendorf fand, wo man mir nicht Gutes genug über seine Umsicht und Sorglichkeit für den Schwerverletzten berichten konnte.

Da der Tag nun aber aufregend genug für Herrn Jansen gewesen ist, so bat ich ihn, mit mir zu kommen, statt den weiten Weg nach der Stadt zurückzulegen, da er ohnedies versprochen hatte, morgen unser Gast zu sein. Und so habe ich ihn denn durch mein Zureden bestimmt, mir zu folgen."

„Was ich umso eher konnte," fiel Theodor ein, „als heute abend ein längerer Diensturlaub für mich anbricht."

„Aber wo in aller Welt bleiben denn die Mädchen?" fragte der Oberförster, „will denn niemand für eine Erfrischung sorgen?"

„Ihre Töchter sind gar zu sehr beschäftigt," entschuldigte Leonie und schlüpfte zur Tür hinaus. In der Küche braute die Base bereits den Kaffee, und Trudchen hatte auf ein Tellerchen die besten der fertigen Kuchen gelegt, sie dem gern gesehenen Gaste zu bringen.

„O, bitte, laß mich die Herren bedienen!" bat Leonie. Zierlich deckte sie im Wohnzimmer ein Tischchen, stellte nach Trudchens Anordnung das beste Kaffeegeschirr des Hauses darauf, ordnete Tassen und Backwerk und schmückte den Tisch mit blühenden Hyazinthen; rückte dann auch Zigarrenbecher und Feuerzeug zurecht, ganz so, wie sie es die Töchter des Hauses dem lieben Vater zur Behaglichkeit hatte tun sehen.

Dann rief sie die Herren, die vergnügt herbeikamen.

„Ah, wie hübsch das ist," sagte Theodor; „das haben wohl Feenhände so schnell für uns bereitet?"

Leonie errötete vor Freude und Verlegenheit, aber Trudchen streckte den Kopf durch die Tür und rief: „Bedanken Sie sich bei Leonie, Herr Doktor, der war nichts gut genug, und alle meine Kuchen hat sie mir für Sie fortnehmen wollen."

„Ist das wahr?" fragte Theodor das junge Mädchen mit einem warmen Blicke.

Leonie nahm sich zusammen, und ihrer Verwirrung Herr werdend, sagte sie scherzhaft: „Nun sicher, nach einem so weiten Wege denke ich mir Ihren Appetit auch groß. — Darf ich den Herren Kaffee einschenken?"

„Ich bitte darum, kleine Hebe," rief fröhlich der alte Förster, „und ich werde ihn für Nektar trinken!"

Leonie lachte und machte die Honneurs am Kaffeetische zu der beiden vollster Zufriedenheit; der Herr des Hauses erklärte, so gut hätte ihm noch kein Kaffee geschmeckt, und Theodor, der zwar nicht gewohnt war, seine Gedanken so ungeschminkt wiederzugeben, mochte wohl eine ähnliche Ansicht haben, denn er war so lieb und freundlich, wie er es sonst nur in der Nähe seiner Tante Lotte sein konnte.

Später, am Abend, erschienen die Töchter des Hauses, nachdem sie die Arbeitskleider mit einfacher Gesellschaftstoilette vertauscht hatten, und man verlebte nun ein paar hübsche, gemütliche Stunden, in denen Leonie ihre Befangenheit so von sich abstreifte, daß sie auf Theklas Wunsch eines der sinnigen Lieder sang, die sie bei dieser gelernt hatte. Der junge Gast gehörte nun nicht zu der Sorte von Menschen, die sich, entzückt über eine derartige Leistung, in schönen Worten auszusprechen weiß: aber Leonie sah an dem tiefen Glanz seines Auges, an der Miene, mit der er still dem Gesange lauschte, daß auch er ein Freund der Musik und des Gesanges und daß er mit ihrem Vortrag zufrieden sei, und dies freute sie mehr, als es der Beifall einer großen Versammlung getan hätte.

Da man am anderen Abend voraussichtlich lange aufbleiben wollte, so trennte man sich früh. Als Leonie sich zur Ruhe begab, spürte sie nichts von dem Gefühle der Angstlichkeit, das sich sonst wohl in dem einsamen Waldhause Nachts in ihr Herz schleichen wollte; ruhig und vertrauensvoll legte sie heute ihr Haupt zum Schlummer nieder. Das mußte doch wohl der junge Ritter machen, den sie neben dem Oberförster als Beschützer des Hauses wußte!

Der Geburtstagsmorgen brach an, die winterliche Sonne erhob sich klar und ließ den Schnee der Waldpfade wie mit tausend silbernen Sternchen übersät blitzen, indes die nackten Zweige der Buchen, welche rings um das Haus standen und ihm seinen Namen verliehen, wie überzuckert aussahen, hell gegen die dunklen, immergrünen Zweige der alten Tannen abstechend, die sie überragten.

„Ach, welch ein frischer, schöner Wintertag!“ rief Leonie, als sie ihr Köpfchen aus dem Fenster steckte, „da will ich mich warm anziehen, damit ich ein wenig draußen herumspazieren kann.“ Und sie wählte ein Kleid von dunklem violettem Tuche und zog ein schwarzes Samtjäckchen darüber, mit zartem weißem Schwanenpelz besetzt. So trat sie hinunter ins Frühstückszimmer.

Hier war ein großer Tisch mit Geschenken für den lieben Vater aufgebaut, die größtenteils von den Kindern gearbeitet waren, dazu hatten nun die entfernten Söhne und näheren Bekannten ihre Gaben gesendet, und der alte Mann freute sich wie ein Kind über jede Gabe.

Auch Leonie hatte unter Malchens Aufsicht einen schönen Tabaksbeutel gestickt, den sie jetzt, mit türkischem Tabak gefüllt, dem Vater ihrer Freundinnen überreichte; denn mit richtigem Takt hatte sie ein reicheres Geschenk vermieden, das dem Zartgefühl des Oberförsters nicht hätte willkommen sein können.

Diese kleine, zierliche Arbeit hingegen machte dem guten Manne viele Freude; er hing das Beutelchen an einen Knopf seines Rockes und spazierte so gravitätisch im Zimmer umher. Überhaupt war das Geburtstagskind in seiner besten Laune, und das Frühstück verlief äußerst munter.

Verwundert fragte Leonie, wo denn Herr Jansen bliebe.

Man sagte ihr, derselbe sei schon früher unten beim Vater gewesen, jetzt jedoch auf seinem Zimmer, um von der Frau jenes Holzspälters Bericht über dessen Ergehen zu vernehmen, den er sich auf heute früh von ihr erbeten habe und den sie ihm jetzt gebracht.

„Aber Leonie,“ rief Thekla verwundert, „wie warm hast du dich heute gekleidet, du wirst dich krank machen, Mädchen, wir haben es in den Zimmern so heiß!“

„Ja, ich bleibe auch nicht in der Stube; was soll ich hier? Ihr seid alle beschäftigt, und ich mag heute nicht mithelfen, sonst überraschen mich am Ende neue Gäste in der Toilette, in der mich gestern Doktor Jansen sah, und das wäre mir

nicht gerade angenehm. Da denke ich denn nun ein wenig zur Abwechslung in den weißen Wald zu spazieren, er ladet mich so verlockend dazu ein."

„Ja, du hast recht," sagte Trudchen, „das Wetter ist prachtvoll."

„Nur bitte ich Sie, sich nicht zu weit vom Hause zu entfernen," mahnte der Oberförster, „die Gegend hier wimmelt von fremdem Gesindel, und ist dadurch unsicher wie sonst nie."

„Ohne Sorgen, Herr Oberförster, ich bin gar nicht so mutig, als Sie etwa denken!" Mit diesen Worten eilte Leonie auf ihr Zimmer, hüllte sich in eine warme Kapuze und eilte hinaus in die frische, kühle Winterluft. O, wie war es ihr so wohl, so ohne Zwang, in schrankenloser Freiheit dahinzueilen auf dem festgefrorenen Boden in den klaren Wintertag hinein! Hier draußen sagte niemand: „Leonie, halte dich gerade!" „Leonie, sprich nicht so lebhaft!" „Leonie, man beobachtet dich!"

Hier draußen schauten nur die alten Bäume auf sie nieder, denen aber war es gleich, ob das Mädchen da unter ihnen die reiche Leonie Waldmann war und sich als solche auch hübsch gemessen und würdig benahm. „O, wie glücklich sind die Mädchen dieses Hauses!" dachte Leonie bei sich selber, „wie will ich mich freuen, wenn der Sommer kommt und ich wieder zu ihnen heraus darf! O, wie schön mag es im Sommer hier sein!"

Auf einmal war es dem jungen Mädchen, als hörte es Schritte hinter sich, es schaute um und erblickte eine ärmliche Frau, welche schnellen Schrittes von dem Försterhause herkam. „Guten Tag," sagte freundlich die Frau, als sie an Leonie vorüberkam.

Das Mädchen dankte, und die Vermutung stieg ihm auf, daß diese Person die Frau des Holzspälters sei, zu dem Doktor Jansen gerufen worden war, die Begierde aber, etwas über den Vorfall zu vernehmen, war so groß, daß Leonie ein Gespräch mit der armen Frau anknüpfte.

„Ihr seid wohl Frau Brandner?“ fragte sie dieselbe.

„Ja,“ sagte diese verwundert, „wie aber ist es möglich, daß ein so schönes, vornehmes Fräulein mich kennt?“

„Ich wohne im Försterhause,“ erklärte Leonie einfach, „und da wurde gestern viel von dem Unglück gesprochen, das Euren armen Mann getroffen hat.“

„Jawohl, ein schweres Unglück,“ sagte die Frau traurig, „und doch müssen wir noch Gott danken, daß es so abgelaufen ist, es hätte noch schlimmer werden können!“

„So wird Euer Mann also wieder genesen?“

„Der Herr Doktor hofft es. Er war mit den Nachrichten sehr zufrieden, die ich ihm eben brachte. Am Nachmittage kommt er noch einmal hinüber, um die Wunde frisch zu verbinden.“

„Habt Ihr Vertrauen auf ihn?“ forschte Leonie.

Die Frau sah Leonie groß an. „Gewiß,“ sagte sie, als ob sich das von selbst verstände, „er ist ein gelehrter Herr und gut wie ein Engel.“

Das Gespräch mit dem armen Weibe begann Leonie sehr zu interessieren, sie schritt neben ihm her, und auf ihre Fragen berichtete die Frau alles, was sie wußte. Sie erzählte, wie hilfreich und umsichtig sich Doktor Jansen benommen, mit wie liebreicher Geduld er die rohen Ausbrüche des Schmerzes und die Verwünschungen ihres Mannes aufgenommen, wie er ihn getröstet und beruhigt habe. Als der Doktor dann gesehen hatte, daß es arme Leute wären, zu denen er gerufen wurde, da hätte er die Angst der Frau wegen der Bezahlung sogleich beruhigt, ja sogar noch dem ältesten Kinde Geld für sie gegeben, damit sie zu der Sorge um des Mannes Krankheit nicht noch die um ihre Existenz zu tragen habe. Freudig und bewundernd horchte Leonie den einfachen Worten der Armen, die doch so beredt die seltene Güte des jungen Doktors priesen, und ihrem guten Herzen folgend, zog sie ihre Börse und schüttete den ganzen Inhalt, etwa drei Taler, in die Hand der Armen.

Diese wußte vor Erstaunen und Freude nicht, was sie sagen

sollte. Laut schluchzend rief sie: „Ja, du lieber Gott, was ist das? Bis jetzt habe ich geglaubt, die Reichen wären hart wie Stein, und nun schickt mir Gott hintereinander zwei solche Engel. O, Gott lohn' es Ihnen tausendfach, was Sie an mir und den armen Kindern getan haben!"

„Gute Besserung für Euren Mann, liebes Frauchen," rief Leonie, „und wenn ich im Sommer wiederkomme, so besuche ich Euch!" Und schnell sich dem Danke entziehend, schlug sie den Rückweg ein, jetzt erst merkend, wie weit sie sich im Gespräche vom Hause entfernt hatte.

Schnellen Schrittes eilte sie zurück, ihr Herz von dankbarer Freude erfüllt, daß es ihr gestattet gewesen war, vereint mit dem Manne, den sie schätzte, einer armen Familie Gutes tun zu dürfen; sie schritt so sehr in Gedanken einher, daß sie nicht einmal bemerkte, daß sich ihr ein wild aussehender Mann nahte, welchen sie nicht früher sah, als bis er dicht vor ihr stand und die Frage an sie richtete: „Wieviel Uhr ist es wohl, schöne Dame?"

Tödlich erschrocken fuhr Leonie zusammen und stotterte ängstlich: „Das weiß ich nicht, lieber Mann, ich habe meine Uhr nicht bei mir!"

Aber der „liebe Mann" grinste höhnisch und sagte: „Das glaube ich nicht," und machte Miene, sich von der Wahrheit dieser Aussage zu überzeugen. Er trat auf Leonie zu und wollte sie schon mit seinen groben Händen berühren, als eine tiefe Stimme, die Leonie kannte und liebte, sagte: „Was beliebt Euch, mein Freund?"

Erschreckt sah der Ertappte empor, und der feste Blick, mit welchem der herbeigekommene Mann seine Frage begleitete, übte eine solche Gewalt über den verblüfften Menschen, daß er betroffen stotterte: „Ich fragte nur, wieviel Uhr es jetzt sei."

Kaltblütig zog Theodor Jansen, denn er war der Herbeigekommene, seine Uhr und sagte mit fester Stimme und scharfer Betonung: „Es ist zehn Uhr vorüber, und Ihr werdet wohl zu eilen haben, wenn Ihr heute noch ein Tagewerk beginnen

wollt!“ Dann sich zu Leonie wendend, bot er ihr ruhig den Arm und sagte: „Geben Sie mir den Arm, Fräulein, man ist in Sorge um Sie!“ Leonie, noch zitternd, nahm den Arm ihres Retters gehorsam an und folgte ihm willig.

„Schauen Sie sich nicht um!“ gebot Theodor leise, und während er so seine Begleiterin ruhig dahinführte, verklangen die Schritte des Herumtreibers allmählich in entgegengesetzter Richtung.

Als Theodor sich überzeugt hatte, daß alles rings umher ruhig und sicher sei, sagte er vorwurfsvoll zu Leonie: „Sie haben die Warnung des Oberförsters nicht beachtet, Fräulein, sich unvorsichtig einer drohenden Gefahr ausgesetzt!“

„Ich weiß es wohl,“ antwortete Leonie leise, „und ich danke Ihnen für Ihre unerwartete Hilfe.“

„Ah, davon ist nicht die Rede,“ sagte Theodor kurz, „solchem Gesindel kann man leicht mit Ruhe imponieren; nicht immer aber, Fräulein, dürfte der gute Zufall Ihnen Hilfe zur rechten Zeit zuführen. — Man hat mir erzählt, daß Sie einst sich sogar unüberlegt den gefährlichen Wellen ausgesetzt haben. O, lernen Sie doch vorsichtig sein und überlegt handeln! Denken Sie doch, wie sehr sich Ihre Freunde um Sie ängstigen müssen!“

Leonie schwieg still und sah zu Boden, ruhig ließ sie über sich diese Vorwürfe ergehen; denn wie hätte sie es sagen können, daß nur die Begier, von ihm, von seiner Güte zu hören, es gewesen war, die sie hinausgelockt hatte tief hinein in den winterlichen Wald!

„Fräulein Leonie,“ sagte nach einer Pause der junge Mann mit warmer, bittender Stimme, „wollen Sie mir ein Versprechen leisten?“

„Wenn ich es kann, gerne.“

„So geben Sie mir Ihr Wort, sich nie mehr unbesonnen einer Gefahr auszusetzen, damit ich — damit ich nicht in Sorge um Sie sein muß, wenn ich weit von Ihnen in der Ferne bin! — Wollen Sie sich meiner Bitte erinnern?“

„Ja," sagte Leonie langsam und reichte dem Bittenden zur Bekräftigung ihres Versprechens die Hand.

„Ich danke Ihnen," sprach Theodor, indem er mit einem innigen Blicke in die Augen des jungen Mädchens sah.

Leonie fühlte diesen Blick und erbebte bis ins Innerste. Eine nie gekannte, ungeahnte Seligkeit erfüllte plötzlich ihr ganzes Herz und tauchte ihr Antlitz in rosige Glut.

Kein Wort wurde mehr zwischen den beiden gewechselt; schweigend legten sie die kurze Strecke bis zum Forsthause zurück.

Hier angekommen, eilte Leonie auf ihr Zimmer, verriegelte dasselbe und begann zu weinen. Aus welchem Grunde? Aus Aufregung über die bestandene Gefahr oder aus Dankbarkeit für ihre Rettung? Sie wußte es nicht und wollte sich selbst keine Rechenschaft darüber geben.

Die Flut neuer, mächtiger Gefühle, die in ihr wogten und tobten, mußte in Tränen Erleichterung suchen — und finden.

Die Heimfahrt.

Etwa eine Stunde mochte Leonie in ihrem Zimmer verweilt haben, als Trudchen heraufkam und rief: „Schnell, schnell, Leonie, putze dich, es sind schon Gäste da: der Amtmann Senftner mit einem seiner Freunde! Die Herren bleiben zu Tische und Vater meint, auch Doktor Wengler würde sich noch dazu einfinden. Darum mache dich schön und empfange die Gäste, da uns noch mancherlei zu besorgen bleibt."

Trudchen eilte wieder hinunter, und Leonie wählte, der Feier des Tages zu Ehren, einen kostbareren Anzug, als sie ihn sonst in dem Forsthause zu tragen pflegte. Nun, sie wußte es auch wohl, das kornblumenblaue Seidenkleid mit der Miedertaille, aus der die weiße Mullbluse herausschaute, und die Ohrgehänge von imitierten Kornblumen standen ihr gut, und so

war es denn kein Wunder, daß der Oberförster bei ihrem Anblick erstaunt ausrief: „Nein, das ist mehr wie unrecht, so mit meinem armen Herzen zu verfahren; denn heute ist's doch sicher auf mich allein abgesehen, mir allein gilt dieser Putz!"

„Das versteht sich, alles dem Geburtstagskind zu Ehren," antwortete Leonie lustig und begrüßte dann freundlich die anwesenden Fremden. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie in einem derselben den Gutsbesitzer Hofmann wiedererkannte, Klaras Gatten, mit dem sie damals im Seebade unter einem Dache gewohnt hatte.

Herr Hofmann war bei einem Freunde in Geschäften auf Besuch; dieser hatte ihn zum Oberförster mitgenommen, und so hatte sich ganz zufällig dieses Wiedersehen gestaltet.

Besorgt blickte Leonie auf die eingefallenen Züge des Gatten der lieben Klara; man sah es wohl, ihm hatte kein Bad geholfen, und man mußte fürchten, daß ihm auch keines mehr helfen würde. Dennoch war Herr Hofmann sehr mitteilend, erzählte viel von Klara, von seinen lieben Kindern, die nun schon tüchtig heranwüchsen, und von der Freude, welche seine Gattin immer durch die Briefe Elisabeths habe. Klara und Leonie korrespondierten nicht.

So ging die Zeit rasch in lebhaften Gesprächen dahin, als wieder ein Wagen vor das alte Tor des Hauses fuhr. „Das werden Wenglers sein!" meinte der Oberförster.

Wie der Wind eilte Leonie hinaus, die liebe Tante Lotte zu empfangen, Theodor folgte ihr. Aber beide sahen sich enttäuscht, als sie nur den Doktor erblickten. „Wo ist die Tante?" riefen Leonie, Theodor und der unterdes herbeigeholte Oberförster und seine Töchter im Chore.

„Daheim," antwortete der Doktor ärgerlich; „die arme Alte hat sich den Fuß übertreten, heute früh noch, im letzten Augenblick. Gefährlich ist die Geschichte nicht, aber desto langweiliger. Nun muß sie daheimbleiben, kalte Umschläge machen und ist recht verdrießlich!"

„Die arme Tante Lotte," sagte Leonie bedauernd, „und

nun bin ich nicht bei ihr, kann sie nicht trösten und ihr die Zeit vertreiben."

„O, das können Sie schon, wenn Sie nur wollen," entgegnete der Doktor, „ich habe strengen Befehl von der Frau Mama, die Ausreißerin heute mit heimzubringen. Morgen gibt's ein großes Diner, und da will man mit dem Töchterchen Staat machen."

„Wie, heute schon soll ich fort?" fragte Leonie kleinlaut.

„So ist's; ich habe strengsten Auftrag!"

„Wie schade!" sagten die Mädchen.

„Wie schade!" wiederholte Leonie.

„Nun, Kinder, laßt euch den heutigen Tag nicht verderben," tröstete der Förster; „Leonie muß gehorchen, das versteht sich von selbst, dafür wird man sie uns denn auch ein andermal wieder schicken."

„Nun, Onkel, was sagst du denn von mir, daß ich die Gastfreundschaft deines Freundes so frühe schon in Anspruch nahm?" fragte Doktor Theodor Wengler.

„Ich habe mich darüber gefreut, mein Junge, und deine Botschaft, die mir das mitteilte, richtig erhalten. Ich schickte sogleich zu deinem Chef und ließ es ihm anzeigen, es ist immer besser. Übrigens läßt er dich bitten, morgen früh bei ihm vorzusprechen, da er dir Wichtiges mitzuteilen habe."

„Schön, ich werde nicht ermangeln; nimmst du mich in deinem Wagen mit, Onkel?"

„Natürlich, wir drei werden zusammen fahren!" — Wer bei diesen Worten Leonie so recht scharf beobachtet hätte, der würde entdeckt haben, daß sich ihr Antlitz bei dieser Rede um ein bedeutendes aufhellte. Glücklicherweise aber beobachtete sie niemand, denn in diesem Augenblicke rief Thekla zu Tisch.

Es war ein fröhliches Mahl, das nun in den schlichten Räumen des Forsthauses eingenommen wurde. Leonie saß zwischen Theodor und Herrn Hofmann, und beide Nachbarn waren heiter und gesprächig. Nur störte das ewige Hüsteln Herrn Hofmanns etwas Leonies Munterkeit; sie mußte immer

an die arme Klara denken, die daheim gewiß voller Sorgen des kranken Gatten gedachte, der hier so sorglos mit sich und seiner Gesundheit verfuhr, denn es entging Leonie nicht, daß mit jedem Glase Wein, das Herr Hofmann hastig hinuntertrank, sein Husten sich verschlimmerte; aus diesem Grunde allein war sie froh, als das Mahl beendet war und der Wein dem weniger schädlichen Kaffee Platz machte.

„Darf ich Ihnen den Kaffee zurechtmachen, Herr Hofmann?“ fragte sie ihren Nachbar.

„Ich bitte darum.“

Leonie goß nun eine ziemliche Quantität Milch in den braunen Trank und tat viel Zucker hinein; sie dachte, diese milde Flüssigkeit müsse der kranken Brust des Hustenden wohltun.

Theodor bemerkte diese zarte Sorgfalt und sagte leise: „Sie meinen es gut, aber dem Herrn da ist nicht mehr zu helfen. Auch scheint er mir kein Trinker aus Leidenschaft zu sein; mir kommt es vor, als suche er seine Schmerzen im Wein zu betäuben!“

Die Sorge um den blassen Gast war der einzige Mißton bei diesem Feste.

Nach Tische aber erst sollte Leonie sehen, was ein Geburtstag auf dem Lande so recht eigentlich zu bedeuten habe: Wagen auf Wagen kam angefahren, die entfernter Wohnenden brachten ihre Köfferchen mit dem Nachtzeuge mit; sie alle gedachten in dem Forsthause zu übernachten, und nun erst konnte Leonie die Umsicht der jungen Mädchen bewundern, die für alle diese Fälle so trefflich gesorgt hatten.

Wie sehr mußte der Oberförster in der ganzen Nachbarschaft beliebt sein, wie herzlich klang der Gruß der Glückwünschenden, wie aufrichtig freute man sich, ihn so gesund und froh wiederzusehen!

Aber am meisten war Leonie doch auf die Ankunft des Amtmanns aus Buchendorf begierig; er war es ja, der den Bräutigam Theklas mitbringen sollte. Endlich, endlich wurde eine große altväterische Kalesche sichtbar, und Trudchen raunte

bei ihrem Anblick leise in Leonies Ohr: „Nun kommen Amtmanns und er.“ Neugierig trat Leonie zum Fenster, indes der Oberförster und Thekla hinuntereilten, die Ankommenden zu begrüßen.

Das alte, ehrwürdige Paar, das zuerst aus dem Wagen stieg, streifte Leonie nur mit einem gleichgültigen Blicke, um desto länger auf seinem Begleiter, dem jungen Manne mit dem schlichtgescheitelten blonden Haare und den guten, ruhig blickenden Augen zu verweilen — auf Theklas Bräutigam.

Wenn Leonie sich auf die Begrüßungsszene zwischen den Liebenden gefreut hatte, so war sie sehr enttäuscht; in dem ruhig weiblichen Wesen Theklas lag es durchaus nicht, dem Geliebten stürmisch entgegenzufliegen. Ruhig reichte sie dem Angekommenen ihre Hand, er legte ihren Arm in den seinigen und so vereint traten sie in das Wohnzimmer, wo der fröhliche Vater nun die Verlobung seines ältesten Kindes proklamierte.

Alle schienen sehr erfreut, aber durchaus nicht erstaunt über diese Nachricht; man hatte sich das wohl schon seit Jahren so zusammengereimt und war nun zufrieden, daß diese Berechnung nicht getäuscht hatte. Alle brachten Thekla ihren herzlichsten Glückwunsch dar und freuten sich herzlich des Ereignisses.

Während dieser Vorgänge beobachtete Leonie unausgesetzt das Gesicht Theodors, ob kein Erschrecken, keine Enttäuschung sich bei der unerwarteten Überraschung darauf malen würde. Nein, nichts von alledem: im Gegenteil, ein Schimmer der Freude flog über die Züge des jungen Mannes, und sein Glückwunsch kam aus dem Herzen, das merkte man.

Leonie war mit dieser Entdeckung sehr zufrieden, und die Stunden schwanden ihr wie im Fluge dahin.

Nachdem die Försterin sich zurückgezogen hatte, verteilten sich die älteren Leute in den Nebenzimmern; die Herren wählten des Oberförsters gemütliches Stübchen, um dort bei einer Bowle zu rauchen und zu politisieren, wie es die Bewohner einsamer, abgelegener Flecken so gerne tun.

Die Frauen nahmen das Wohnzimmer ein, um mit dem Strickstrumpf in der Hand nach Herzenslust zu plaudern.

Das große Gastzimmer blieb der Jugend, die in reicher Zahl in beiden Geschlechtern vertreten war.

Da wurden nun Gesellschaftsspiele aller Art gespielt, Rätsel gelöst, Klavier gespielt, gesungen, und alle waren lustig und unterhielten sich vortrefflich. Zuletzt aber wollte man tanzen. Der Organist aus Buchendorf, der stolz auf sein Klavierspiel war, nahm den Platz am Klaviere ein, und wenn seine Tanzweisen auch etwas veraltet und nicht nach dem besten Geschmack waren, so schien man das hier nicht zu merken, denn man ließ sich nicht lange zum Tanzen bitten, sondern begann sofort damit.

Noch hatte es keiner der Herren gewagt, das „Stadtfräulein" zu engagieren, als Theodor auf Leonie zutrat und fragte: „Wollen wir einmal miteinander tanzen?"

Leonie sah den jungen Mann erstaunt an. „Ich denke, Sie tanzen gar nicht," sagte sie.

„Wie sind Sie auf den Gedanken gekommen, Fräulein Leonie?"

„Nun, weil Sie alle Einladungen Papas refüsierten, Herr Doktor, so dachte ich einfach, Sie wären ein Feind dieses Vergnügens."

„Ich bin ein Feind des Tanzes, wenn er, wie bei uns in der Stadt, dazu dient, nur zusammenzukommen, um seine schönsten Toiletten zu zeigen, seinem Tanzmeister durch steife, gedrechselte Manieren Ehre zu machen und Gelegenheit zu haben, zu kokettieren und auf diesem leichten Boden die heiligsten Verhältnisse des Lebens anzuspinnen. Wenn der Tanz zum Deckmantel solcher Dinge dient, nenne ich mich seinen Feind. Anders aber ist es, wenn er der Ausdruck natürlicher, einfacher Fröhlichkeit ist, wie hier in diesem Augenblicke."

Das schöne junge Paar mischte sich unter die Tanzenden, die jedoch alsbald innehielten, um es zu bewundern. Leonie schwebte dahin in glückseliger Freude.

Noch erglühend von der raschen Bewegung fand sie Doktor Wengler. „Ei, ei, Kind!" rief er dem erhitzten Mädchen zu, „heute sollten Sie dergleichen bleiben lassen, es ist acht Uhr

vorüber, und um neun müssen wir aufbrechen, damit wir zu guter Zeit heimkommen. Da es aber eine recht kalte Nacht geben wird, kann ich unmöglich leiden, daß Sie sich so echauffieren!"

Leonie war mit dieser Warnung ganz zufrieden, denn nach Theodor wollte sie keinen anderen Tänzer haben.

Der junge Mann selbst bezog das Wort des Onkels auch auf sich, denn auch er tanzte nur noch einmal, als Trudchen sich ihm selbst zur Tänzerin anbot.

Thekla und Malchen hatten unterdessen im Speisezimmer gedeckt; man wollte die Stadtgäste doch nicht ohne Abendessen fortlassen.

Fröhlich, wie am Mittage, wurde auch dieses Mahl eingenommen, und es tat Leonie recht leid, daß sie die Tafel so frühe schon verlassen mußte, um in ihre warme Reisetoilette zu schlüpfen.

Der Wagen des Doktors war vorgefahren; er, Theodor und Leonie standen bereits in ihren warmen Reisepelzen zur Abfahrt gerüstet da, als Thekla hastig und atemlos, gegen ihre sonstige Gewohnheit die Treppe herabgestürzt kam und Doktor Wengler, der sich bereits an der Haustür von dem alten Freunde verabschiedete, zurief: „Um Gottes willen, Onkel, komme schnell hinauf, Herr Hofmann —"

„Nun, was ist mit ihm?" fragte erregt der Oberförster.

„Ein Blutsturz hat ihn betroffen, alles ist in Todesangst!"

„Ein Blutsturz?" schrie Leonie jammernd, „o arme, arme Klara!"

„Ein Blutsturz?" sagte ärgerlich der Doktor, „nun ja, da hat er's, das Trinken wollte ja kein Ende nehmen. Komm, Theodor!" und den jungen Arzt mit sich ziehend, ging er zu dem unglücklichen Manne hinauf.

Er fand Herrn Hofmann regungslos, mit todbleichem Antlitz auf dem Sofa liegen. Prüfend untersuchte der Doktor den Puls des Kranken und horchte auf seine schwachen Atemzüge.

Der Oberförster, sonst ein starker Mann, zitterte bei dem

Anblick des Kranken. „Um Gottes willen, Freund," flüsterte er leise, „wird der unglückliche Mann sterben?"

„Nein," sagte ernst Doktor Wengler, „zum Sterben ist es mit ihm noch nicht. Aber Ruhe, Pflege und die größte Vorsicht sind nötig. Unter diesen Umständen kann natürlich von meiner Abreise keine Rede sein."

„Doch, lieber Onkel, du kannst den Kranken mir anvertrauen," antwortete Theodor.

„Nein, mein Sohn, das geht nicht. Du mußt dich morgen pünktlich bei deinem Chef einfinden, ich habe es ihm als sicher zugesagt; auch hängt deine Zukunft davon ab, daß du deine Reise rechtzeitig antrittst. Ich bleibe hier und verlasse meinen alten Freund nicht in seiner Angst. Du mußt es meiner guten Alten aber zu wissen tun, Theodor, sonst sorgt sie sich."

„Und Fräulein Leonie?"

„Nun, die fährt mit dir, du bist doch wohl Schutz genug für sie."

„Das wohl, Onkel, aber," setzte Theodor leise hinzu, „werden es die Eltern des Fräuleins passend finden, wenn ich es allein heimführe?"

„Ach, papperlapapp! passend oder nicht, jetzt geht's nicht anders. Macht, daß ihr fortkommt und vergiß nicht, mir bald zu schreiben. — Es ist die höchste Zeit, daß ich den kranken Mann da ins Bett schaffe!"

Augenblicklich zeigten sich viele Hände bereit, dem Doktor beizustehen. Theodor durfte nicht länger zögern, er eilte hinunter, wo er Leonie noch zitternd und wartend mit Trudchen fand.

„Fräulein," sagte er ernst, „Doktor Wengler ist hier zurückgehalten, er läßt Sie bitten, sich meinem Schutze anzuvertrauen. Werden Sie das auch gerne tun?"

„Gewiß, Herr Doktor, warum nicht? — Aber vor allen Dingen sagen Sie mir, wie ist's mit Herrn Hofmann?"

„Schlimm, aber nicht hoffnungslos. — Der Onkel bleibt mehr zur Beruhigung seiner Freunde zurück. Ich fürchtete

heute schon für den Mann, als ich ihn so aufgeregt trinken sah. — Aber jetzt, mein Fräulein, kommen Sie, es ist höchste Zeit, Ihre Frau Mama wird in Sorge sein!"

Leonie nahm von den drei Mädchen, die unterdes herbeigeeilt waren, herzlichen Abschied; alle weinten, der Schreck, die Angst hatten sie so aufgeregt. „Das war kein frohes Fest," sagte Trudchen, „so schlecht hat dieser Tag noch nie geendet."

„Leonie, hülle dich fest in die Pelzdecke, die Nachtluft weht eisig!" rief Thekla den bereits Dahinrollenden warnend nach.

Leonie tat es, denn trotz der wärmenden Hüllen schauderte sie vor Kälte zusammen und drückte sich tiefer in die Ecke des Wagens.

„Sie hätten dort bleiben sollen, Fräulein Leonie," begann der junge Mann, „eine Fahrt in so rauher Luft ist dem zarten Körper einer jungen Dame nicht zuträglich."

„O, nicht die Kälte ist es, die mich so angreift," gab Leonie zur Antwort, „es sind mehr innere Schauer, die mich überfallen, wenn ich an das Schicksal der armen Klara, Hofmanns Gattin, denke!"

„Kennen Sie die Dame näher?"

„Ja, und ich liebe und verehre sie. Sie ist eines der besten, liebsten Wesen, die mir je begegnet sind, und umgibt ihren Mann mit der zartesten, aufopferndsten Sorgfalt."

„Ja, dann ist die arme Frau wohl recht zu bedauern, denn dem Kranken ist nicht mehr zu helfen. Ein solches Brustübel kann nur durch die peinlichste Vorsicht einigermaßen erträglich und weniger gefährlich werden; dieser Mann aber stürmt ja mit Gewalt auf sein Ende hin."

„Da haben Sie wohl recht," gab Leonie zur Antwort, „aber Sie müssen nicht denken, daß Herr Hofmann stets so gewesen ist. O nein, erst die unselige Krankheit hat ihn so unglücklich umgewandelt."

„Das ist schlimm," entgegnete der junge Doktor ernst, „sonst hat ein langes, tödliches Leiden wenigstens das Gute, daß es die Menschen veredelt, sie ernsteren, besseren Dingen zugäng-

licher macht. So schwach sollte kein Mensch sein, sich Körper und Seele zusammen zerstören zu lassen!"

„Verlangen Sie da nicht von den Menschen zu viel?" antwortete Leonie sanft. „Ist es nicht sehr schwer, im Unglück geduldig und edel zu bleiben?"

„Und dennoch sollte ein jedes Wesen nach diesem Können streben, denn im Glücke, Fräulein Leonie, gut zu sein, ist keine Kunst; ich habe es nie begreifen können, wie Glück und Reichtum einen Menschen verhärten können!"

„O, das vermag ich mir gut zu erklären," fiel Leonie ein; „wer im Schoße des Überflusses geboren und erzogen ist, wie soll der ein rechtes Verständnis für Armut und Elend haben? Es sei denn, daß er treue Freunde findet, die ihm die Binde von den Augen nehmen und Gewalt und Liebe genug besitzen, sein inneres schlummerndes Auge zu öffnen."

Theodor antwortete nichts, aber er hatte Leonie verstanden und fühlte deutlich, was sie mit diesen Worten sagen wollte. — Schweigend fuhren sie dahin durch den mondhellen Forst, dessen Bäume wie lange Riesen mit gespenstigen Armen zu den Wagenfenstern hereinschauten. Lange wurde kein Wort zwischen den beiden gewechselt, endlich sagte Leonie: „Es nimmt mich wunder, Herr Doktor, daß Sie nicht statt Ihres Onkels in Buchenhain zurückblieben, schon Ihres anderen Patienten halber."

„O, der ist außer aller Gefahr," versetzte Theodor lebhaft. „Ich war am Nachmittage noch einmal in Buchendorf; der Mann braucht nur noch sorgsame Pflege, und die findet er bei seiner Frau, die des Lobes von Ihnen, Fräulein Leonie, voll war. — Ich weiß jetzt auch, daß es nur Ihr gutes Herz war, das Sie heute so weit in den Wald lockte, um der Armen Gutes zu tun. Das war hübsch von Ihnen."

Leonie entgegnete nichts, aber bei dem Lobe ihres Begleiters stieg die Röte der Scham hell auf ihr Antlitz; mußte sie sich doch sagen, daß es mehr die Hoffnung, viel von dem jungen Arzte zu vernehmen, als das Mitleid gewesen war, was sie veranlaßte, das arme Weib so weit zu begleiten.

„Aber," begann Theodor wieder, „Sie fragten, warum ich nicht an Stelle des Onkels in Buchenhain verblieb; ich wollte es gerne, er selbst aber bestand darauf, daß ich heimfahre, denn mein Vorgesetzter verlangt mich vor meiner Abreise noch zu sprechen."

„Vor Ihrer Abreise? Sie werden also fortgehen?" fragte Leonie erschreckt und schnell.

„Ja, Fräulein Leonie, morgen abend muß ich B. verlassen," sagte Theodor langsam und leise.

„Und — und werden Sie lange abwesend sein?"

„Ja, lange," entgegnete der junge Mann ernst. „Vielleicht kehre ich niemals wieder!"

„Niemals," erwiderte Leonie unwillkürlich wie ein Echo. „Niemals!" wiederholte sie in einem Tone, der zu sagen schien: Aber, mein Gott, wie ist das nur möglich!

Und das junge Mädchen senkte seinen Kopf wie eine Blume, die der Frost berührt.

Der helle Mond verbarg Leonies Betroffenheit und ihre Bewegung nicht; Theodor sah sie wohl und sein Herz begann heftig zu klopfen, von Hoffnung und Furcht zugleich bewegt.

„Sie schweigen?" fragte er dann mit liebevoller, einschmeichelnder Stimme. „Sie blicken still vor sich nieder. Betrübt es Sie, daß ich vielleicht auf immer von hier gehe?"

Leonie sah den Fragenden mit einem offenen, langen Blick an. „Ja," sagte sie ehrlich, „es macht mich traurig, Sie von hier gehen zu sehen. Ich hatte mich so daran gewöhnt, Ihnen drüben bei der Doktorin zu begegnen, und ich habe niemals daran gedacht — daß das eines Tages ein Ende haben könne."

„Auch mir werden die schönen Stunden, die wir in Tante Lottes liebem Hause verlebt haben, unvergeßlich sein," sagte der junge Mann innig. „Ja, ich werde wohl noch daran denken," setzte er mit tiefer Bewegung hinzu, „wenn Sie dieselben längst in dem Strudel der großen Welt vergessen haben werden."

„O, das wird nie, nie geschehen!" rief Leonie erregt und lebhaft.

„Nie?“ wiederholte Theodor mit einem Tone unbeschreiblichen Glückes. „Leonie, o Gott, daß dieses Wort wahr wäre!“ Und er sah das Mädchen mit einem so glühenden, forschenden Blick an, daß Leonie zu zittern begann und leise zu weinen anfing.

„Weinen Sie nicht, Leonie,“ bat Theodor mit leiser, flehender Stimme, „weinen Sie nicht. Ihre Tränen lassen mich alle meine Vorsätze vergessen, nehmen meine Mannesstärke von mir! Weinen Sie nicht!“

Aber Leonies Tränen flossen immer reichlicher. „Ich kann meinen Tränen nicht gebieten,“ flüsterte sie schluchzend, „mir ist, als sollte mein Herz in Stücke brechen; o, lassen Sie mich ausweinen!“

Und Leonie schluchzte wie ein Kind, und erst als Theodor leise, vom Gefühl des Augenblicks übermannt, ihren Kopf an seine Schulter legte, wurde der Tränenstrom milder und sanfter.

„Leonie,“ flüsterte es aus dem Munde des jungen Mannes zu ihr herab, „Leonie, Gott ist mein Zeuge, daß ich von hier gehen wollte, ohne daß ein Wort Ihre Ruhe stören, ohne daß meine Lippen das Gefühl verraten sollten, das so mächtig in meinem Herzen für Sie emporwuchs. Aber das Schicksal selbst hat es so gefügt, daß wir zwei heute uns so allein überlassen sind, daß wir ungestört und offen miteinander sprechen können, ehe wir uns trennen! So will ich Ihnen denn sagen, daß, seit ich Sie gesehen, Ihr Bild nicht mehr von mir weichen wollte, und daß, seit ich Ihr gutes Herz, Ihr kindlich liebes Wesen und alle die reichen, seltenen Gaben kennen lernte, mit denen der gute Gott Sie schmückte, Sie endlich mein Sinnen und mein Denken gänzlich eingenommen haben! Daß ich bereits seit lange an dem Klopfen meines Herzens, an der seligen Glut, die mein Inneres erfüllte, wenn Sie eintraten, an dem Schmerz, den mir der Gedanke, von Ihnen zu scheiden, verursacht, weiß und fühle, daß ich — Sie liebe!“

„O mein Gott!“ hauchte das Mädchen leise.

„Ja, Leonie, ich liebe Sie!“ fuhr Theodor warm fort, „ich

liebe Sie mit einer starken, echten, wirklichen Liebe, die mein Leben ausfüllen wird, das weiß ich, denn ich gehöre nicht zu den Männern, die mit der Liebe spielen! Niemals, bis auf den heutigen Tag, habe ich mit einem Mädchen dergleichen gesprochen, niemals werde ich es wieder tun, das weiß ich! — O Leonie, wären Sie ein armes, einfaches Kind, dann würde ich sagen: Mein geliebtes, süßes Mädchen, ich muß dich verlassen, um mir meinen Weg zu bahnen, um mir eine Stellung in der Welt zu erringen. Der alte Arzt in meinem Vaterstädtchen ist gestorben, meine Mitbürger haben mich erwählt, ihn zu ersetzen. Bereitwillig hat mir die Militärbehörde einen längeren Urlaub bewilligt, damit ich sehen kann, ob ich in G. festen Fuß zu fassen vermag. Ich werde viel zu kämpfen haben mit veralteten Vorurteilen, mit persönlicher Mißgunst; denn wer hat nicht seine Widersacher? Ich werde das Mißtrauen zu bekämpfen haben, das man dem Rate des jungen Arztes entgegenbringen wird! Jahre können vielleicht vergehen, bis ich im stande bin, ein liebes Weib heimzuführen! — Aber über die Jahre der Trennung wird unsere Liebe die Brücke bauen, und wenn ich dann der Mann geworden bin, der seiner Frau eine schlichte, aber behagliche Existenz bieten kann, dann, komme ich wieder, dann Leonie, folgst du mir in das kleine, freundliche Haus, von grünem Weinlaub umrankt, in das Haus, das das einzige Erbteil von meinen Eltern ist! Dort, wo sie in stillem Glück segensreich gewirkt haben, werden auch wir den Segen genießen, den ein Leben voller Gottesfurcht und treuer Liebe den Menschen verleiht! — So, Leonie, würde ich zu Ihnen sprechen, wenn Sie — nicht die reiche Tochter des Großhändlers Waldmann wären!"

„Nun aber, da ich diese Tochter bin?"

„Nun aber bleibt mir nichts übrig," sagte Theodor mit Resignation, „als zu sagen: Werden Sie glücklich, Leonie, glücklich, wie ich es für Sie erflehe! Vergeben Sie diesen Augenblick der Schwäche, vergessen Sie, daß mein Gefühl mich fortgerissen hat, und bewahren Sie mir eine freundliche Erinnerung!"

„O nein, mein Freund," sagte Leonie, mit verklärtem Ausdruck zu ihm aufschauend, „vergessen werde ich diesen Augenblick nie! Warum auch sollte ich vergessen, was mich beglückt? Ich weiß es jetzt, daß Sie mich lieben, ich weiß also, daß Gott mir den größten Wunsch meines Lebens erfüllt hat, obgleich ich ihn mir selbst nicht einzugestehen wagte! — In dieser ernsten Stunde soll keine mädchenhafte Schüchternheit meine Lippen versiegeln. Warum auch sollte ich das beste Gefühl, das meine Brust hegt, verleugnen: das meiner Liebe zu Ihnen? — Wenn aber zwei Menschen sich innig lieben, werden sie sich dann aufgeben, wertloser Äußerlichkeiten halber?"

„O Leonie, diese Äußerlichkeiten haben schon manches Herz gewaltsam von einem anderen gerissen; nichts ist gefährlicher als allzugroße Ungleichheit der äußeren Verhältnisse!"

„Aber, mein Gott, worin sind wir uns denn so ungleich? Ist Ihr Stand nicht schöner und geachteter als der meines Vaters? Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie so klein von sich dächten!"

„Das ist auch nicht der Fall," erwiderte Theodor mit edlem Freimut. „Wenn ich die Kluft zwischen mir, einem mittellosen Manne, und einem reichen Mädchen für unausfüllbar halte, so geschieht es, weil ich zu viel Stolz besitze, um jemals ein reiches Mädchen heimzuführen. Meine Frau müßte mir und nur mir allein alles zu danken haben, sie müßte mich genugsam lieben, um mein Leben zu teilen, ganz so, wie es ist. Die Verhältnisse aber, in die ich ein junges Weib einführen könnte, sind nicht dazu gemacht, ein weich gewöhntes, durch Geburt und Erziehung zu Ansprüchen berechtigtes Mädchen zu beglücken. Auch bin ich nicht egoistisch genug, um zu hoffen, daß ein Mädchen mir zuliebe glänzende Verhältnisse, eine brillante Zukunft aufgeben werde, um die einfache Stellung der Frau eines mittellosen Arztes einzunehmen! — Darum habe ich gegen diese Liebe mannhaft gekämpft und werde es mir nie vergeben, daß ich heute schwach genug sein konnte, sie Ihnen zu gestehen!"

Erregt hielt Theodor inne und schien eine Antwort von seiner Begleiterin zu erwarten; Leonie aber blickte schweigend hinaus in die helle Mondscheinnacht.

„Sie schweigen, Leonie? Sie antworten mir nicht? — Zürnen Sie mir?“

„Was soll ich antworten? Haben Sie mir nicht jede Entgegnung abgeschnitten? Haben Sie eine Frage an mich gestellt?“

„Und welche Frage konnte ich an Sie richten?“

„Wenn Ihre Liebe zu mir echt und stark ist, wie Sie vorhin beteuerten,“ sagte Leonie mutig, „so konnten Sie einfach fragen: Leonie, lieben Sie den Flitter und den falschen Glanz der Welt mehr als die von Gott selbst eingesetzte Stellung des liebenden Weibes an der Seite des liebenden, braven Mannes?“

„Und — wenn ich also fragen würde?“

„Dann, mein Freund, würde ich sagen: Ehe ich Sie kannte, war ich ein törichtes Kind, das seine ganze Befriedigung, sein Glück im Putze, in nichtiger Eitelkeit, in dem Beifall der Menge suchte, dessen besseres Selbst aber gleichsam wie in einem magnetischen Schlafe befangen lag. Sie erst haben mich aus diesem erweckt, haben mein inneres Auge geöffnet, haben mich allmählich, aber unaufhaltsam die wahren Güter des Lebens suchen und erkennen gelehrt! Jetzt, jetzt weiß ich, daß das Glück unabhängig von äußeren Gütern ist, daß es seine Stätte aufschlägt, da, wo Menschen in treuer Liebe, in Menschenfreundlichkeit und Streben nach eigener Vervollkommnung walten! Und da ich das jetzt weiß und fühle, durch Sie allein es erkannt habe, mag ich nicht mehr leben unter den Leuten, die von Vergnügen zu Vergnügen eilen und die ganze Welt zu gewinnen trachten, ohne daran zu denken, ob sie Schaden nehmen an ihrer unsterblichen Seele! Darum, Doktor Jansen, würde ich sagen, d ü r f e n Sie mich jetzt nicht verlassen; denn es wäre Sünde, einen Menschen erst zu heilen und ihn dann wieder von neuem zurückzustoßen in eine Atmosphäre, worin er mit Sicherheit erkranken muß! — So würde ich geantwortet haben, wenn — Sie mich gefragt hätten, mein Freund.“

„Leonie, edles, herrliches Mädchen! So ist es wahr, wirklich wahr? Ich wage es nicht zu glauben, Sie wollten allem entsagen, um mein zu sein für ewig?“

„Ja,“ sagte Leonie mit zärtlichem Tone, „denn ich weiß wohl, daß ich bei dem Tausch gewinnen würde.“

„O, dieses Glück!“ jubelte der junge Mann und wollte Leonies Hand, die ja die seine werden sollte, ergreifen — aber nein, er zögerte. „Nein,“ rief er aus, „Ihr warmes Herz, Ihre Seelengüte ließen Sie jetzt Worte aussprechen, die mich glücklich machen, denen ich aber nicht vertrauen darf! Ein Tag könnte kommen, wo Ihre jetzige freie Entschließung Ihnen wie ein schweres Opfer erscheinen könnte, und ein Opfer, Leonie, nimmt mein Stolz nicht an, selbst nicht von dem geliebten Weibe!“

„O, dieser Tag wird niemals kommen! Wie könnte ich gegen das Schicksal je so ungerecht sein? So wahr Gott der Zeuge dieser Stunde ist, so wahr schwöre ich —“

„Schwören Sie nicht, geloben Sie nichts,“ fiel Theodor hastig ein, „ein Gelöbnis könnte Ihnen lästig fallen, Sie könnten gezwungen werden, es zu brechen, und dann würde ich Ihnen zürnen! Nein, hat meine Liebe mich auch so schwach sein lassen, die Gefühle auszusprechen, die ich in treuer Brust für Sie hege, so bin ich es Ihren Eltern, Ihnen selbst, Leonie, dem Onkel, der Sie mir anvertraute, und meiner eigenen Selbstachtung schuldig, daß ich die Macht dieser Stunde nicht mißbrauche. Nicht heute, nicht hier sollen Sie einen Entschluß für das ganze Leben fassen, unbeeinflußt von meiner Gegenwart soll Ihre Entscheidung sein. Ich, der reifere Mann, der zehn Jahre mehr zählt als Sie, Leonie, bin meiner, bin der Dauerhaftigkeit meines Gefühls gewiß, darum ist es meine heilige Pflicht, Sie vor Übereilung zu bewahren! — Prüfen Sie sich selbst, Leonie, ob Ihre Liebe Ihnen den Mut verleiht, aus dem Treiben der großen Welt zu scheiden; denn, wie meine Stellung sich auch geben mag, nie würde ich meine Frau in ihren Kreisen sich bewegen sehen wollen, ich liebe ein stilles

Glück! — Kehren Sie jetzt zurück in das Treiben der Gesellschaft, kosten Sie es von neuem, und wenn Ihnen reicher Weihrauch gestreut wird, Sie die Huldigungen von vielen empfangen, dann ist der Augenblick, sich zu fragen: Werde ich das alles entbehren können, liebe ich den fernen Freund innig genug, um allem diesem zu entsagen? — Und während Sie so sich wahrhaft prüfen, werde ich ferne in meinem Heimatstädtchen mutig kämpfen, mir eine ehrenvolle Stellung und eine sichere Existenz zu verschaffen, und erst, wenn das mir gelungen ist, werde ich heimkehren und sehen, was meine liebe Blume macht. Ist sie als stolze Zentifolie bis dahin in ein kostbares Glashaus verpflanzt, so werde ich die Prüfung segnen, die mich und sie vor einer bitteren, getäuschten Zukunft bewahrte. Hat sie aber den frischen, köstlichen Duft eines anspruchslosen Waldrösleins bewahrt und will mit dem Freunde ziehen, um Wurzel zu fassen in des Rheinlands schönem Boden, dann will ich das Röslein an meine treue Brust nehmen und hegen und pflegen in unwandelbarer, reiner Liebe! — Wollen wir es so halten, Leonie?"

„Ja," sagte das junge Mädchen und reichte dem Sprechenden tief bewegt ihre Hand, „ja, so soll es sein! Ziehen Sie hin mit Gottes reichstem Segen, bleiben Sie ferne, solange es Ihr Schicksal erheischt! Wann Sie auch wiederkehren mögen — Sie sollen das Waldröslein finden!"

Dankbar küßte Theodor die Hand des geliebten Mädchens und sagte fest: „So ist es recht, Leonie. Was wir heute miteinander gesprochen, sei unser Geheimnis. Wir scheiden als treue Freunde, welche hoffen, sich als solche wiederzufinden, auch wenn sie lange nichts voneinander vernehmen sollten!"

Noch einmal drückte der brave Mann seine Lippen auf des Mädchens zitternde Hand, dann saßen sie still nebeneinander und doch glücklich in dem Gefühle, sich ausgesprochen zu haben.

Die männliche Ruhe, die Festigkeit, Gutes zu wollen, welche auch nicht in den Augenblicken der größten Erregung den geliebten Mann verlassen hatten, erhoben ihn noch höher in

Leonies Augen und besänftigten ihr heftig schlagendes Herz. — O, wie verschieden war er nicht von allen den anderen!

Hier fuhr der Liebende allein mit dem Gegenstand seiner Wünsche, nur des Mondes verschwiegenes Auge schaute auf die beiden herab; und verlangte Theodor auch nur einen einzigen Kuß, den Leonie gewiß nicht den Mut gehabt hätte, ihm zu verweigern? — Nein, frei, durch keine derartige Erinnerung beeinflußt, sollte des Mädchens Wahl sein und bleiben! Das wollte er und darum fand er die Kraft, die natürlichsten Wünsche in seiner Brust zu besiegen.

Und weil dieser Mann sich selbst so zu beherrschen verstand, darum beherrschte er unwillkürlich auch das Mädchen, das ihn liebte, das in seiner Nähe seinen Stolz, seine Überhebung wie leichten Schnee zerschmelzen fühlte, das schon lange in holder Demut zu ihm aufblickte.

Der Mann, der recht, der hingebend geliebt sein will von einem braven, keuschen Weibe, lerne sich selbst zuerst beherrschen und seine Wünsche fesseln, so nur kann er Liebe, vereint mit Verehrung, erwarten und ernten.

* * *

Es war ein langer Weg, den der Wagen von Buchenhain bis zur Stadt zurückzulegen hatte, die beiden aber merkten es nicht, und wie ein Erwachen aus kurzem, seligem Traum erschien es ihnen, als der Kutscher in die Vorstadt von B. einfuhr.

„Wir sind am Ziele," sagte Theodor langsam, mit tiefer Bewegung; „leben Sie wohl, teures Mädchen, Gott beschütze Sie und bleibe Ihnen stets nah!"

„Leben Sie wohl!" antwortete Leonie, indem sie dem geliebten Manne mit Tränen zum letzten Male in seine treuen Augen sah. „Leben Sie wohl! und ich sage, auf Wiedersehen!"

„So Gott will, auf Wiedersehen!"

Hier hielt der Wagen vor Waldmanns reichem Hause;

das Portal desselben war noch erleuchtet, und augenblicks sprang ein Diener herbei, die Heimkehrende zu empfangen.

„Wir haben das gnädige Fräulein schon lange erwartet," sagte er, indem er Leonie beim Aussteigen behilflich war.

Zum letzten Male reichte nicht das „gnädige Fräulein", sondern Leonie Waldmann dem scheidenden Freunde ihre Hand. Der Diener machte den Wagenschlag zu, dann fuhr der Wagen fort, der Leonie das Teuerste, das sie nun besaß, entführte.

Sinnend sah sie demselben nach und hörte den Diener besorgt sagen: „Aber, gnädiges Fräulein, treten Sie gefälligst ein, eine rauhe Nacht ist's heute, und Sie können sich leicht erkälten."

„Ist die Nacht so kalt?" fragte Leonie zerstreut; sie hatte nichts von Kälte auf dem langen Wege gespürt. „Erwartet mich Mama?" fragte sie das ihr entgegenkommende Mädchen.

„Nein, die gnädige Frau schlafen."

„Nun, dann gehen auch Sie zur Ruhe, Jettchen, es ist spät, ich werde mich allein bedienen."

Froh dieses ungewohnten Befehls, zog sich das Mädchen zurück, und Leonie blieb allein in ihrem Zimmer.

Nachdem sie Mantel und Kapuze von sich geworfen hatte, trat sie zum Fenster, schaute sinnend hinaus auf die bereifte Flur und blickte freundlich zu dem leuchtenden Mond auf, dem einzigen Vertrauten ihrer glücklichen Stunde.

Dem einzigen Vertrauten? Nein, in diesem Augenblick dachte Leonie fromm und gläubig an den, dessen Auge aus den Wolken herab auf alles sieht und der allein die Macht hat, Wünsche zu versagen und zu gewähren. — Und inbrünstig betete sie aus demütigem, aufrichtigem Herzen: „Gott, der du in mein Inneres siehst und die heißen Wünsche kennst, die es jetzt hegt, erfülle sie mir, lieber, guter Gott! Beschütze du mich und ihn und halte mich, daß ich meines Glückes, daß ich des Besitzes des geliebten Mannes würdig werden möge!"

Briefe.

B., den 14. Januar 18 . .

Meine liebe Elisabeth!

Nun wird der Brief, den ich Dir gestern schrieb, bereits in Deinen Händen sein. Was wirst Du zu dem Inhalte desselben sagen? Wirst Du Deine Freundin verstehen, wenn sie Dir sagt: „Ich bin so glücklich!“ — Wie es gekommen, daß mir selbst das Geheimnis meines Herzens klar geworden, schrieb ich Dir gestern; denn wenn ich hier schweigen muß und will gegen jedermann von dem beseligenden Gefühle, das mich erfüllt, Dir, meiner besten, ältesten Freundin, muß ich es vertrauen, zu Dir muß ich mich frei und offen aussprechen können. Jetzt weißt Du es schon, wie das Schicksalslos Deiner Gespielin gefallen ist; denn das ist so fest, so klar in mir, daß ich nie und nimmer in dem Entschlusse wanken werde, der mich in ihm die Hoffnung meiner künftigen Tage sehen läßt.

O, schreibe mir bald, Elisabeth, sage Du mir, ob Du mich fähig hältst, dem kostbaren Ziele zu entsagen, das seine Liebe mir bot, um von neuem mein Glück in eitlem Glanz und Flitter zu suchen? — Nein, Elise, glaube das nicht von mir, ich bin anders geworden; ich bin nicht mehr das gedankenlose Kind, das wie ein Schmetterling von Blume zu Blume, so von Vergnügen zu Vergnügen eilte und dem trotz allem Haschen nach Freude doch oft seine Tage freudlos und vor allem endlos erschienen. Das ist jetzt anders geworden; Dank sei es dem gütigen Geschick, das mir Freunde entgegenführte, die mich edlere, bessere Beschäftigungen lehrten, die mich mahnten, daß der Mensch nicht in der Welt lebe, um sein kostbares Leben in nutzlosen Tändeleien zu vollbringen, nein, daß Gott von ihm verlange, daß er zum Segen seiner Mitmenschen wirke!

Dann nur kann ihm die Wonne des köstlichen Gefühls von Glück und Zufriedenheit zu teil werden, dann nur vermag er es, ein Glück beständig in sich zu erhalten, das ihm bleibt, wie auch äußere Verhältnisse auf ihn einstürmen mögen.

Ein solches Glück, ein solcher innerer Friede tritt mir in dem Umgange mit der Doktorfamilie und den lieben Leuten im Forsthause heimelnd entgegen; in ihren stillen Asylen merkte ich nichts von jener Zerfahrenheit und dem krankhaften Haschen nach Zerstreuungen, die mir in anderen Familien, ja oft in meiner eigenen das Leben so ungemütlich und unbefriedigt gemacht haben.

Ich hoffe, das soll nun anders werden; denn was habe ich an mir zu arbeiten, um seiner würdig zu werden! Steht er doch so hoch an Güte, an Bildung, an Kenntnissen über mir!

Ich habe Theodor nicht wieder gesehen; nach dem Abschied, den wir zwei voneinander nahmen, widerstrebte es meinem Gefühl, ihm noch einmal, zum letzten Male, vor fremden Zeugen zu begegnen. Jetzt ist er fort! Fort nach seiner Heimat, fort nach dem schönen Rheine; möge er dort Segen und Glück finden — und meiner nicht vergessen! Jetzt, Elisabeth, ist der Teure Dir näher als mir; o, könntest Du ihn sehen und ihn kennen lernen!

Ganz spät am gestrigen Abend schickte Tante Lotte noch zu mir; ich ging hinüber und fand sie allein und wehmütig gestimmt; Theodor war abgereist.

Nun saß die gute Tante Lotte einsam, denn der Doktor war noch in Buchenhain, hatte aber Nachricht gesandt, daß es mit Herrn Hofmann besser ginge und daß er, der Doktor, am heutigen Morgen wiederkehren würde. Diesen Vorsatz hat er ausgeführt, denn heute früh sah ich seine alte kleine Chaise schon vorüberfahren.

Tante Lotte sprach am gestrigen Abend viel und oft von ihrem Liebling, und es tat mir wohl, alle guten edlen Eigenschaften, mit denen ich ihn ausgeschmückt sehe, auch von der alten, verständigen, klugen Frau bestätigt zu hören.

„Es wird jetzt recht einsam bei uns werden," sagte die Tante.

„Ja!" bestätigte ich und mußte mich wegwenden, denn die Tränen traten in meine Augen. Tante Lotte aber sieht scharf, sie hatte meine Bewegung bemerkt und sah mich ernst und befremdet an — nachher sprach sie nicht wieder über den Fernen. Das tat mir sehr leid, aber ich fange gewiß nicht an, nach Theodor zu fragen; ich kann ja an ihn denken, und beim Denken verrate ich mich nicht, wie beim Sprechen.

Nun lebe wohl, Elisabeth, schreibe mir bald und sage mir, ob Du auch glaubst, daß ich bin

Deine glückliche Leonie.

Elisabeth an Leonie.

Den 20. Februar 18 . .

Liebste Leonie!

Mit dem innigsten Anteil habe ich Deine beiden Briefe gelesen. Gott behüte Dich, Du liebes, gutes Kind, und mache Dich so glücklich, wie Du es erhoffst! — Für mich, die Ferne, ist es schwer, ein Urteil über den Mann zu fällen, der Dein Herz gewonnen hat und den ich ja nur aus Deinen Schilderungen kenne, aus den Schilderungen einer Liebenden! Die Liebe soll ja alles mit verklärendem Glanze zu umgeben wissen, sagt man. So richte ich mich denn auch nicht nach den enthusiastischen Beschreibungen, welche Dein erster Brief enthält, sondern vielmehr nach den Wirkungen, welche das neue Gefühl, das Dich erfüllt, auf Dich ausübt, und dieser Wirkungen freue ich mich herzlich. — Ein Mann, der es versteht, so edle, ernste Gedanken, ein so reges Streben in dem Herzen eines Mädchens zu erwecken, muß ein guter und achtungswerter Mensch sein, und daher begrüße ich Dein Gefühl freudig. Was den jungen Doktor besonders hoch in meiner Achtung stellt, ist die seltene Enthaltsamkeit, mit der er Dein ihn beglückendes Versprechen, die Seine zu werden, nicht eher annehmen will, als bis Du genugsam Zeit zur Prüfung und

reiflichen Überlegung gehabt hast. Das ist ein schönes Zeichen von Charakterstärke und Beherrschung, wie man es wohl selten finden wird, und dieser Zug männlicher Willenskraft darf Dir schon ein sicherer Bürge für Deine Zukunft sein. Noch einmal: Gott behüte Dich, meine Leonie, und lasse Dich wählen, wie es zu Deinem Besten ist!

Nun, liebste Freundin, wirst Du auch von mir und meinem Ergehen hören wollen; da ist nicht viel zu sagen. Meine Tage fließen in ruhiger Einförmigkeit dahin, und wenn die Inschrift, die mich so verheißend am Tor des Hauses begrüßte: „Freude bei Frieden“ auch der Leitstern unseres Lebens ist, so fühle ich mich doch nicht ganz zufrieden und glücklich dabei. Der Friede, der in diesen Räumen waltet, ist kein heiterer, segensreicher, fruchtbringender Friede, wie ihn edle Menschenliebe hervorbringt, wie er etwa bei Deiner prächtigen Tante Lotte oder in dem stillen Forsthause gedeihen mag.

Nein, dieser Friede ist kalt, einschläfernd, tatenlos und legt sich drückend auf Herz, Geist und Streben.

Das kommt daher, die Frau des Hauses, ja eigentlich die ganze Familie van der Velden gehört einer pietistischen Richtung an und lehrt mich die Ausübung des Christentums in ganz anderen Dingen suchen, als ich bisher getan. Treu den Lehren meiner guten Tante und meines braven Religionslehrers, glaubte ich bisher, die vornehmsten Gebote des Christentums seien: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ und „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet“. Das wird in diesem Hause nicht gelehrt; hier hält man nur auf Erfüllung äußerlicher Formen und oft schon hat man mich „weltlich“ und „unchristlich“ gescholten, weil ich nicht beständig fromme Phrasen auf den Lippen trage und weil meine kleine Bibliothek die Werke unserer großen Dichter umschließt, die nach Frau van der Veldens Ausdruck „schlimmer und verwerflicher als die Heiden“ waren. Anfangs machten mich diese Ansichten stutzig und grübelnd, seit ich aber täglich Zeuge bin, wie hart und streng diese Leute, die Christus beständig auf den Lippen haben,

über ihre Nebenmenschen urteilen, wie wenig sie dem, der die Liebe war, gleichen, seitdem fühle ich mich nicht mehr heimisch in einer Atmosphäre, in welcher Augenverdrehen und Kopfhängerei für Frömmigkeit und ein offenes, freigesprochenes Wort für weltliche Sünde gilt, und sehne mich fort von hier; denn wie schwer mir unter diesen Verhältnissen die Erziehung der Kinder gemacht wird, kannst Du Dir denken.

Meine Vorgängerin hat der Richtung Frau van der Veldens mehr als nachgegeben, und so kommt es, daß die elf und zwölf Jahre alten Kinder fast nichts wissen und nichts gelernt haben, als die Erzählungen aus der biblischen Geschichte geistlos und gedankenlos herzusagen. Da die französische Sprache in den besseren holländischen Kreisen oft zur Umgangssprache dient, so verstehen Philippine und Marie dieselbe, und ich muß meinen Unterricht in dieser Sprache erteilen. Die Mama der Kinder wünscht zwar, daß dieselben hauptsächlich Deutsch von mir lernen, das aber wird schwerlich je geschehen, denn nicht der mindeste Ehrgeiz, nicht das leiseste Streben beseelt diese kleinen, äußerlich so hübschen Geschöpfe, die das Phlegma ihrer Nation im höchsten Grade geerbt haben.

Ich kam in dieses Haus mit warmem Herzen, mit dem aufrichtigen Willen, meine Schülerinnen zu lieben und ihnen das Lernen angenehm und leicht zu machen; aber mein erstes herzliches Entgegenkommen schon wurde mit kalter Gelassenheit erwidert — und darum sehne ich mich nach meinem Deutschland zurück. Hier schlagen die Herzen so ruhig, hier sind die Menschen so schwer zugänglich und kalt, und die trübe Einförmigkeit des Lebens, die hier herrscht, legt sich beklemmend auf meine Seele. Du weißt es, Leonie, ich habe niemals nach Vergnügungen und Zerstreuungen gehascht; aber ich war den Umgang mit warm fühlenden Menschen gewöhnt, mit denen ich über mein Streben und Denken mich aussprechen, in deren Unterhaltung ich meine Ansichten berichtigen und bilden konnte.

Davon ist hier keine Rede. Frau van der Velden ist eine echte Holländerin, zurückhaltend und schweigsam; der Herr des

Hauses ist ein tüchtiger Ökonom, der immer mit der Beaufsichtigung der Wirtschaft beschäftigt ist; zu Hause kenne ich ihn nur mit der langen Pfeife am Kamin sitzend, eine Tasse Tee nach der anderen schlürfend und dabei die Handelszeitungen studierend, diese Lektüre sehr selten einmal durch ein hingeworfenes Wort unterbrechend.

Die Kinder endlich hat man von früh daran gewöhnt, so schweigsam und still als möglich zu sein; sie wissen es, jede Lebhaftigkeit wird als „Unart“ und „Sünde“ angesehen; da schweigen sie denn, und dieser unnatürliche Zwang hat ihren Geist eingeschläfert; kein Wort der Liebe, der Vorstellung von mir kann ihn zu regem Leben erwecken.

So, Leonie, sind die Menschen beschaffen, bei denen ich weile, und du wirst es begreiflich finden, daß ich mich hier unbefriedigt fühle. Ich habe den besten Willen, Gutes zu wirken und zu schaffen, in dieser Umgebung aber fühle ich meine junge Kraft erlahmen.

Solange ich hier bin, habe ich nur einen wirklich glücklichen Tag gehabt, das war der, als ich vor Weihnachten die Erlaubnis erhielt, nach der Stadt zu fahren; dort habe ich für meine treue Barbara ein hübsches Wollkleid, Pelzschuhe und Pelzkragen gekauft. Diese Sachen ihr zu schicken, war mir ein großes Glück, denn das Geld dazu hatte ich mir selbst verdient; es gewährte mir eine große Befriedigung, für dieses erste Selbsterworbene die Freundin und Pflegerin meiner Kindheit zu erfreuen!

Ich selbst habe keinen Weihnachtsabend gehabt, in Holland feiert man dieses schöne Fest nicht; man hat dafür ein anderes, das St. Nikolausfest, das am 6. Dezember stattfindet. An diesem Tage stellen die Kinder die Schuhe vor den Kamin, welcher geheizt wird; denn es geht die alte, poetische Sage, daß die Jungfrau Maria in dieser Nacht mit dem Christuskindlein sich am warmen Herde zu erwärmen kommt und zum Dank dafür den Kleinen Geschenke in ihre Schuhe oder Pantöffelchen legt. Die Kinder hier lieben dieses Fest sehr, ich aber habe

unseren schönen, grünen Weihnachtsbaum mit seinem Lichterglanz doch recht vermißt, und am heiligen Weihnachtstage Tränen des Heimwehs und der Sehnsucht vergossen. Es ist doch nicht leicht, Leonie, so allein in der Fremde zu leben!

Von Berlin habe ich selten Nachricht, kurze Briefe von dem Onkel, die mehr der Vormund als der Freund schreibt. Lucinde hat mir nur einmal einen sehr lieben Brief gesandt, das war bald nach meiner Abreise von Berlin. Jetzt hat sie mich wohl vergessen; das wäre mir leid, ich hatte das lebhafte Kind so gerne.

Jetzt aber, meine Leonie, habe ich lange genug geschrieben, es ist spät in der Nacht, ich will den Brief schließen, ehe er ein ganzes Buch wird. Ach, mir ist so wohl, eine Seele daheim zu wissen, die offen mit mir ist, zu der ich offen sein kann! Ich hoffe, Leonie, wir bleiben unserer Jugendfreundschaft immer treu; Dein Ring ist mein kostbarstes Kleinod, das ich immer trage. Adieu, gutes, liebes Kind, noch einmal. Gott segne Dich und leite Deine Liebe zum Besten!

Deine treue Elisabeth.

Da es nicht in unserer Absicht liegen kann, den ganzen Briefwechsel dieser beiden Mädchen zu verfolgen, so wählen wir uns aus demselben diejenigen Blätter aus, die uns den meisten Aufschluß über die Charaktere oder das Ergehen unserer Freundinnen geben, und verfolgen so durch diese Briefe ein Weilchen den Lebensweg der beiden.

Leonie an Elisabeth.

K., den 3. Juni 18..

Meine liebe Elise!

Wie Du siehst, sind wir dieses Mal schon frühe nach K. gezogen. Mamas Kopfleiden machte den langen Aufenthalt an dem schönen Meer notwendig. Wir wohnen wieder in demselben Hause, in dem wir vor zwei Jahren so glücklich miteinander waren. Ich, meine Elise, kann es wohl sagen, ich

bin jetzt viel, viel glücklicher noch; möchtest Du es auch sein! — Wie gerne ich an Dich schreibe, glaubst Du kaum; ahnt doch niemand das selige Geheimnis, das meine Brust verbirgt, als Du! Kann ich doch zu niemand so frei und offen sprechen als zu Dir! Manchmal ist es mir, als ahne Tante Lotte etwas von dem geheimen Bande, das mich mit ihrem Lieb-ling verknüpft, aber unmittelbar hat sie es mir nie gesagt, und ich schweige seinem Willen gemäß. Ich weiß es, Tante Lotte erhält oft Briefe von ihm; sie zeigt mir aber dieselben nicht; die Gute will das Gefühl, das sie in mir ahnt, nicht nähren; o, es ist mächtig genug, sich selbst zu erhalten! Eines Abends lag der Umschlag eines Briefes auf dem Tisch, er trug den Poststempel G.; Doktor Wengler trat herein, sah das Kuvert und fragte harmlos: „Hat der Theodor wieder ge-schrieben?“ — „Ja,“ sagte Tante Lotte ganz kurz. — „Nun, nichts weiter?“ forschte der Doktor, „ist kein Gruß an mich auszurichten?“ — „Nein,“ antwortete die Tante und reichte ihm den Brief hin. Der Doktor durchlas ihn. „Na,“ sagte er am Ende, „da steht's ja: ‚Grüße alle, die meiner noch in Liebe gedenken‘ — dazu gehöre ich doch zuerst.“ — „Nein, zu allererst ich,“ sprach es in mir freudig; nun hatte ich doch einen Gruß, wenn auch nur einen indirekten! — „Ja, ja,“ sagte der Doktor, noch immer auf den Brief blickend, „ich glaub' es wohl, daß es schwerer geht, als wir dachten, so leicht ist es nicht, Fuß zu fassen und Praxis zu gewinnen. Nun, er ist ja jung und mutig; der Theodor wird sich schon durchkämpfen!“

Tante Lotte sprach rasch von etwas anderem; ich aber wußte genug, es kann noch lange, lange dauern, bis wir uns wiedersehen! — Oft habe ich schwache, kindische Wünsche, da denke ich, Theodor sollte minder stolz, minder streng sein, er sollte mich mit meinem Gelde nicht verschmähen, denn mit einer reichen Frau hätte er doch ein leichteres Fortkommen. Aber dann wünsche ich das auch wieder nicht; gerade sein edler Stolz, seine männliche Würde ist es, die mir imponiert und die mich so willenlos ihm gegenüber macht. Nein, er soll

nur kämpfen, er soll nur streben, er kommt ans Ziel durch sich selbst, das weiß ich!

Wir sind in diesem Jahre einsamer als früher, und wäre diese Einsamkeit nicht die Frucht von Mamas Kopfleiden, so würde sie mich glücklich machen; denn jetzt erst, wo ich nicht genötigt bin, die schöne Zeit durch Toilettemachen und zwecklose Visiten auszufüllen, genieße ich das Badeleben vollkommen. Ich bin oft einsam am ewig bewegten, mächtigen Meer und ich werde nie müde, dem Gesang seiner Wellen zu lauschen. Ich gehe oft allein in den grünen, herrlichen Waldesdom, und die Gefühle, die mich dort in der freien Natur überkommen, kann ich selbst Dir nicht aussprechen, denn ich vermag sie nicht in Worte zu kleiden. Ich bin so glücklich hier draußen, so glücklich! Oft ist es mir, als müsse ich niederknieen und Gott danken, daß er die Welt so schön, so herrlich geschaffen und mich auch zum geistigen Leben erweckt hat.

Ach, Elisabeth, wenn ich so froh, so glücklich bin, dann wünsche ich so recht von Herzen, Du möchtest es auch sein, Du möchtest fortgehen von den kalten Menschen und zurückkehren in die Heimat, wo wir Dich mit offenen Armen empfangen werden. — Lebe wohl! und schreibe bald Deiner Leonie.

Elisabeth an Leonie.

Den 15. Juni 18..

Liebe Leonie!

Der Wunsch Deines letzten Briefes ist erfüllt, ich gehe fort von Reuisdal und bald. Und weißt Du, wo ich hingehe? Nach Eschenwalde zu unserer lieben, lieben Klara! — Sie hat mir einen herzigen, freundschaftlichen Brief geschrieben und mich gebeten, ihr beizustehen; Herr Hofmann wird leider immer kränker, so daß die Arme sich wenig ihrer Kinder annehmen kann; da sollen Hedwig und Lucie mir ganz übergeben werden, und da Klaras Erziehungsansichten mit den meinigen übereinstimmen, winkt mir der schöne Beruf, die guten, unverdorbenen Seelen ganz zu bilden. Ich teilte Frau van der Velden meinen

Entschluß mit und sagte ihr, daß eine Freundin meinen Beistand verlange; die vornehme Dame war sehr erstaunt, daß ich ihr ruhiges, nobles, behagliches Haus verlassen wolle, um zu so „einfachen Leuten“ zu gehen, wo noch dazu ein „Kranker sicher die Häuslichkeit höchst unbequem machen wird“, und wollte mich bereden, hier zu bleiben. Ich antwortete bescheiden, aber fest, daß ich die Befriedigung meines Lebens nicht in bequemer Ruhe, sondern in dem Gefühle finde, nützlich zu sein. „Hier,“ sagte ich, „kann mich leicht eine andere ersetzen, der Freundin aber bin ich nötig.“ — Frau van der Velden hat meinen Abschied nun bewilligt, wir haben bereits eine Stellvertreterin für mich gefunden, und am 1. Juli, so Gott will, geht es zurück nach meiner lieben Heimat, und da Eschenwalde in der Gegend von B. liegt, so werde ich Dich, meine Leonie, wiedersehen. Meine Hand zittert vor Aufregung, wenn ich von dieser freudigen Aussicht schreibe; sind es doch fast zwei Jahre, daß ich nicht in Deine lieben, lieben Augen sah!

Bald liegt jetzt in Deinen Armen Deine

Elisabeth.

Leonie an Elisabeth.

B., den 8. November 18..

Meine gute Elisabeth!

Seit sechs Wochen sind wir wiederum in die Stadt zurückgekehrt, und mit Mamas wiedergekehrter Gesundheit hatte unser Stillleben, das Dir bei Deinem leider so kurzen Hiersein so gefiel, ein Ende. Täglich laufen Einladungen und Aufforderungen bei uns ein, und ich habe einen schweren Stand bei meinen Eltern, da ich mich den vielen Lustbarkeiten immer mehr entziehe. Ich halte mich in meinem Herzen für gebunden, ich habe gewählt für dieses Leben, denn hat der allmächtige Gott es anders beschlossen, soll ich ihn, auf den sich meine Wünsche richten, nicht erhalten, so bleibe ich unvermählt, das steht bei mir fest. — Wie kann ich nun mit solchen Ansichten und Gefühlen von Ball zu Ball eilen? Wie kann ich die faden

Schmeicheleien und die Galanterien unserer jungen Herren entgegennehmen? O, wie habe ich die Eltern schon gebeten, mir diesen Zwang zu erlassen; aber immer und immer wieder will man ihn an mir üben. — Siehst Du, Elisabeth, ich könnte so glücklich, so zufrieden sein. Meine Zeit verschwindet mir schnell unter den mannigfaltigsten Beschäftigungen, und ich, die ich früher Deine Freude am Lernen nicht begriff, ich teile sie jetzt aufrichtig. Nicht mehr ist mir die Geschichte ein Buch mit verschlossenen Siegeln, Dank sei es Tante Lotte, die mich allmählich durch gute Bücher auf den Weg des Verständnisses führte. Überhaupt hätte ich früher niemals gedacht, was für eine kluge Frau diese einfache Doktorin ist. Sie hat mich das Studium der Literatur und der Geographie lieb gewinnen gelernt; ihr spiele ich die eingeübten Musikstücke, ihr singe ich meine Lieder vor, und du würdest erstaunen, wie klar, wie eingehend ihr Urteil ist. Aber während ich so nach Tante Lottes Angabe meinen Geist bereichere, ist sie es ebenfalls, welche mich in die weiblichen Beschäftigungen einführt, sie mir lieb macht, indem sie mir die Nützlichkeit und Notwendigkeit derselben lehrt, und so, Elisabeth, ist jetzt aus Deiner trägen Freundin ein Mädchen geworden, das gerne und mit Lust vorwärts strebt und arbeitet. Das alles habe ich Tante Lotten und der geheimen Macht zu danken, die in mir waltet und mich treibt. Aber das ist im Grunde noch das wenigste. Aus dem gedankenlosen Dahinvegetieren bin ich erwacht zur Einsicht der Bedeutung des Lebens und zu dem Streben, besser zu werden und für das Gedeihen meiner Seele Sorge zu tragen. Du hast mich gekannt, Elisabeth, böse war ich nicht, aber auch nicht gut. Gedankenlos und leichtsinnig gab ich für törichten Putz große Summen aus, ohne des Elends zu gedenken, das vielleicht in meiner nächsten Nähe herrschte. Das ist nun anders: Tante Lotte kennt jede Hütte der Armut, und Du glaubst nicht, Elisabeth, wie viele Arme es gibt, oft in Umgebungen, wo ich sie nicht gesucht hätte. Aber die Tante hat den Schlüssel, die Herzen der Menschen aufzuschließen, und sie weiß zu helfen

und zu trösten wie keine. Wenn sie mir erlaubt, sie auf diesen Gängen zu begleiten oder eigenhändig zu helfen und zu lindern, dann erfüllt meine Brust ein solches Glück, wie ich es früher nie gefühlt noch geahnt habe. In solchen Augenblicken bin ich weich und gut; ich danke meinen Eltern innig für das reiche Taschengeld, das sie mir geben, kann ich durch dasselbe doch manche Tränen trocknen, manche Hand füllen. O, warum haben nicht alle Reichen Freunde, die sie die Seligkeit des Wohltuns kennen lehren!

Wenn in diesem Jahre die Försterstöchter wiederkommen, so sollen sie an mir eine tüchtige Gehilfin finden; ja, sie werden sich über die hübsche warme Garderobe wundern, die Tante Lotte und ich schon angefertigt haben, denn wir bekommen einen kalten, strengen Winter.

Grüße Hofmanns herzlich. Doktor Wengler läßt sich teilnehmend nach dem Befinden des Gatten der guten Klara erkundigen. Tante Lotte, die Dich sehr lieb gewonnen hat, grüßt Dich bestens. Wie stets aus treuem Herzen Deine

Leonie.

Elisabeth an Leonie.

Eschenwalde, den 6. Januar 18..

Meine teure Leonie!

Nicht so oft, wie ich gerne möchte, kann ich an Dich schreiben, denn meine Zeit ist gar sehr in Anspruch genommen. Herr Hofmann wird durch den Fortschritt seiner schmerzhaften Krankheit immer reizbarer und unzugänglicher, so daß die arme Klara fast nicht mehr von seiner Seite kommt. So sind denn die lebhaften lieben Kinder auf mich allein angewiesen; ich ziehe sie an, beschäftige sie tagsüber mit Lernen oder Spielen, bringe sie abends in ihr Bettchen, und oft war es der armen Klara nicht einmal vergönnt, den Wunsch der Kleinen zu erfüllen und das Abendgebet mit ihnen zu sprechen, so unausgesetzt ist sie an die Seite ihres Gatten gebannt. Klaras zarter Körper unterliegt fast unter der ihr aufgebürdeten Last, und Du

kannst Dir denken, Leonie, daß ich ihr helfe, wo ich weiß und kann; da freilich bin ich dann abends so müde, daß meine Augen zufallen, und von Schreiben nicht mehr die Rede sein kann. Und trotz der vielen Mühen, die unser Leben hier mit sich bringt, wie gerne bin ich hier! Wie erhebt es mich, an Klara zu sehen, was Willenskraft, was aufopfernde Ergebung vermag! Wie treu erfüllt sie alle die Pflichten einer Gattin, die ihr durch die immer gereizter werdende Laune ihres Mannes so erschwert werden. Und wie der Mutter liebevolles Wesen so herrliche Früchte in den Herzen ihrer Kinder reift, das müßtest Du sehen! Es ist rührend, wie die wilden kleinen Mädchen ihre Schritte dämpfen, wenn sie an dem Zimmer des Vaters vorüberkommen, wie sie sich mühen, ihm eine kleine Freude zu machen, daß selbst der unglückliche, ungeduldige Mann freundlich und mild wird. — Dieser Hauch der Menschenliebe, der dieses Haus erfüllt und von Klara ausgeht, hat mir in van der Veldens Hause so schmerzlich gefehlt, und ich bin Gott dankbar, daß er meine schwachen Kräfte gewürdigt hat, der vortrefflichsten der Frauen beizustehen. — Daher, liebe Leonie, muß ich Deine freundliche Einladung dankend ablehnen; Du selbst würdest es nicht wollen, daß ich auch nur auf ein paar Tage Klara verlassen sollte. So Gott will, daß es mit Herrn Hofmann zum Frühjahr oder Sommer besser wird, komme ich dann zu Dir. Vergib, daß ich nicht mehr schreibe, aber die Kinder fragen schon immer: „Tante, bist du noch nicht fertig?“ Da muß ich wohl schließen. Lebe wohl! grüße die Deinen und schreibe bald Deiner Elisabeth.

Leonie an Elisabeth.

Buchenhain, den 20. Mai 18..

Liebste Elise!

Aus der Mitte des schönen alten Forstes erhältst Du diesen Brief, seit vierzehn Tagen bin ich hier bei meinen lieben Freunden. Es ist eine lange Zeit her, seit ich zum letzten Male an Dich schrieb, ich glaube, es war noch im März; aber

wenn Du wüßtest, was ich seitdem alles erlebt habe: Anfang April kam Irma aus der Pension zurück und mit ihr ein buntes Leben in unser durch meine Umwandlung ziemlich still gewordenes Haus. Du bist gewiß begierig, zu erfahren, wie Irma zu uns zurückgekehrt ist, nun denn — als vollständige Dame. Meine Schwester ist ein großes, schönes Mädchen geworden, das mit seinen siebzehn Jahren weit imposanter erscheint als ich mit meinen neunzehn. Irma hat ganz die Manieren einer Französin angenommen, deren Sprache sie fast beständig spricht, und ihre Toilette freut sie nur dann, wenn dieselbe unmittelbar aus Paris verschrieben wurde. — So sehr ich mich auf das Wiedersehen mit meiner Schwester gefreut habe, so schmerzlich hat es mich berührt, ihr kaltes, oberflächliches Wesen zu erkennen. Ihre Talente scheint man in der Pension wohl ausgebildet zu haben, denn Irma singt und spielt und spricht drei Sprachen vortrefflich, aber um das Herz und Gemüt des armen Kindes hat man sich nicht bekümmert. So jung Irma ist, so spielt um ihre Lippen fast immer ein sarkastischer Zug, und Worte des Spottes entströmen oft ihrem schönen Mund. Mit verächtlichem Achselzucken spricht sie von den Sitten und Gebräuchen in unserem Heimatstädtchen; nur was französisch ist, gilt ihr als comme il faut, alles andere ist altmodisch und kleinstädtisch. — Über meinen Umgang mit der guten Tante Lotte hat sie mehr denn einmal gespöttelt und war nicht zu bewegen, ihr auch nur einen nachbarlichen Besuch zu machen; mich selbst hat meine Schwester „philisterhaft“ und „überspannt“ geheißen. — Zürnen kann ich Irma nicht über ihr Wesen, denn die Hände, in die man die junge Pflanze gab, scheinen nicht die besten gewesen zu sein; aber es schmerzt mich, daß ich meine Schwester nur nach Glanz und Flitter streben sehe, und es tut mir weh, daß Mama diese Richtung billigt und unterstützt und daß sie beginnt, mich gegen die jüngere Schwester zurückzusetzen. — Papa wollte, daß wir wie in jedem Jahr, so auch diesen Sommer nach K. gehen sollten, da Seebäder der Mutter so gut tun, aber Irma hat ihn ganz

von dieser Idee zurückgebracht. Unsere Ostseebäder, sagte sie, seien nicht stärkend genug, alle Welt (nämlich was sie „alle Welt" nennt, das heißt die Reichsten und Vornehmsten) gingen zuerst in ein berühmtes, schön gelegenes Bad, zum Beispiel nach Baden-Baden, Karlsbad, Ems, Wiesbaden, und dann in ein Nordseebad, nach Norderney, Scheveningen oder Helgoland. Papa wollte nichts von so großen Reisen wissen, aber Irma wußte so lieblich zu bitten, daß er ihr nachgab; es wurde beschlossen, nach Baden-Baden zu gehen. Mir aber hatten die Eltern schon vorher die Erlaubnis gegeben, Theklas Hochzeit beiwohnen zu dürfen, und da diese bereits Anfang Mai stattfinden sollte, bat ich, zu Hause bleiben zu dürfen. Mein Wunsch wurde leichter erfüllt, als ich hoffte; es war Mama angenehmer, mit der glänzenden Tochter allein zu reisen; ich durfte auf vier Wochen nach Buchenhain. Nach Ablauf dieser Zeit kommt Papa zurück, indes Mama und Irma noch weiter zu reisen gedenken. Ich werde dann Papa die Wirtschaft führen und vielleicht mit ihm allein nach K. hinausziehen; ich freue mich auf diese Zeit, denn wenn mein Vater nicht durch die Mama beeinflußt wird, so ist er gütig gegen mich, und mir schien es, als freue er sich heimlich doch über meine Veränderung. Einmal hat Irma aus Baden-Baden geschrieben, sie sei entzückt über das „Meer von Anbetern", das sie umringt, zu welchen auch der Rittmeister a. D. Herr von Oldenburg gehört; er ist in Baden-Baden, während seine Frau in Paris weilt; ihre Ehe soll eine trostlose geworden sein. Das bedaure ich von Herzen, denn eine unglückliche Ehe sehe ich für das furchtbarste Unglück an, das einen Menschen treffen kann.

Während so meine Schwester im Strudel der Welt ihr Glück sucht, lebe ich hier zufrieden in glückseliger Stille, in liebem Frieden. Am 6. Mai ist unsere Thekla Frau Brandner geworden und nach Buchendorf übergesiedelt. Es war ein stiller, heiliger Tag, dieser Hochzeitstag; alle, die bei der Trauung zugegen waren, nahmen den innigsten Anteil an dem Wohle

dieser beiden. Auch ich war tief bewegt, zuerst Theklas und dann auch wohl meinetwegen; werden meine Wünsche je durch einen solchen Tag gekrönt werden?

Ach, Elisabeth, jetzt ist mir's, als solle ich manchmal recht mutlos werden. Über ein Jahr ist verflossen, und keine Zeile ist mir von ihm zugegangen; o, und ich sehne mich doch recht danach, einmal von ihm zu hören! Oder hat er mich vergessen? Nein, das kann nicht sein, sonst müßte ich es fühlen!

Einmal, als meine Sehnsucht so recht überhand nahm, da faßte ich mir ein Herz und fragte die Doktorin, ob sie nichts von Theodor gehört habe. „Er schreibt selten," sagte sie kurz, „muß sich eben auch plagen und quälen, durch das Leben zu kommen." Das war alles, was die sonst so gesprächige Tante Lotte erwiderte, und mit diesen paar Worten schob sie meine Hoffnungen wieder auf lange hinaus. Aber wie dem auch sei, ich weiche und wanke nicht!

Noch vierzehn Tage bin ich hier, liebe Elisabeth; wenn Du mir schreiben willst, meine Adresse ist: Leonie Waldmann beim Oberförster Stieler in Buchenhain bei B. Ich grüße Hofmanns, vor allem die arme Klara herzlich und bleibe Deine Dich stets gleich liebende

Leonie.

Ein Christabend

Nicht so lange, als Leonie geglaubt hatte, verblieben Frau Waldmann und Irma auf ihrer Reise, denn in den großen Bädern gab es doch noch glänzendere, strahlendere Sonnen als Irma, und so beschlossen Mutter und Tochter, August und September gewohnterweise in K. zu verleben.

Mit besonders gewählten Toiletten langte Irma in dem

kleinen Seebade an, um in weit größerem Maße als früher Leonie der Mittelpunkt der Gesellschaft zu werden.

Auf das Leben der älteren Schwester wirkte Irmas Anwesenheit wenig ein, ja, dadurch, daß diese so reichlich die Eltern, hauptsächlich die Mama zu beschäftigen wußte, blieb Leonie mehr Freiheit als sonst; denn Irma überredete sie niemals zu irgend einer Festlichkeit, ihr war es mehr als gleichgültig, ob die ernstere Schwester daheimblieb oder sie begleitete. Und so standen sich die beiden Töchter des Waldmannschen Hauses fremd und kalt gegenüber.

Irma war reich an Erfindung, sich stets neue Zerstreuungen zu verschaffen, und da mit diesem Hange nach Vergnügungen die Mutter so ganz harmonierte, so waren die beiden ein Herz und eine Seele; wäre Tante Lotte mit ihrer stets gleichen, mütterlichen Liebe nicht gewesen, Leonie hätte die Zurücksetzung schmerzlich fühlen müssen, die sie im Hause der Eltern traf.

Das Weihnachtsfest wurde sonst stets im Waldmannschen Hause aufs festlichste begangen; aber selbst dieses schönste aller häuslichen Feste wollte Irma glänzender, abwechslungsvoller zubringen, und so wußte sie die Eltern zu bereden, über die Festzeit mit ihr nach der Residenz zu reisen, um sich an all den feenhaften Ausstellungen zu ergötzen, mit denen die spekulativen Berliner die Menge zu fesseln wissen.

Leonie wurde nur so im Vorübergehen befragt, ob sie Lust habe, die Reise mitzumachen; auf ihre Verneinung ließ man sie ruhig zu Hause, indes Frau Waldmann und Irma auf längere, Herr Waldmann auf kürzere Zeit nach der Hauptstadt abreisten.

Nun konnte Leonie so recht dieses Alleinsein ausnützen. Stundenlang, halbe Tage lang war sie drüben bei der Doktorin, wo sich, wie alljährlich, auch dieses Mal die Försterstöchter eingefunden hatten.

Fröhlich zwar ging es in dem kleinen Kreise nicht mehr zu, Thekla fehlte zum ersten Male in ihm, und dieses Fehlen gab die erste schmerzliche Lücke; dazu kam, daß Malchen noch

ſtiller und ernſter war als je zuvor, und dieſer Ernſt hatte, wie Trudchen Leonie anvertraute, einen ſchmerzlichen Grund. In dem Städtchen, das Buchenhain am nächſten liegt, war vor kurzem ein junger Mann, ein Forſtbeamter, geſtorben, und dieſer Tod hatte auf Malchen einen ſo tiefen Eindruck gemacht, daß alle unausgeſprochen ahnten, was Malchen verloren. Nun wetteiferten Trude und Leonie, dem armen Mädchen Gutes und Liebes zu erweiſen, was dieſes dankbar anerkannte. Die bunte Fröhlichkeit aber, das heitere Lachen, das ſo oft in dieſen Räumen ertönt hatte, als Theodor Janſen und Thekla noch dem Kreiſe angehörten, wollte nicht wiederkehren.

Die beiden Mädchen waren wiederum nach Buchenhain zurückgekehrt; wie hätten ſie wohl am Weihnachtsabend von Hauſe fern ſein mögen!

„Nun, Leonie," ſagte Frau Wengler, „willſt du den Weihnachtsabend mit uns feiern? Du biſt uns willkommen."

So gerne nun auch Leonie bei der Tante drüben weilte, dieſes Mal hätte ſie lieber die Einſamkeit vorgezogen. War ihr doch ſo weh, ſo gar traurig zu Mute, nahte ja ſchon zum zweiten Male das ſchöne Chriſtfeſt, ohne daß eine Kunde von dem Fernen zu ihr gelangt wäre! Sollte er ihrer doch vergeſſen haben?

Tränen füllten unwillkürlich die Augen des jungen Mädchens, als es bat: „Laß mich lieber daheim, Tante, ich werde keine fröhliche Geſellſchafterin ſein; es ſchmerzt mich zu ſehr, daß Mama und Papa und Irma mich zum Feſte ſo allein laſſen konnten."

„So, du willſt alſo ganz einſam ſein?" fragte Tante Lotte. „Nun gut, gut, ich will dich nicht zwingen. Leid aber iſt es mir ſchon, ich hatte es mir ſo hübſch ausgedacht, daß wir armen, alten Leute auch einmal ein Töchterchen haben ſollten, das uns den Chriſtbaum ſchmücken würde. Aber ſo iſt es wieder nichts."

Leonie ſah die Tante jetzt recht innig an, dann umſchlang ſie dieſelbe und rief: „Doch, gute Tante, ich will euch den Chriſt-

baum putzen und bei euch sein! Wenn ich weiß, daß ihr es wünscht, daß es euch glücklich macht, so komme ich. O, ich möchte so gerne zu irgend eines Menschen Glück beitragen und doch komme ich nie dazu; überall bin ich entbehrlich. Ihr liebt mich, ihr kennt mich besser als die Meinen, bei euch will ich sein und mich als euer Kind fühlen!"

Und nun war aller Trübsinn fort, nun gab es der Doktorin hier und dort zu helfen, und es ging ganz prächtig mit dieser Hilfe, obgleich Tante Lotte ihr neues Töchterlein gewaltig in Anspruch nahm und es vieles ganz allein tun ließ.

„Den Baum, Leonie, sollst du ganz allein aufputzen," sagte Frau Wengler, „damit sollst du mich und den Alten überraschen." Das war ein liebes Geschäft für das junge Mädchen, und unter Tannengrün und Weihnachtsduft erwachte wieder die Zuversicht in seinem Herzen, und die Hoffnung flüsterte gar lieblich: „Übers Jahr schmückst du vielleicht für ihn den Weihnachtsbaum."

„Ich darf die Lichter anzünden, Tantchen, nicht wahr, und nach euch klingeln?" fragte Leonie, als der feierliche Augenblick der Bescherung nahte.

„I bewahre, das fehlt noch," meinte die Doktorin, „du bist das Kind, du warteſt ruhig im kleinen Blumenkabinett, bis das Zeichen ertönt. Im Vertrauen: du wirst mit deinem Geschenk zufrieden sein, wir haben was Prächtiges für dich verschrieben. Ja, ja, nur nicht so gestaunt und da hinein, sonst verrate ich es noch, und das darf nicht sein!"

Bei diesen Worten fühlte sich Leonie in das kleine Kabinett geschoben, und die Tür wurde hinter ihr verschlossen. „Gute, liebe Tante Lotte," dachte sie, „was ich mir wünsche, kannst du mir doch nicht geben."

Das kleine Zimmer war wie immer durch ein Hängelampe freundlich erhellt, und Veilchen und Rosen dufteten darin, als wäre es nicht Weihnachtszeit, sondern warmer, sonniger Sommer.

„Hier ist's gut weilen," sagte Leonie vor sich hin, „die

Tante braucht sich gar nicht zu übereilen, hier will ich mich ein bißchen ausruhen."

Und sie setzte sich auf das kleine Strohfußbänkchen, legte den Kopf an das weiche, grüne Kanapee und wollte so ein Weilchen schlummern, denn die ungewohnte Arbeit des Tages hatte sie müde gemacht.

Ihre Gedanken kamen und gingen und wandten sich immer wieder dem einen lieben Gegenstande zu, und so wußte das Mädchen nicht, ob es schlafe oder wache, als es auf einmal seinen Namen hörte.

„Leonie!" flüsterte es ganz vernehmlich.

Leonie lächelte selig vor sich hin. „So will ich weiterträumen," flüsterten ihre Lippen, „das ist ein schöner Traum."

„Schläfst du?" flüsterte es wieder.

„Ich glaube!" klang die Antwort.

„Aber ich möchte in deine Augen sehen. Bitte, Leonie, öffne die lieben Augen!"

„Nein, nein!" sagte das Mädchen.

„Aber warum nicht?"

„Weil dann dein Bild verschwindet und ich wieder wie so lange, lange Zeit allein bin!"

„Nein, Leonie, nun sollst du nicht mehr allein sein, nun bin ich gekommen, mein süßes Lieb heimzuholen, nun bleibe ich bei dir!" und seine Hand faßte die ihre.

Bei dieser Berührung richtete sich das Mädchen empor, es öffnete die Augen, es erblickte den so heiß, den so treu geliebten Mann. „Theodor, o mein Gott, das war kein Traum, du bist zurückgekehrt! Du gehst nicht wieder fort?" rief sie glückselig.

„Ich gehe, Leonie, ich gehe bald, aber so Gott will, mit dir, mein süßes Herz! Willst du?"

„O gewiß, ich will!" jubelte Leonie. Und Theodor schlang seine Arme um die geliebte Braut und zog sie endlich nach den Jahren des Wartens, des Sehnens an sein treues Herz, und die lange, ihr oft so schwer gewordene Beherrschung löste sich in heiße Tränen auf. Das so standhafte Mädchen weinte

wie ein Kind bei dem lang ersehnten und doch so plötzlich erschienenen Glück.

Theodor ließ die Geliebte gewähren, auch er war tief bewegt. Endlich flüsterte er: „So habe ich also wirklich meine kleine Waldblume gefunden; das Glück läßt sich ja gar nicht fassen!“

„Hast du gefürchtet, daß es anders sein könnte?“ fragte Leonie mit zärtlichem Vorwurf.

Der junge Mann sah sie tief und innig an: „Nein, ich kannte dein großes, gutes Herz, deinen treuen Kindersinn.“

„Warum dann aber diese lange Prüfung?“

„Du mußtest dich selbst kennen lernen, klar mit dir und der Welt werden, und ich mußte mir durch Kampf erst dich holdes Kind verdienen. Beide gehen wir so sicherer unserem Glücke entgegen. — Hast du auch keine Furcht, so weit, weit mit mir fortzugehen von Heimat und Familie?“

„Nein,“ sagte Leonie fest, „seit du wieder bei mir bist, zog dasselbe glückselige Gefühl in meine Brust, das mich auf jener Heimfahrt zum ersten Male überkam, das Gefühl, geborgen zu sein vor allem Bösen und den sicheren Hafen erreicht zu haben, in dem die ganze Welt mir nichts anzuhaben vermag.“

„So ist's recht, du liebes Mädchen, und so soll's auch bleiben. Gott sieht in mein Herz und weiß, daß darin nur der eine Wunsch geschrieben steht, dich, meine Leonie, glücklich zu machen und das Glück, das mir dein Besitz geben wird, zu verdienen.“

* * *

Die rührige Doktorin, die mit allen Dingen so rasch fertig zu werden wußte, war heute recht langsam, das mußte man sagen. Schon über eine halbe Stunde war verflossen, und noch immer wurde das Zeichen mit dem Glöcklein nicht gegeben, das zur Bescherung rief. Aber die gute Tante wußte wohl, daß die zwei bereits ihre Bescherung hatten und daß sie ihr Glück wohl auch ohne Lichterbaum und Tannengrün emp-

fanden; daher beeilte sie sich nicht, das junge Glück zu stören. Machen wir es wie sie und überlassen wir das glückliche Paar sich selbst im kleinen, blumenduftenden Gemache.

„Nun, Doktorchen, jetzt mein' ich, sei's an der Zeit, den Weihnachtsbaum anzuzünden, jetzt haben sich die Kinder gewiß schon miteinander verständigt," meinte die Doktorin.

Herr Wengler lachte. „Hahaha," sagte er, „glaub's selbst, werden nicht lange dazu gebraucht haben! Hätte wohl ein Mäuschen sein mögen und zuhören, was der ernste Herr Doktor dem lieben, schönen Dinge zu sagen hatte!"

„Pfui, Alter," entgegnete die Doktorin, „das war kein guter Wunsch. Denke einmal, ob es dir angenehm gewesen wäre, wenn man uns vor achtundzwanzig Jahren belauscht hätte."

„Nein, wahrhaftig nicht, Mütterchen, und es war auch nur Spaß. Aber, weißt du, ich kann es noch immer gar nicht fassen, daß Theodor und das Mädchen sich lieben sollen. Ja, weißt du es denn so gewiß, daß sich der Junge keinen Korb holen wird?"

„Ja, das weiß ich gewiß!" sagte lachend die Doktorin.

„Wer hat dir denn das gesagt?"

„Meine Augen, Alterchen! Ihr Männer mögt sehr klug, sehr gelehrt sein, in dem Punkt aber sind wir Frauen allemal gescheiter. Aber jetzt schnell, Papachen, zünde die oberen Lichter an, da hinauf reiche ich nicht. Ha! wie der Christbaum blitzt, wie reich ihn Leonie mit Gold und Zuckerwerk behangen hat; sie glaubte, es gelte uns, Papachen, und war darum so freigebig; gut, daß das Kind nicht wußte, für wen es eigentlich den Baum schmückte, sonst hätte es ihn so reich behangen, daß seine schönen grünen Zweige geknickt wären!"

Nun ertönte der einladende Schall des Glöckleins, es öffnete sich die Tür, und die zwei traten miteinander ein, die heute das seligste Christfest ihres Lebens feierten.

„Tante," rief Leonie, „liebe, liebe Tante Lotte!" Mit diesen Worten umschlang das junge Mädchen zärtlich die treue Freundin und barg ihr Antlitz voll seliger Scham an ihrer Brust.

„Kind, liebes Kind, Gott segne dich!“ entgegnete bewegt die treue Seele und drückte mit mütterlicher Innigkeit einen Kuß auf die glühende Stirn ihres Lieblings.

„Gratuliere mir, Onkel,“ gebot Theodor, „du siehst in mir den glücklichsten aller Menschen!“

„Natürlich, natürlich, ich bin ganz überzeugt davon, dafür hält sich jeder Verlobte! — Nun, und du, meiner Seel', hast Ursach' dazu; die Leonie würde mir auch gefallen, hab' immer so im stillen gedacht, die hätt' ich auch geheiratet.“

„Alter, Alter!“ drohte die Doktorin.

Aber das junge Mädchen war dem fröhlichen Manne dankbar für seinen Scherz; denn da alle über denselben lachen mußten, so fühlte Leonie die Befangenheit von sich weichen, die ein Mädchen stets überkommt, wenn es zum ersten Male seine Liebe vor Zeugen bekennen muß.

Gar mancherlei Gaben hatten Doktors für ihr Nachbarkind besorgt, aber heute durften sie es nicht ungütig aufnehmen, daß dieses wenig Blicke für dieselben hatte; ein Veilchenstrauß mit einer frischen, schönen Rose, den Theodor für die Geliebte mitgebracht, stach alle Liebesgaben aus, und das nahm weder die Tante noch den Onkel wunder. Hatten sie doch ihre eigene selige Frühlingszeit gehabt!

Heute war der Doktor auch just in seiner allerbesten, seiner Sonntagslaune, und er neckte das junge Bräutchen immerzu und gab ein Rätsel auf, „was wohl im Zimmer noch heller als die Wachslichter strahle,“ und als man diese schwierige Aufgabe nicht löste, lachte er sich ins Fäustchen und sagte: „Leonies Augen!“ So währte die Festesluft und Freude noch weit länger als die bunten Wachskerzen, die allzu früh ihr kurzes Leben aushauchten.

Trotz all der herzlichen Fröhlichkeit erschien es Leonie doch, als ob hie und da ein Schatten über des Teuren Züge glitte, und als sie sich ein Weilchen mit ihm allein sah, faßte sie sich ein Herz und fragte nach dem Grunde desselben.

„Vergib mir,“ sagte er, „aber siehst du, mein Glück, mich

von dir geliebt zu sehen, ist so groß, daß ich zitternd daran denke, daß dieses Glück mir noch entrissen werden kann, daß deine Eltern es noch nicht bestätigt haben."

„O, da sei ruhig und glaube sicher, mein Vater wird uns nicht entgegen sein."

„Aber deine Mutter?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete Leonie kleinlaut, „aber auch sie wird nicht so grausam sein, mir mein Lebensglück zu zerstören; überdies ist ja der Vater die Hauptsache, und ihm ordnet sich in solchen Fällen doch die Mutter unter."

„Und wann kehrt dein Vater zurück, Leonie?"

„Übermorgen, indes Mama und Irma bis nach Neujahr fern bleiben!"

„So werde ich gleich am Tage seiner Ankunft mit deinem Vater sprechen."

„So bald schon?" fragte Leonie ängstlich.

„Gewiß, meine Geliebte, erst dann kann ich mit vollstem Rechte ‚meine Braut' zu dir sagen. Selbst ein Glück wie das unsere kann der Eltern Segen nicht entbehren."

„Du hast recht, wie immer," sagte Leonie warm, und wiederum gesellte sich ihrer Liebe der beglückende Stolz zu, einen Mann zu lieben, der selbst in Augenblicken höchsten irdischen Entzückens keinen Fußbreit vom Wege der Ehrenhaftigkeit und des Rechtes abwich; ja, einem solchen Manne konnte sie ohne Zagen das Glück ihrer Zukunft anvertrauen.

Heute verlangte die Doktorin Leonies Hilfe beim Teetisch nicht, heute sollte sie ganz ihrer reinen Freude leben dürfen; hatte sie sich die Seligkeit dieses Abends doch durch Jahre der Selbstbeherrschung und Einsamkeit erkauft!

Als die Wellen des Glückes ruhiger zu schlagen begannen, als nach dem Entzücken des Wiedersehens die ruhigere Freude des Besitzes zu keimen begann, da erzählte der junge Mann von seinem Leben und seinem Kämpfen in jenem schönen, lieben Rheinstädtchen, das nun des nordischen Mädchens Heimat werden sollte, welches trotz all seines Glanzes die grünen

Wogen des Rheins, die lieblichen Rebenberge, die kühnen Felsen und Burgruinen, die lachenden Städte und Dörfer an seinen Ufern noch nicht gesehen hatte. Das alles sollte es nun mit ihm kennen lernen.

Wie hübsch wußte Theodor von seinem schönen Heimatland zu berichten. Leonie sah sich bereits in Gedanken auf dem lieben grünen Rheinstrom und ließ sich von den alten Burgen Sagen aus nebelgrauen Fernen erzählen.

„Ja, ja, nun geht ihr fort," sagte traurig die Doktorin, „nun bleiben wir Alten ganz einsam und können wieder allein Weihnachten feiern! — Ob du nächstes Jahr wohl noch hier bist, Leonie?"

„Das will ich nicht hoffen!" fiel Theodor rasch ein. „Wir waren lange genug voneinander getrennt. Jetzt, will's Gott, bleiben wir beisammen."

„Oho, du willst wohl das Kind sogleich und ohne weiteres mit dir nehmen?"

„Wenn die Eltern nichts dagegen haben, allerdings," sagte Theodor freimütig.

„Nun, das schlage dir nur aus dem Sinn," antwortete Tante Lotte, „bei uns zu Lande freit man nicht so rasch, und Waldmanns sind gewiß nicht die Leute, die ihr Kind so im Augenblick mit einem wildfremden Mann in die weite Welt ziehen lassen."

Leonie aber sah ganz so aus, als hege sie gar kein Bedenken, so bald als möglich mit dem „wildfremden Manne" zwar nicht in die weite Welt, aber bis zum schönen Rhein zu wandern.

Als an diesem Abend der Diener kam, Leonie heimzuholen, schickten Doktors ihn nicht, wie an jenem Abend vor zwei Jahren, allein fort; der Bräutigam, dem noch das Jawort der Eltern fehlte, durfte die Braut nicht heimbegleiten. Für heute sagten die zwei sich lebewohl. Ach, welch ein anderes, glücklicheres Lebewohl als in jener Winternacht nach langer inhaltsvoller Fahrt!

Die kleinen Gaben der Doktorin ließ Leonie noch „bis morgen"

auf dem Weihnachtstisch, den Strauß von Theodor aber nahm sie mit heim. Veilchen und Rosen um die Weihnachtszeit müssen gehegt und behütet werden, daß ihnen kein Leid geschieht.

Vereint.

Der Vater kehrte heim. Zärtlich und innig eilte ihm Leonie entgegen und doch erzitternd in dem Gedanken, daß von seinem Ausspruch jetzt das Glück ihres Lebens abhängig sei.

Wohl hatte Theodor dem zagenden Mädchen versprochen, das erste Wort auszusprechen und noch heute mit Herrn Waldmann zu reden. Aber nun, da die Tochter sich mit dem Vater, der sich ihr ja schon einmal in einer ernsten Lebensfrage so gütig gezeigt hatte, allein sah, nun schmolz alle Furcht, alles Bangen vor dem Wunsche, des Vaters Segen zu erhalten, und ehe das Mädchen selbst wußte, wie es gekommen war, hatte sie ihr seliges Geheimnis verraten und flehte um seine Zustimmung.

Gar so überaus verwundert war nun Herr Waldmann nicht. Der kluge Mann hatte längst geahnt, daß die Doktorin nicht allein die mächtige Umwandlung Leonies vollbracht hatte, das mußte ein stärkerer Magnet sein, der das im stande gewesen war. Wer den Charakter und die Sinnesart des Herrn Waldmann kannte, der mußte sich wohl selbst sagen, daß ein junger, wenig bemittelter Arzt kein Schwiegersohn nach dem Herzen des Großhändlers war; da dieser aber den festen Willen seiner Tochter kennen gelernt hatte, so verschmähte er es, ihr gegenüber aufzubrausen oder gar gleich verneinend zu antworten. In ruhigen Worten machte er sie auf das Gewagte einer Verbindung aufmerksam, in welcher sie alle die Ansprüche und Genüsse aufgeben mußte, an die sie sich im Hause der Eltern gewöhnt hatte.

Leonie hörte aufmerksam die Ausstellungen ihres Vaters mit an, dann sagte sie ruhig: „Diese Bedenken könntest du allerdings hegen, Papa, wenn ich noch die Leonie von früher wäre; die liebte den Putz, das Wohlleben, die Vergnügungen über alles. Aber siehst du denn nicht, Papa, daß dein Kind lange, lange schon nichts mehr von alledem wissen will? Was habe ich denn in den letzten Jahren begehrt, das die Stellung meines künftigen Gatten mir nicht ebenfalls zu bieten vermöchte? — O Vater, ich habe gelernt, ein stilles, wahres Glück dem Beifalle der Welt vorzuziehen, ich begehre nicht mehr zu glänzen oder die Leute von mir reden zu machen. Habe ich aber allen Lustbarkeiten, allen Genüssen entsagen können, die eure Güte mir bot, nur in der Aussicht auf die Möglichkeit seines Besitzes, so kannst du wohl denken, lieber, einziger Papa, daß mich das Glück, an Theodors Seite durch das Leben zu gehen, reichlich, überreichlich für alles entschädigen wird, das nach euren Begriffen ein Aufgeben ist. Papa, ich bin dir zu großem Danke verpflichtet, weil du mich nicht zu jener verhaßten Ehe gezwungen hast; du wolltest dein Kind nicht unglücklich sehen, und dafür danke ich dir. Aber gehe jetzt noch weiter, Papa, lasse dein Kind glücklich werden; glücklich und gut, denn das muß ein Weib durch Theodor werden.“ So bat, so schmeichelte Leonie lange, lange mit bittender, kindlicher Stimme und wußte alle Einwendungen Herrn Waldmanns so zuversichtlich zu widerlegen, daß dieser endlich das Versprechen gab, am Nachmittage mit Theodor Jansen zu sprechen.

„Aber freundlich mußt du sein, freundlich und lieb, Papa,“ bat die Tochter.

Diese Bitte war überflüssig, denn Theodor war nicht der Mann, der sich schroff und barsch gegenübertreten ließ, und die bei aller Bescheidenheit doch sichere und freimütige Art seines Auftretens imponierte dem Großhändler auch so, daß er, er wußte selbst nicht wie es kam, gar keinen Einwand erhob und dem jungen Manne die Hand seiner Tochter nicht zu versagen vermochte. Hocherfreut dankte Theodor mit herz-

lichen Worten und wollte Leonie sogleich von diesem Glücke in Kenntnis setzen. Aber Waldmann hielt ihn noch zurück. Die große Freude, die der junge Doktor zur Schau trug, machte den Kaufmann stutzig. Ihm kam der mißtrauische Gedanke, daß auch dieser Freier auf eine große Mitgift seiner Tochter rechne. Wie aber wurde der Großhändler beschämt, als er nun vernahm, daß es eine ausdrückliche Bitte des Doktors war, ihm die Braut ohne jede Geldmitgabe anzuvertrauen, da eine solche seinem männlichen Selbstgefühl widerstrebe. Von diesem Augenblicke an betrachtete Waldmann den zukünftigen Sohn mit einer an Bewunderung grenzenden Hochachtung und fürchtete nicht mehr für das Glück seiner Tochter; denn gerade diese Uneigennützigkeit bewies ihm, daß sein Kind um seiner selbst willen geliebt wurde, und daß Theodor Jansen die Kraft in sich fühle, der selbständige Ernährer einer Familie zu werden. Wie ein ganz mittelloses Mädchen aber sollte Leonie nicht aus dem Elternhause scheiden, dazu konnte sich der Stolz des Großhändlers nicht verstehen, und das Glück des jungen Paares wäre unfehlbar gescheitert, wenn Theodor nicht vorläufig in dieser zarten Angelegenheit der Nachgebende gewesen wäre.

Nun brachen glückliche Tage für die Liebenden an, und Leonies ganzes Wesen atmete eine solche Glückseligkeit, eine so rührende Dankbarkeit gegen den gütigen Vater, daß dieser kein Herz hätte haben müssen, wenn ihn das Glück seines Kindes nicht mitbeglückt hätte. Auch Theodor verstand es, sich die Achtung und Neigung seines Schwiegervaters zu gewinnen, und wie verschieden auch Herr Waldmann und der junge Arzt in ihren Lebensansichten waren, seine Achtung konnte der ältere Mann dem jüngeren nicht versagen.

Gleich nach Neujahr kehrte Frau Waldmann und Irma aus der Residenz zurück; das Erstaunen der beiden, als sie Leonies Verlobung vernahmen, war groß, und Frau Waldmann war bei weitem nicht so bereit, ihre Einwilligung zu derselben zu geben, als es ihr Gatte getan.

Wenn sie diesem nun auch schließlich nachgeben mußte, so

konnte die eitle Frau es doch nicht über sich gewinnen, Theodor als Sohn zu begegnen; sie blieb steif und kühl gegen ihn und mürrisch gegen Leonie, während Irma ganz mit der Verlobung der älteren Schwester zufrieden schien; die einzigen Worte, die sie über dieselbe sagte, waren: „Du machst für deine Ansprüche und Ansichten die passendste Partie der Welt.“ Im übrigen ging das herzlose Mädchen seinen eigenen Weg und hinderte die Schwester wenig.

Leonie empfand es wohl, welch ein Opfer Theodor brachte, die Unfreundlichkeiten ihrer Mutter zu ertragen; daß er ihr trotzdem immer gleich achtungsvoll begegnete, gab Leonie einen neuen Beweis seines trefflichen Charakters und seiner männlichen Beherrschung.

Frau Waldmann hatte die Freude, den unwillkommenen Gast bald abreisen zu sehen, denn seine Praxis, die sich in den wenigen Jahren schon ziemlich ausgedehnt hatte, erlaubte dem jungen Arzte nicht, sich einen längeren Urlaub zu nehmen. Es war bestimmt, daß die Hochzeit bereits im Mai stattfinden sollte, und so schickte sich denn das glückliche Paar in diese kurze Trennung leicht, durfte es sich dieselbe doch durch Briefe versüßen.

Leonie ihrerseits hatte nun genug zu schaffen, zu überdenken, zu besorgen, denn sie ließ es sich nicht nehmen, ihre Aussteuer unter ihren Augen anfertigen zu lassen; wie man denken kann wurde sie in dieser, für eine Braut stets angenehmen Beschäftigung von Tante Lotte bereitwilligst unterstützt.

So war er denn gekommen, der „wundervolle Monat Mai“, und schon konnte Leonie die Tage zählen, bis sie dem Manne ihres Herzens folgen sollte für immer. Und wenn man in dem reichen Hause auch wenig von den Vorbereitungen zu einem Hochzeitsfeste wahrnehmen konnte, so bereitete sich Leonie selbst doch würdig auf diesen wichtigen und ernstesten Tag ihres Lebens vor; ihr Herz war erfüllt mit den besten Vorsätzen für das Glück des Geliebten, ihr ganzes Wesen war verklärt, wie nur eine echte, eine wahre Liebe es zu verklären vermag,

und selbst auf die oberflächliche Frau Waldmann blieb das jetzt in Wahrheit Leibreizende in Leonies Charakter nicht ohne Einfluß. Die Mutter wurde wieder milder und gütiger mit dem verkannten Kinde, wie sie es seit lange nicht gewesen war, und jeder Wunsch der scheidenden Tochter wurde erfüllt.

So wurde denn auch ihre Bitte, Elisabeth, ihre trauteste Jugendfreundin, noch einige Zeit bei sich zu sehen, gerne gewährt. Elisabeth kam auf einige Wochen, diese der Freundin zu widmen, von der sie nun wieder auf lange hinaus getrennt sein sollte.

Gerne ließ Klara Hofmann die Treue ziehen, die, das sah die verständige Frau wohl ein, der Erholung nur gar zu sehr bedurfte, denn Tag und Nacht, konnte man wohl sagen, hatte sie der Freundin ihre Kräfte geweiht.

Was Elisabeth nun Leonie von dem Leben in dem Hofmannschen Hause mitteilte, war traurig genug: Herr Hofmann litt noch immerfort, bald mehr, bald minder; an Heilung der kranken Brust war nicht zu denken, ebensowenig aber konnte ein Arzt bestimmt sagen, wann diesem Jammer durch den Tod ein Ende gemacht werden würde.

„Die arme Klara," sagte Leonie mitleidsvoll, „was muß sie leiden, ihren Gatten so Schweres ertragen zu sehen."

„Und mit welch bewundernswürdiger Ergebung fügt sie sich in alle diese Entbehrungen und unsäglichen Mühen," entgegnete Elisabeth, „mit welch aufopfernder Liebe umgibt sie den Mann, den nicht ihre Liebe, sondern nur der Eltern Wille ihr erkor."

„Wie, sie hat ihren Gatten nicht aus Liebe erwählt?" fragte Leonie schaudernd.

Elisabeth verneinte. „Die Arme war ein halbes Kind und zu schwach, sich dem Wunsche ihrer Eltern zu widersetzen," sagte sie.

„Begreifst du das, Elisabeth, könntest du einem Manne dich vermählen, zu dem dich nicht die Liebe führt?"

„Nein," sagte Elisabeth fest. „Und Klara hat den unüber-

legten, unnatürlichen Schritt gebüßt genug, denn sie ist durch eine wahre Schule der Leiden gegangen, aus der das wahre Gold ihres Herzens und Charakters rein und geläutert hervorging. O Leonie, glaube, was ich auch für die edle Frau tue, es ist nichts im Verhältnis zu dem, was sie mir gegeben, indem ich einen Blick in eine so hohe, reine Menschenseele, wie die ihre ist, tun durfte."

„Du bist also glücklich in jenem Hause, Elisabeth?"

„Ich bin es, denn ich habe einen Wirkungskreis, der meiner Kräfte würdig ist; mir ward mein Wunsch erfüllt, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein, ich habe eine Pflicht, deren treue Ausübung mich befriedigt, also bin ich glücklich und zufrieden."

„Du gutes, gutes Mädchen! Aber siehst du, Elisabeth, ich möchte dich gerne noch mehr beglückt, anders beglückt sehen, so — wie ich es bin! — Sag mir, Elisabeth, hast du noch nie daran gedacht, dich zu verheiraten?"

Auf diese Frage, die Leonie forschend an die Freundin richtete, sah ihr diese frei und harmlos ins Antlitz.

„Nein, Leonie," sprach sie dann lächelnd, „daran habe ich sicher noch niemals gedacht, und ein anderer wohl auch nicht; ich bin noch nicht in die Versuchung gekommen, darum befragt zu werden."

„Aber wie ist das nur möglich; du, das beste Mädchen der Welt, solltest noch nicht geliebt worden sein?"

„Du vergissest in deiner Güte, mein Herz, daß deine Elise blutarm ist, und daß man eine Gouvernante nicht viel besser als eine Dienerin betrachtet. — Aber darum gräme ich mich nicht; o, und ich habe durchaus nicht im Sinne, immer meine Heimat in anderen Häusern zu suchen. Ich werde später, wenn ich erst älter sein werde, meine eigene kleine Schule anfangen, dann kommt Barbara zu mir, und dann sollst du sehen, daß wir die hübscheste Altejungfernwirtschaft der Welt miteinander führen werden; dann mußt du mich einmal in meinem Heim besuchen."

„Nein, du mich in dem meinigen," bat Leonie, „denn du mußt wissen, daß ich das niedlichste kleine Haus der Welt haben werde. Es steht mitten im Garten und ist mit Wein und Efeu umrankt, der schon so alt, so alt ist, älter als Theodor, denn sein Vater pflanzte ihn gleich nach seiner Vermählung. Theodor hängt sehr an dem Hause und liebt es, weil er eine so glückselige Kindheit darin verlebt hat, und ich liebe es auch deswegen und freue mich auf den hübschen kleinen Garten, der so viel Rosen haben soll, und auf den grünen Rhein und auf die Rebenhänge. Du wirst sehen, Elisabeth, ich werde es wundervoll haben."

„Ja, wie ein echtes simples Bürgerstöchterlein!" spöttelte Irma, die hinter einer dichten Portiere das Gespräch der beiden mitangehört hatte. „Ich würde dir raten, die ‚Luise' von Voß zu studieren und dann deinen neuen Haushalt ganz so altväterisch und idyllisch einzurichten."

„Laß deinen Spott, Irma, solche Pfeile prallen an der Brust des Glücklichen machtlos ab, und traue uns Geschmack und Erfindung genug zu, um auch ohne den lieben, alten Voß zu wissen, was für uns gut ist," entgegnete Leonie ruhig und heiter.

„Chacun à son goût," zuckte Irma mit den Achseln und rauschte von dannen.

„Irmas Zukunft beängstigt mich, wenn ich sie also höre," sagte Elisabeth ernst.

„Habe keine Furcht, Elise; ich war im Alter meiner Schwester nicht viel anders als sie."

„O Leonie, da hast du dich selber verkannt, so herzlos bist du nie gewesen; durch deine Flatterhaftigkeit, durch deinen Übermut klang überall dein warmes, weiches Herz hindurch. Leonie, du, mit deinem heiteren Sinne, deinem Kindergemüt, mußt ja einen Mann glücklich machen."

„Das gebe Gott!" sagte Leonie, und das kam aus tiefstem Herzen.

Man kann sich denken, wie glücklich die gute Tante Lotte im Beisammensein mit diesen beiden Mädchen war; die alte

Frau mit dem weiten, warmen Herzen liebte die Jugend so sehr und nun gar, wenn die Jugend so war, gut und brav und gediegen wie Elisabeth und Leonie.

Da Leonie darauf bestand, daß Doktor Wenglers, Thekla und deren Mann, der Oberförster mit seinen Töchtern ihrer Hochzeitsfeier beiwohnen sollten, so beschränkten Waldmanns ihre anderen Einladungen sehr; sie hatten zu wenig Bekannte, die zu „dieser Art von Leuten" paßten. Von der Seite des Bräutigams waren keine Verwandte zu erwarten, da er keine nahen Angehörigen besaß; nur einen Jugendfreund wollte er mitbringen, so schrieb er, und diesen Jugendfreund bestimmte Leonie alsbald zu Elisabeths Brautführer, indem sie schalkhaft sagte: „Der wird dir sicher gefallen."

„Woher vermutest du das?" fragte Elisabeth verwundert.

„O, ich vermute es nicht allein, sondern ich weiß es bestimmt. Willst du wetten, Lieschen, daß ich recht habe?"

Gewettet wurde nun freilich nicht, aber doch hatte die Freundin wahr gesprochen, denn der Jugendfreund des Bräutigams war niemand anders als Doktor Stein, der verehrte Lehrer Elisabeths. Das war ein fröhliches Wiedersehen, dessen sich Lehrer und Schülerin herzinnig erfreuten und dann mit Interesse sich ihre gegenseitigen Schicksale mitteilten.

Doktor Stein war bereits seit einem Jahre nicht mehr in Berlin, das dortige Institut hatte also seinen besten Lehrer verloren; die betagte Mutter, um derentwillen der gute Sohn so lange jene Stelle beibehalten, war nicht mehr, und somit führte der Doktor seinen Lieblingsplan aus; er hatte sich in Bonn, in der Nähe seiner und Theodors Vaterstadt, als Privatdozent niedergelassen.

Als Irma den stattlichen Freund ihres Schwagers erblickte, sagte sie zu Leonie: „Man kann dem Fremden die Ehre erweisen, mich ihm zur Brautdame zu geben." Und als das eitle Mädchen darauf erfuhr, daß Elisabeth bereits dazu bestimmt war, empfand es keinen geringen Ärger, „die unbedeutende Gouvernante" sich vorgezogen zu sehen.

Und dann kam der Hochzeitstag, der Gang zur Kirche. Am Arme ihres Bräutigams schritt sie durch die lange Kirchenhalle dahin, die liebliche Braut in Kranz und Schleier und dem einfachen weißen Taffetkleide.

Und mit welch anderen Gefühlen hörte sie auf die erhebenden Worte des Pfarrers, jenes Mannes, der schon in ihren Jugendtagen an dieser heiligen Stätte zu ihr sprach. Ja, wohl ihr, der jungen Seele, daß sie jetzt von jenen Hochmutsgedanken, jener weltlichen Eitelkeit, die sie jahrelang in ihrem Bann gehalten hatten, so weit entfernt war. Die Leonie von heute war ein besseres, ein würdigeres Wesen, das in kindlicher Demut dem lieben Gott für diesen Tag dankte.

Aber nächst ihm wußte sie wohl, wer den meisten Anspruch an ihren Dank habe, das war die gute, die rechtschaffene Tante Lotte, diese Frau mit dem schlichten Wesen und dem Herzen wie Gold; und diese treue Seele umschlang Leonie glücklich in dem ersten unbewachten Augenblick, der sich der bräutlich Geschmückten darbot, und die paar herzlichen Worte, die diese ihr zum Abschied noch mit auf den Weg gab, wurden für die junge Frau zu Lebensregeln, die sie nie vergessen hat.

Es herrschte keine laute Festesfreude bei der Hochzeitsfeier, aber das innige Glück des jungen Paares übte unwillkürlich seinen Einfluß auf die Anwesenden aus und stimmte diese zuversichtlich und froh, daß es dem lieben Mädchen, das nun Heimat und Eltern verlassen sollte, um dem Manne zu folgen, auch fern vom Vaterhause wohl ergehen werde.

Es ist ein wunderbarer Tag, solch ein Hochzeitstag; wie sind es der Gefühle so verschiedene, die das Herz einer Braut bewegen und es bald froh und hoffnungsvoll, bald scheu und bangend schlagen lassen. Wie gerne ging Leonie mit dem Geliebten, wie schrankenlos war ihr Vertrauen zu ihm, wie freudig die Zuversicht, ihr Glück bei ihm zu finden. Und doch schmerzte es sie wiederum, die Stätte zu verlassen, an der sie ihre Kindheit, ihre frohe, mit Glück gesegnete Jugendzeit verlebt hatte. Wie rührend und herzlich bat sie die Eltern, ihr jedes Unrecht,

das sie ihnen je zugefügt, verzeihen zu wollen und dem fernen Kinde ihre Liebe zu bewahren. Mit wie lieben Worten wußte sie Irma zu bitten, ihr stets eine Schwester zu bleiben und trotz der Verschiedenheit ihrer Ansichten in vielen Dingen doch nie das Gefühl der Zusammengehörigkeit aus ihrem Herzen zu verlieren. Aber auch für diese Güte hatte Irma kein Verständnis; ihr Abschiedswort klang kühl und geschraubt; die junge Egoistin hatte nur für sich selber Liebe und Interesse.

Wie ganz anders sagten die Försterstöchter der Scheidenden lebewohl; mit innigem Ausdruck flüsterte Thekla, die junge Frau: „Werde glücklich, Leonie, so glücklich, wie ich es bin!“

Malchen war sichtbar bewegt beim Abschied und konnte fast kein Wort über ihre Lippen bringen; Trudchen aber umschlang Leonie leidenschaftlich und schluchzte und weinte laut; sie war es, die an ihr mit einer wahrhaft schwärmerischen Liebe hing, und nun Leonie weit, weit, bis zum Rheine ging, meinte sie, würde sie dieselbe nicht mehr wiedersehen, denn eine solche Reise war nach den engen Begriffen der Försterstochter für sie selbst eine Unmöglichkeit.

Tiefer als alle fühlte Elisabeth wohl den erneuten Trennungsschmerz, aber das starke Mädchen hatte frühe die schwere Kunst der Beherrschung gelernt, und keine Träne in ihrem Auge und keine Klage suchte der Glücklichen das Scheiden zu erschweren. Die Jugendfreundinnen verstanden sich auch ohne Worte; Leonie wußte wohl, daß niemand treuere, aufrichtigere Wünsche für ihr Wohl hegen konnte als die Gespielin ihrer Kindheit, die treue Vertraute ihrer Mädchentage.

Nun war der Abschied überwunden, und Leonie sandte den letzten Blick auf die immer mehr und mehr dahinschwindende liebe Vaterstadt; dann zog sie wie zufällig den blauen Schleier ihres Reisehütchens vor ihr Antlitz, sie wollte den geliebten Mann nicht mit ihren Abschiedstränen kränken. Der aber zog sein junges Weib fest an sich, schaute ihr recht tief in die tränenverschleierten Augen und sprach: „Warum willst du mir deinen Schmerz verbergen, liebes Herz? Glaubst du wirklich,

er könnte mich betrüben? Nein, meine Leonie, ein Mädchen, das sich kalt und gefühllos losreißt von seiner Jugendzeit, von Eltern, Heimat und Freunden, wird einem Manne eine schlechte Bürgschaft für sein Glück geben; so kindliche, so natürliche Regungen deines Herzens darfst du mir nicht verbergen. Von heute an, meine Geliebte, soll es keinen Gedanken mehr in uns geben, der dem anderen fremd bliebe. Und hast du Sehnsucht nach der Heimat, nach dem Elternhause, so sprich mit mir davon; die Mitteilung wird dir das Herz erleichtern und mir die Freude machen, dich zu trösten. Ich weiß es, mit der Zeit wird deine neue Heimat dir auch lieb werden. Gebe Gott, daß sie im stande ist, dir deine alte zu ersetzen."

„Das wird sie sicher, mein Freund; o, mehr als das, werde ich dich doch haben, doch bei dir sein und somit meines Lebens höchsten Wunsch erfüllt sehen!"

* * *

Wir begleiten das junge Paar nicht bis in sein neues Heim, wir belauschen nicht sein reiches Glück, sondern wenden uns jetzt wieder einmal mehr unserer anderen Freundin, Elisabeth, zu, bei der wir in letzter Zeit nur wenig verweilen konnten. Nahm uns Leonies glückliche Wandlung, ihr allmähliches Erwachen zum Bessern, zum Würdigen des Lebens so lange in Anspruch, so ist es Zeit, uns vor das Auge zu führen, was in des Lebens rauher Schule aus dem Charakter Elisabeths geworden ist.

Elisabeths Entsagung.

So sehr die Zeit der Ruhe sowohl für Elisabeths Gesundheit, als für ihre geistige Frische eine Notwendigkeit gewesen war, so sehr machte ihr doch ihr pflichtgetreues Wesen und ihre

Freundschaft für Klara Unruhe, daß sie die schwergeprüfte Frau auf einige Zeit verlassen hatte. Voller Angst, wie es bei Hofmanns stehen würde, fuhr Elisabeth Eschenwalde zu, und diese Sorgen hoben sie über den Trennungsschmerz von Leonie und das Bedauern, ihren verehrten Lehrer nach so kurzem Wiedersehen wieder verloren zu haben, ein gut Teil hinweg. Mit Herzklopfen fuhr das teilnehmende Mädchen in den Gutshof hinein, und ihre erste Frage, die sie an die jubelnd herbeieilenden Kinder richtete, war: „Wie geht's dem Vater?"

„O gut, sehr gut," rief Hedwig, die ein allerliebstes Plappertäschchen mit langen blonden Locken geworden war. „Er ist fast immer aus dem Bette und sieht ganz wohl aus. Papa meint, nun würde er bald ganz gesund werden und sein Gut selbst bewirtschaften können."

„Gott gebe es," sagte Elisabeth und schritt an der Hand der Kinder, die glückselig waren, ihre geliebte Lehrerin wiederzusehen, die Treppe hinauf.

Klara und Herr Hofmann empfingen sie freundlich; letzterer war heiter und nahm so lebhaften Anteil an Elisabeths Erlebnissen wie fast nie. Die Heimkehrende mußte von Leonie, von ihrer Hochzeit, von dem Oberförster und seinen Töchtern und vor allem von Doktor Wengler erzählen, dem Herr Hofmann für seine liebevolle Behandlung auf jenem Feste im Forsthause herzlichsten Dank bewahrte.

Klara und Elisabeth nickten sich glücklich hoffend zu, als sie den sonst so leicht gereizten Mann so heiter und anhaltend sprechen hörten, und sahen nun vertrauensvoll in die Zukunft; ja, sie wurden ganz böse und mißtrauisch gegen den Hausarzt, der alle zwei Tage nach Eschenwalde hinauskam, weil dieser noch immer zurückhaltend und ernst in seinen Äußerungen über des Kranken Befinden verblieb.

Leider nur zu bald aber sollten sie erkennen, daß das Auge des geschulten Mediziners schärfer und richtiger gesehen hatte als das ihre: es war in der dritten Nacht nach Elisabeths Heimkunft, als ein markerschütternder Schrei durch die Stille der

Nacht ertönte und die Schlafenden weckte. Elisabeth eilte mit richtigem Instinkt nach dem Krankenzimmer; es war ein entsetzlicher Anblick, der sich ihr dort darbot: Klara lag ohnmächtig an der Leiche ihres Gatten, dessen Leben durch einen Blutsturz beendet worden war. Mit dem angstvollen, gellen Rufe: „Klara, Klara, ich sterbe!“ war dieser Mund auf ewig verstummt.

Das waren trübe, traurige Tage, die nun für die Bewohner Eschenwaldes anbrachen; welch ein endloses Gefolge von Tränen, Gram, Sorgen und Geschäften bringt nicht so ein Tod mit sich! Und nun gar hier, wenn, wie in Herrn Hofmann, der Vater, der Ernährer der Familie hinwegstirbt. Kaum hatte sich die Erde über seiner Gruft geschlossen, als man die arme Frau schon anging, ihre Verhältnisse zu ordnen und Einsicht in ihre Angelegenheiten zu nehmen.

Diese Einsicht aber war schmerzlich und unerquicklich genug: was Frau Hofmann geahnt hatte, war zur schmerzlichsten Gewißheit geworden; die Krankheit ihres Gatten hatte eine gewissenhafte Verwaltung des Gutes unmöglich gemacht; Zahlungen hatten nicht geleistet werden können, Kapitalien waren aufgenommen worden, kurz, die Finanzen zeigten sich zerrüttet, und mit Schrecken ersah die Witwe, daß ihr nicht so viel zurückgeblieben sei, um mit ihren Kindern kümmerlich leben zu können. Jetzt erklärte sich Klara auch die oft so seltsame Beängstigung ihres Mannes und seine daraus entstehende unglückliche Laune; er sah seinen Ruin voraus, ohne die Mittel zu finden, ihn aufzuhalten, und suchte dann diese Herzensangst durch geistige Getränke zu übertäuben. O, warum hatte der Mann nicht seiner Gattin vertraut, warum nicht mit ihr auf Abhilfe dieses Rückwärtsgehens gesonnen!

Nun war es zu spät, und die junge Frau, die niemals einen Augenblick daran gedacht hatte, sah sich nun gezwungen, sich und ihre Kinder durch das Leben zu bringen.

Sie faßte den Plan, das Gut zu verkaufen, ihre Verbindlichkeiten abzulösen und dann dasselbe als Pachtgut wieder zu

übernehmen und weiter zu bewirtschaften. Aber verständige Ökonomen mißbilligten diesen Plan; Herr Hofmann hatte seine Frau immer wie ein unmündiges Kind behandelt, sie systematisch von allen Geschäften und Wirtschaftsangelegenheiten fern gehalten, so daß es jetzt für die Witwe ein gar zu schwieriges und aussichtsloses Unternehmen gewesen wäre, derartiges zu beginnen.

„Etwas aber muß ich tun," sagte Klara zu Elisabeth, „das Kapital, das mir nach Abtragung aller Schulden bleiben wird, ist zu klein, als daß ich von seinen Zinsen die Existenz meiner Kinder und die eigene bestreiten könnte; rate du mir, was ich unternehmen soll."

Das junge Mädchen faßte liebevoll Klaras Hand und sagte: „Ich begreife es vollkommen, liebe Klara, daß dir die Aufgabe, für dich selbst zu sorgen, schwer erscheint. Aber fasse nur Vertrauen zu deinen Kräften; dir wird es nicht gar schwer fallen, dir eine Stellung zu erringen. Du besitzest viele Kenntnisse —"

„Habe aber nichts Ganzes, nichts Vollständiges gelernt!" klagte Klara. „Ja, wollte ich auch mein Wissen wieder aufs neue auffrischen, wie sollte ich es verwerten? Du bist ein alleinstehendes Mädchen, findest deine Stellung überall, dein Examen berechtigt dich, die besten Engagements zu erhoffen. Ich aber kann doch meine Kinder nicht verlassen, keine Gouvernantenstellung annehmen!"

„Nein, liebe Klara, das kannst du nicht, denn du mußt deinen Kindern Erzieherin sein. Aber indem du sie unterrichtest, kannst du andere an dem Unterricht teilnehmen lassen. Mit einem Worte, fange eine Schule an."

„Das darf ich nicht, du weißt, bei uns gehört das gesetzliche Examen dazu."

„Nun denn, das habe ich bestanden, laß uns zusammen daran gehen, liebe Klara. Es war von jeher mein Lieblingsplan, eine eigene Schule zu haben, laß uns jetzt diesen Plan verwirklichen; zu dieser kleinen Unternehmung reicht dein Ka-

pital sicher aus. Wir beide wollen mit dem besten Willen, dem redlichsten Streben an die Sache herantreten, und du sollst sehen, der Segen Gottes wird uns nicht fern bleiben."

„Solange du bei mir bleibst, Elisabeth, bin ich von Gott gesegnet. Ja, du hast recht, zu diesem Beginne reiche ich dir gerne meine Hand und ordne mich dir, die du in so jungen Jahren schon eine so große Überlegung, eine so sichere Ruhe in deinen Unternehmungen hast, vollkommen unter. Ich will deine getreue Hilfslehrerin sein."

„Nicht doch, liebe Klara, fasse nur Mut zu dir selber, du sollst es sehen, wie sich die Kräfte bei der Arbeit stählen. O, ich hoffe, ja, ich glaube gewiß, daß unsere Schule herrlich gedeihen wird."

Frau Hofmann teilte diesen neuen Plan ihren Freunden und Beratern mit, diese waren sehr mit demselben einverstanden; für das ruhige, sanfte, geduldige Wesen Klaras eignete sich das Unterrichten besser als die Führung einer großen, weitverzweigten Wirtschaft.

Die Auseinandersetzungen mit den Gläubigern, der Verkauf des Gutes erforderten noch eine geraume Zeit die Anwesenheit der Frau Hofmann in Eschenwalde; so lange aber wollte man mit der Ausführung des neuen Unternehmens nicht warten. So siedelte denn also vorerst Elisabeth nach dem nahegelegenen Städtchen M. über, in dem es an einer Anstalt, die höheren Ansprüchen gerecht zu werden vermochte, gebrach, um die ersten Einleitungen zur Gründung einer solchen zu treffen. Gleichzeitig mit ihr traf die alte Barbara ein, die ihr Stift gar so gerne verlassen hatte, um wieder zu dem Kinde ihres Herzens zu kommen. Die gute alte Person weinte vor Glück und Freude, daß ihr Lieblingswunsch sich so bald schon verwirklicht hatte.

Die Konzession zur Gründung einer höheren Töchterschule wurde Elisabeth ohne Weitläufigkeiten gewährt. Obwohl das Städtchen nur sehr klein war, erfolgten die Anmeldungen doch so überreich, daß Elisabeth sowohl an Klara, wie auch an ihre glückliche Leonie die hoffnungsvollsten Briefe schrieb.

Klara hatte nun auch bald alle die unerquicklichen Geschäfte, die sie noch immer in Eschenwalde zurückhielten, beendet und freute sich auf den Tag, an dem sie den Anfang machen konnte, für sich und ihre Kinder zu sorgen.

Sie hatte auch wohl alle Ursache, dem Zusammenleben mit Elisabeth freudig entgegenzusehen, hatte diese es sich doch zur Lebensaufgabe gemacht, der Witwe und ihren Kindern eine liebevolle Schwester zu sein und ihrem Wohle ihre junge Kraft zu widmen. Diese edlen Gedanken erhoben Elisabeth zum reinsten Glück, zur Zufriedenheit, und wer ihr hätte sagen wollen, daß ein Augenblick hinreichen würde, ihr diese beglückende Ruhe zu rauben, dem würde sie nie und nimmer geglaubt haben, und doch war dem so; diesen Wechsel bewirkte ein einziger Brief. Der Brief lautete:

Liebe Elisabeth!

Ein alter Freund ist es, der heute zum ersten Male an Sie schreibt, hören Sie ihn freundlich an: Dieser Freund ist ein ernster, fast stiller Mann, er hat das Leben früh von der rauhen Seite kennen gelernt, daher ist sein Wesen nicht mehr so frisch, so heiter wie das anderer seines Alters. Dieser Mann, der nun an Sie, ein junges Mädchen, diese Zeilen richtet, hat noch nie an eine junge Dame geschrieben; er weiß auch nicht, wie man das, was er Ihnen sagen will, schön und poetisch ausdrückt. Darum haben Sie Geduld mit der Form, der Schale seines Wesens, und denken Sie, daß der Kern, sein Herz, vielleicht trotz der ungelenken Worte so warm und innig für Sie fühlt, wie es ein Menschenherz nur vermag.

Ich liebe Sie, Elisabeth! Das Gefühl, das ich schon damals für Sie hegte, als Sie meine begabteste und liebste Schülerin waren, ist gewachsen, und seitdem ich Sie bei der Hochzeit meines Freundes wiedersah, kann ich nicht mehr lernen, mir meinen Lebensweg ohne meine junge Freundin zu denken.

Mir ist es, Elisabeth, als gehören wir zwei zu einander; als fände ich in Ihrem Wesen einen Teil des meinen wieder,

und seit ich ein glückliches Kind war, ist mir niemals so still, so glücklich zu Mute gewesen als in den Tagen, die ich mit Ihnen verlebte. Können Sie ähnliche Gefühle für mich hegen, haben Sie Vertrauen zu mir, o, so lassen Sie uns unsere Geschicke verbinden. Wir stehen beide elternlos und ohne nahe Angehörige in der Welt; wäre es nicht gut, wenn die zwei Einsamen sich zusammenfänden und in liebender Gemeinschaft ihren Lebensweg miteinander gingen?

Überlegen Sie sich meine Worte, teures Mädchen, prüfen Sie und wählen Sie. Wie auch Ihr Entschluß ausfallen möge, ich werde ihn achten und Ihnen selbst dann nicht zu zürnen vermögen, wenn Ihre Wünsche für die Zukunft nicht mit den meinigen übereinstimmen. Kein Mensch soll dann je erfahren, daß auch ich einst auf das Glück des Lebens durch die Liebe hoffte!

In jedem Falle für immer stets Ihr treuester und ergebenster Freund Friedrich Stein.

Dieser Brief erreichte Elisabeth in dem Augenblicke, da sie sich bereits durch ihr Wort an Klara gebunden, durch eingegangene Verpflichtungen an M. gefesselt sah, und dieser Brief warf vorerst das ganze Luftschloß ihres Strebens, Wirkens und Hoffens um. Sie, die in ihrer Bescheidenheit niemals daran gedacht hatte, daß auch für sie, die arme Waise, einmal die Stunde schlagen könne, in der sich ihr eines Mannes Hand zur Leitung, zur Stütze fürs Leben bieten könne, sie sah sich jetzt geliebt und erwählt von dem Manne, der schon seit Jahren ihr als ein Ideal vorgeschwebt, den sie lange liebte, ohne es in ihrer unschuldsvollen Mädchenhaftigkeit nur zu ahnen. Jetzt auf einmal wurde es Tag in ihr, jetzt verstand sich die junge Seele selbst, und laut hätte sie aufjubeln mögen: „Ja, ich will!“ Und doch durfte sie es nicht. Konnte sie um ihres Glückes willen die ganze Zukunft der Freundin opfern, die ihr Heil in der Ausführung des von Elisabeth selbst vorgeschlagenen Planes sah? Nein, das konnte sie nicht, das

hatte Klara Hofmann nicht um die Freundin verdient; denn Klara, so mußte Elisabeth sich selbst sagen, würde ebenfalls vor keinem Opfer zurückscheuen, das zu ihrem Glücke eine Notwendigkeit wäre.

Aber es war kein leichter Kampf, den das junge Menschenherz durchzukämpfen hatte, ach, es wollte so gerne glücklich sein! und es ist allemal schwer, sein Glück seiner Pflicht aufzuopfern. Im Augenblick der ersten freudigen Überraschung, die der inhaltsvolle Brief hervorgerufen, hatte Elisabeth nicht umhin gekonnt, den Inhalt desselben ihrer Barbara mitzuteilen. Was war nun natürlicher, als daß die alte treue Person eine warme Fürsprecherin Doktor Steins wurde; sah sie doch das Glück ihres Lieblings an der Seite eines solchen Mannes für weit gesicherter an, als wenn sich dasselbe nur auf die zarten Kräfte zweier Frauen zu stützen hatte. Und so bot die Alte denn ihre ganze Beredsamkeit auf, die junge Herrin zu bestimmen, die eingegangenen Verpflichtungen gegen Klara zu lösen oder derselben wenigstens den Antrag des Doktors mitzuteilen und sie selbst dann bestimmen zu lassen, wie Elisabeth handeln sollte. Aber von diesem Vorschlag wollte das edle Mädchen nichts wissen, denn es kannte Klara, es wußte, daß diese niemals der Freundin Entsagung annehmen würde, und so nahm sie denn Barbara das Wort ab, gegen jedermann von dem Glücke, das sich ihr dargeboten, zu schweigen. Was sie der Freundin opferte, sollte außer Gott und Barbara niemand erfahren, und an demselben Tag, an dem dieser Entschluß in ihrer Seele zur Reife gediehen war, schrieb sie an Doktor Stein folgendermaßen:

Mein lieber Freund!

Gestatten Sie mir, daß ich mich durch diese Anrede ehre, und lassen Sie mich hoffen, daß Sie mir diese so teure Freundschaft stets bewahren werden. Ich danke Ihnen von Herzen für den lieben, lieben Brief, er hat mir wohlgetan, wohl, wie einer im Schatten erblühten Blume der warme Sonnenstrahl

tut, der sie plötzlich überraschend und golden trifft. Ich war zufrieden und genügsam an meinem stillen Plätzchen, aber nun werde ich doch noch glücklicher sein, denn ich weiß ja jetzt, daß auch mich des Glückes Sonne liebevoll gestreift hat.

Wie gerne möchte ich dem verlockenden Rufe zu Lebensglück und zu so schönem Berufe folgen, aber ich darf es nicht, denn die Geleise meines Schicksals sind bereits gezogen, ich kann aus ihnen nicht mehr weichen, ohne andere, die auf mich vertrauten, zu täuschen. Und das darf ich nicht. Sie haben mich gelehrt, daß die Pflicht uns Menschenkindern über alles gehen muß, auch über unsere Wünsche, unsere Neigungen. Darum, mein hochverehrter Freund, kann ich nicht die Ihre werden und keines anderen Weib. Ich werde als einsames Mädchen mein Leben verbringen; aber auch in dieser Stellung wird es mir gelingen, so hoffe ich freudig, meinen Mitmenschen zu nützen und mein Leben nicht zwecklos auszuleben. Wenn ich mich nie einsam und unglücklich fühlen werde, so sind Sie es, ist es Ihr großherziger Antrag, der mir den Mut geben wird, glücklicher zu sein, als es sonst eine Alleinstehende ist. Ja, auch das Vertrauen zu mir selbst haben Sie gekräftigt; denn ein Mädchen, das Sie wert erachteten, zu erwählen, muß wenigstens die Anlagen in sich haben, etwas Gutes erreichen zu können. Nun wohl, es sei mein ganzes Streben, diese auszubilden und Ihnen nachzueifern, damit Sie nie genötigt sind, sich Ihrer Güte gegen mich zu schämen. Sie aber, mein teurer, mein verehrter Freund, mögen Sie glücklich, so recht von Herzen glücklich werden; möge eine Würdigere, eine Begabtere Ihnen das sein, was mir zu sein vom Schicksal versagt ist. Leben Sie wohl! und glauben Sie, daß die heißesten Gebete für Ihr Wohl stets zum Himmel senden wird

Ihre dankbare und ergebene Elisabeth.

Der verhängnisvolle Brief war geschrieben und an seinen Bestimmungsort abgesendet; am Abend dieses Tages hatte Elisabeth wenig von ihrer gleichmäßigen, ruhigen Stimmung;

man sah diesen bleichen Wangen, diesen matten Augen nur zu gut an, was dieser Entschluß der jungen Menschenseele gekostet hatte.

Traurig und vorwurfsvoll schaute die alte Dienerin auf das nach ihren Begriffen törichte Kind, das sein eigenes Lebensglück Fremden zum Opfer gebracht hatte, und sie konnte sich nicht enthalten, mit einer gewissen Voreingenommenheit der Ankunft Frau Hofmanns und ihrer Kinder entgegenzusehen.

Barbara wagte nicht, noch einmal mit Elisabeth über das zu sprechen, was beide doch so sehr und fast ausschließlich beschäftigte, und so ging denn eine jede von ihnen still ihren Weg, bis Elisabeth den Brief von Klara erhielt, der ihr deren baldige Ankunft meldete. Dieser Brief war so hoffnungsvoll, so zuversichtlich in seinem Tone; die schwergeprüfte Frau empfand es als ihr größtes Glück, künftighin mit der Freundin vereint zu leben und zu sterben, daß Elisabeth aufs neue fühlte, was sie für Klara zu sein bestimmt war, und entschlossen richtete sie sich auf, fühlend, daß sie gehandelt hatte, wie sie mußte, und daß keine Reue über eine gute Tat in ein Menschenherz kommen soll. — Und gehoben und heiter umfaßte sie ihre treue Pflegerin, sah ihr ins Auge und sprach: „Sieh mich an, Barbara, jetzt bin ich wieder die alte! Morgen kommt Klara, da zieht mit ihr und den lieben Kindern ein neues Leben in die stillen Räume. Du wirst sehen, Gott wird meinen Entschluß segnen, er wird uns glücklich machen, und wenn du erkennst, daß dein Lieschen in der Erfüllung ihrer Pflicht glücklich ist, wirst du's auch sein und nicht mehr zürnen, daß dein Pflegling es nicht vermocht hat, fremdes Glück selbstsüchtig dem eigenen zu opfern."

Eine Katastrophe.

Über ein Jahr war seit den in den letzten Kapiteln erzählten Vorgängen dahingegangen. Klaras und Elisabeths Unternehmen gedieh in bester Weise, das junge Paar am Rhein lebte so

glücklich und zufrieden, wie wir es allen Neuvermählten wünschen wollen, und die Briefe, die Leonie sowohl an die Doktorin wie an Elisabeth schrieb, beglückten die beiden Treuen stets, atmeten sie doch vollkommenste Zufriedenheit und Glückseligkeit. Weniger wurden diese lieben Geständnisse eines einfachen, reinen Glückes in dem Elternhause gewürdigt; es ist überhaupt an der Zeit, zuzusehen, wie es denn im Waldmannschen Hause aussieht, seitdem die Tochter es verlassen.

Da ist nun nicht viel Gutes zu berichten: mit Leonie war der gute Genius aus der Familie entschwunden, und Irmas Verschwendung und Vergnügungssucht begannen immer größeren Einfluß auf die Eltern, besonders aber auf die schwache Mutter auszuüben. Besonnene Leute schüttelten den Kopf zu all den enormen Ausgaben, die erforderlich waren, die Ansprüche des jungen Mädchens zu befriedigen, das wenig verstand, sich die Liebe seiner Umgebung zu erwerben. Auch über Leonie hatte man einst gesprochen, aber das war doch noch eine ganz andere Sache gewesen, im Grunde hatte sie doch immer noch Anhänger und Verteidiger gehabt, denn stets wußte man Züge von ihrer Herzensgüte zu berichten. Wie anders war dagegen Irma: hochmütig, herzlos und gefallsüchtig ging sie dahin, die Menschen nur nach Rang und Reichtum achtend, und eine Freundschaft, wie sie Leonie zu der armen Elisabeth von Hildern gehabt hatte, gehörte bei Irma zu den Dingen, die sie bespöttelte; ihre Freundinnen mußten reich, mußten angesehen sein. So kam es, daß trotz ihrer blendenden Schönheit, ihres Reichtums doch noch kein rechter Mann sich um sie beworben; die Freier, die sich der Kokette näherten, waren gewöhnlich von der Art, daß man unfehlbar annehmen konnte, daß es das Geld des Schwiegerpapas sei, das sie anzog, und ein solcher Mann war wenig nach dem Geschmack des anspruchsvollen Mädchens. Nach ihrer Verheiratung wollte Irma erst recht eine Rolle spielen, ihr Haus sollte mit zu den glänzendsten der großen Welt gehören.

Endlich, im zweiten Sommer nach Leonies Heirat, lernte

Irma in einem Bankier Moosfeld aus Stettin einen Bewerber kennen, der ihrer Beachtung wert erschien.

Arthur Moosfeld war ein feiner, blasser Herr zu Ende der dreißiger Jahre; sein an und für sich unbedeutendes Äußere verstand er durch eine stets ausgesuchte Kleidung vorteilhaft zu heben; seine wohlgepflegten Hände trugen kostbare Ringe, und sein ganzes Auftreten wie seine riesengroßen Ausgaben zeugten sowohl von seinem Reichtum als von der Gewohnheit, den großen Herrn zu spielen.

Das war nun ganz ein Mann, wie für Irma geschaffen, und die einsame Felseninsel Helgoland, auf der sie diesen Krösus kennen lernte, erschien ihr ein Paradies; Woche auf Woche schwand dahin, ohne daß Irma wie sonst zur Weiterreise trieb.

Auch für den reichen Bankier hatte Irma viel Bestechendes: war sie doch schön, hatte sie doch einen lebhaften, gebildeten Geist und verstand sie es doch vor allem so meisterhaft, sich überall zur Löwin des Tages zu machen, und eine Frau, mit der er glänzen konnte, war von jeher sein Ideal gewesen.

So währte es auch nicht lange, bis Herr Moosfeld als wirklicher Freier bei dem Großhändler erschien; dieser war über die glänzende Partie, die sich seiner Tochter bot, dermaßen erfreut, daß er überglücklich sein Jawort gab und dem künftigen Schwiegersohne zum mindesten eine Mitgift von vierzigtausend Talern versprach. Und das war gut, denn der reiche Mann war weniger bescheiden, als ehedem Leonies Bräutigam es gewesen; sobald er die Zusage Herrn Waldmanns erhalten hatte, fragte er ganz ungeniert, wieviel der Vater seiner Tochter bestimmt habe. Dem großartigen Herrn gegenüber hätte Herr Waldmann sich geschämt, eine kleinere Summe zu nennen, schien er doch selbst diese nur gering zu finden; denn als Antwort nickte er nur mit dem Kopfe und sagte, ganz als ob sich das von selbst verstünde: „Setzen Sie den Kontrakt auf, es ist gut so."

Wie bei einem geschäftlichen Unternehmen gingen die beiden nun einen förmlichen Vertrag ein, in welchem bestimmt wurde,

daß der Großhändler dem Schwiegersohne am Hochzeitstage das ausgesetzte Geld zu zahlen habe; wogegen sich dieser verpflichtete, die Summe als seiner Gemahlin gehörig zu betrachten und ihr die Interessen desselben als Nadelgeld zu überlassen.

So war denn alles zwischen den beiden Kaufleuten aufs beste geordnet. Jetzt erst wurde Irma gefragt, ob sie diese eheliche Verbindung eingehen wolle. Sie gab mit tausend Freuden ihr Jawort und ließ sich bestimmen, die Hochzeit bereits zum Spätherbste festzusetzen.

Vier Monate waren eine kurze Zeit, um eine Aussteuer, wie Irma sie wünschte, zu beschaffen. So brach man denn bald aus dem Bade auf, um nach Paris, Berlin und Leipzig zu reisen und dort Bestellungen in den ersten Magazinen zu machen.

Nun hatten die Leute des guten Städtchens wieder zu reden, zu mißbilligen und mit den Köpfen zu schütteln; es hieß, der Bräutigam sei wohl nicht so reich, wie man sage, Irmas Vermögen, nicht sie, werde gewählt und es sei ein wahres Wunder, daß Waldmann noch immer nicht, trotz der rasenden Verschwendung, ruiniert sei. Ruhige, bedächtige Kaufleute widersprachen zwar hinsichtlich Moosfelds; derselbe war in der Handelswelt als ein Mann von großem Vermögen und auf sicheren Füßen stehend bekannt, es könne nicht daran gezweifelt werden, daß Irma an ihm eine brillante Partie machte. Anders aber beurteilten diese Herrn Waldmanns unsinnige Verschwendung; vollständiges Vertrauen hatte der Großhändler nie in den alten Kaufmannskreisen genossen; denn da man wußte, daß er fast ohne Mittel sein Geschäft begonnen hatte, mißbilligte man es allgemein, daß er die Güter, die ihn glückliche Spekulationen so rasch gewinnen ließen, nicht besser festzuhalten wußte, sondern um äußerer Pracht willen so viele Barsummen seinen Unternehmungen entzog. Auch war es nicht verschwiegen geblieben, daß Waldmann in letzter Zeit mehrmals große Verluste gehabt habe. So nannte man es

denn einen argen Leichtsinn, daß der Großhändler seiner Tochter eine gar so große Mitgift zugesagt hatte.

Irmas Brautschaft brachte mehr Leben in die stolze Villa, als es einst Leonies Verlobung getan hatte. Alle paar Wochen kam der Bräutigam von Stettin, wo er seinen Aufenthalt hatte, zum Besuch, und dann wurden stolze, reiche Feste im Waldmannschen Hause gegeben, bei denen Irma die strahlende und belebende Sonne war.

Zahllos kamen die Geschenke von dem Verlobten dem eitlen Mädchen zu, und Irma hatte stets eine große Freude an jedem neuen Schmuckstück, obgleich sie bereits so viel Gold und Juwelen besaß, als sollte sie einen Kaufladen damit etablieren. Flitter und Glanz, das waren die Götzen des schönen jungen Mädchens, und Flitter und Glanz hatten sich wie eine feste Rinde um sein Herz gelegt und jedes wärmere Gefühl desselben zerstört. Und dieses kalte, lieblose Geschöpf hatte Frau Waldmann derartig für sich einzunehmen gewußt, daß die andere Tochter immer weniger Raum in dem Herzen der Mutter fand; ja, seit Irma sich nun in so glänzender Weise verheiraten sollte, begann Frau Waldmann sich der einfachen Partie der älteren Tochter zu schämen und zuckte mitleidsvoll die Achsel über Leonies glückatmende Briefe.

Irmas Hochzeitsfest sollte das glänzendste sein, das je in dem Städtchen gefeiert wurde, so wollten es alle Teile, und was nur reich und vornehm war, wurde dazu geladen. „Ich mag keine so bunte, zusammengewürfelte Gesellschaft, wie die war, durch die wir uns bei Leonies Hochzeit lächerlich machten," sagte Irma.

„Aber wenn Leonie, wie ich hoffe, hierher kommt, so wird sie verlangen, daß wir Doktor Wenglers nicht übergehen," meinte Frau Waldmann.

„Ob sie es verlangt oder nicht," fuhr Irma auf, „die widerwärtige Doktorin werde ich nun und nimmermehr einladen! Welch spöttische Augen würde Arthur machen, wenn er die alte Vogelscheuche sähe! Fürwahr, er würde hübsche

Begriffe von unseren Bekanntschaften erhalten. — Übrigens glaube ich, Mama, daß Jansens gar nicht kommen werden; mir scheint, die sind so recht spießbürgerlich geizig, daß sie große Reisen scheuen."

Irma hatte recht, der Schwager und die Schwester kamen nicht, wenn es auch nicht gerade spießbürgerlicher Geiz war, der sie von der einzigen Schwester Hochzeit fernhielt. Doktor Jansen hatte durchaus keine Zeit; dringende Krankheitsfälle machten es ihm unmöglich, gerade in diesem Augenblicke von seinen Patienten zu gehen, und sein junges Frauchen konnte sich nicht entschließen, die weite Reise ohne ihren Gatten zu machen, von dem sie sich ohne die dringendste Veranlassung nicht trennen mochte.

Es ging Irma auch wenig genug zu Herzen, daß Leonie an dem wichtigsten Tage ihres Lebens nicht bei ihr war. Stolz und siegesgewiß erhob sie sich an ihrem Hochzeitsmorgen, ohne Zagen in die Zukunft, ohne Wehmut in die Vergangenheit blickend; sollte ihr Leben von jetzt an doch erst recht in Glanz und Freude dahinfließen! — Ob Irma ihren Verlobten liebte? Sie glaubte es; sie war eines von den Mädchen, die jeden zu lieben meinen, der sie mit Pracht und Reichtum umgibt.

So sehr nun auch Frau Waldmann von der Stellung und den Verhältnissen ihres Schwiegersohnes eingenommen war, so wenig behagte ihr sein Benehmen ihr gegenüber; da war alles steif, kalt und abgemessen und keine Spur von der Ehrerbietung, der Achtung mit welcher Theodor Jansen ihr stets begegnet war, trotz des hochmütigen Wesens, das sie diesem entgegengebracht hatte. „Moosfeld hat kein gutes Herz," flüsterte es heimlich in der schwachen Mutter. „Wird er dein Kind, das dir am liebsten auf der Welt ist, auch glücklich machen?"

Besorgt trat Frau Waldmann am Hochzeitsmorgen in das Boudoir der Tochter. Ihr schönes Kind stand gerade vor dem Spiegel, probierte Kranz und Schleier und lächelte glücklich und heiter. „O meine Irma," sprach die Mutter erregt, „wirst du diesen Schmuck zu deinem Glücke tragen?"

Das Mädchen lachte laut: „Natürlich, Mutter! O, ich werde glücklich sein! Man wird mich beneiden, und das wird mir wohltun. — Arthur ist so ganz ein Mann, wie ich ihn mir gewünscht habe; er ist die Noblesse, die Aufmerksamkeit selbst. Sieh her, hast du ein schöneres Brautbukett schon je in deinem Leben gesehen? Atlasenveloppe, echte Spitzen und von einem Brillantring gehalten! Solchen Hochzeitsstrauß erhält selten eine Braut."

In diesem Augenblicke rollte ein Wagen vor das Haus, Irma eilte an das Fenster. „Moosfeld ist da, Mama; was kann er wollen? Es ist ja ganz gegen die Sitte, die Braut am Hochzeitsmorgen zu besuchen!"

„Sollte ein Unglück über uns gekommen sein?" fragte Frau Waldmann bestürzt. „Das Gesicht deines Bräutigams sah nichts weniger als freudig aus."

„Laß es uns erfahren, Mama," sagte Irma fest und klingelte nach ihrer Jungfer.

„Herr Moosfeld ist angekommen?"

„Ja, gnädiges Fräulein!"

„Will er mich sprechen?"

„Nein, der junge Herr gingen nach dem Bureau des Herrn."

„Ah, eine Unterredung mit Papa! — Gut, Lina, Sie können gehen. — Mama, was soll das?"

„Ich weiß es nicht, mein Kind; irgend eine geschäftliche Unterredung."

„Heute, an diesem Tage?"

„Ein guter Kaufmann denkt auch an solchen Tagen an seine Unternehmungen. Habe nur Geduld, Irma, wir werden ja erfahren, was dieser unerwartete Besuch bedeutet."

„Geduld, Geduld," flüsterte das junge Mädchen, „Geduld habe ich mein Lebtag nicht gehabt." Der kostbare Brautstaat wurde keines Blickes mehr gewürdigt, in unruhiger Hast schritt Irma im Zimmer auf und ab. Nach einer halben Stunde sah sie ihren Bräutigam rasch das Haus verlassen und sofort wieder nach der Stadt zurückfahren.

Frau Waldmann ging hinab, Irma folgte ihr, trotz des Negligés, das sie trug. Sie fanden Herrn Waldmann in seinem Zimmer. Verwundert empfing er sie und bemühte sich, ruhig zu erscheinen, aber die Aufregung stand ihm auf der Stirn geschrieben. „Was wollte Moosfeld?“ fragte die Mutter. „Ist Arthur etwas begegnet, ist ihm ein Unglück geschehen?“ forschte die Tochter.

Heiser lachte Herr Waldmann. „Beruhigt euch,“ sagte er mit häßlichem Tone, „ihm ist ganz wohl; es trieb ihn nur die Zärtlichkeit für Irma her: ihm war darum zu tun, ihre Mitgift in jedem Falle *vor* der Trauung zu erhalten. Hätte ich ihm die vierzigtausend Taler nicht sofort gegeben, ich glaube, wir hätten die ganze Hochzeit nicht erlebt. So sehr war der Bräutigam besorgt, das Nadelgeld der jungen Frau gesichert zu sehen.“

„Wie abscheulich!“ rief Frau Waldmann.

„Arthur hat ganz recht,“ sagte Irma kalt, „in Geldangelegenheiten muß Ordnung herrschen. Papa war so gütig, mir diese Summe zu bestimmen, so war es ja natürlich, daß die Auszahlung derselben vor der Trauung stattfand. Dieser Zug Arthurs zeigt mir aufs neue, daß mein Glück an seiner Seite in jeder Hinsicht gesichert ist.“

Mit diesen Worten verließ Irma ruhig das Zimmer.

„Die beiden haben sich gesucht und gefunden,“ sagte dumpf Herr Waldmann vor sich hin. Seine Frau trat zu ihm. „Was bist du so erregt, so nervös, lieber Mann?“ fragte sie besorgt. „Nicht wahr, es war dir nicht angenehm, das Geld jetzt zu geben?“

„O nein, gewiß nicht,“ redete Herr Waldmann vor sich hin. „Nur vierzehn Tage Aufschub, und alles hätte sich gemacht! Aber jetzt, jetzt! — Doch geh, schmücke dich zum Feste,“ rief er dann, sich gewaltsam zusammennehmend, „laß niemand wissen, wie du mich gesehen hast! — Niemand soll triumphieren, Waldmann kann nicht zu Grunde gehen!“

„Das wolle Gott verhüten,“ flüsterte die erschreckte Frau

leise und ging mit bekümmertem Herzen, sich zum Hochzeitsfeste anzukleiden.

* * *

Glanz und Pracht erfüllte die hellerleuchteten Säle, die frohe Menge wogte darin auf und ab, und die Braut, schöner und glücklicher als alle, überstrahlte auch alle. Der Herr des Hauses war wieder ganz der fröhliche Lebemann wie sonst, der liebenswürdigste Wirt, der fröhlichste Gesellschafter; nur seine Frau sah tiefer als die Fremden, sie merkte besorgt, welche Anstrengung ihn diese erheuchelte Laune kostete, sie allein sah, wie er bald krampfhaft mit der Hand an die Stirn griff, bald sich vor Frost schüttelte, und eine entsetzliche Ahnung stieg in ihr auf, die Ahnung, daß es nicht so sicher mit ihrem Gatten stünde, als sie geglaubt hatte, oder daß mindestens in diesem Augenblicke schwere Sorgen auf ihn drückten. Und diese Gedanken erschwerten der Mutter den Abschied von der Lieblingstochter gar sehr, und halb ohnmächtig riß man Frau Waldmann aus Irmas Armen. —

Die Lichter waren verlöscht, die Gäste auseinander gegangen und dieser Nacht der Freude folgte ein Tag des Entsetzens — der Herr des Hauses, der gestern noch so heitere, so stattliche Herr Waldmann, lag in der Raserei des Nervenfiebers, und die von dem Scheiden der Tochter noch so sehr erschöpfte Frau sah sich an ein Krankenbett gefesselt, das, ehe drei Tage vergingen, zum Totenbette wurde. Das war ein Schlag, wohl dazu angetan, eine Frau, die in glücklichem Leichtsinn, in wechselnden Vergnügungen gelebt, daniederzubeugen und sie, die jedes inneren Haltes entbehrte, verzweifeln zu lassen.

Noch war Herr Waldmann nicht beerdigt, als schon leise, aber immer sicherer das Gerücht sich verbreitete, daß der Tod des Großhändlers ein Glück für denselben gewesen, daß der Ruin des Hauses unvermeidlich sei.

Die überraschende Nachricht wurde bald zur entsetzlichsten Gewißheit. Bei der Revision der Bücher zeigte es sich klar, daß das Haus Waldmann rettungslos falliert hatte.

Zwei Schwiegersöhne.

Ernst und sinnend, den Kopf auf die Hand gestützt, saß Theodor Jansen vor seinem Arbeitstische, immer und immer wieder den offen vor ihm liegenden Brief durchfliegend, der ihm so böse Kunde gebracht hatte. „Armes Weib," sprach er vor sich hin, „arme, gute Leonie, wie wirst du diesen schweren Schlag ertragen."

Seufzend stand er auf und schritt in dem behaglichen Zimmer auf und ab. Die Abendsonne blickte freundlich grüßend durch das grünumrankte Fenster, vergoldete mit ihren Strahlen die klaren Scheiben und erhöhte die Farbenpracht der Blumen, die an dem Fenster duftend und blühend standen. Durch die halbgeöffnete Tür schaute sie auch in das freundliche Wohnzimmer, ließ die Nähgerätschaften auf dem hübschen Nähtischchen und die vergoldeten Einbände der Bücher auf der Etagere blitzen. Die Räume sahen behaglich und gemütlich aus. Das mußte auch wohl der junge Mann fühlen, denn unwillkürlich fragte er sich: „War unser Glück zu groß für diese Erde, daß wir so früh schon die harte Hand des Schicksals kennen lernen müssen?"

In diesem Augenblick sah er den hellen Schein eines Frauenkleides am Fenster vorüberhuschen, und gewaltsam verscheuchte er die tiefen Furchen von der sorgenschweren Stirn, verbarg den Brief in seine Tasche und setzte sich scheinbar ruhig vor seinem Schreibtisch nieder.

Die Tür ging auf. Leonie, schöner und blühender denn jemals, kam in das Zimmer geeilt und streckte dem Gatten freundlich ihre Hände zum Willkommen entgegen. „Guten Abend, Männchen!" rief sie glücklich wie ein Kind, „hast du schon lange gewartet? wirst du brummen, daß wir so lange ausgeblieben sind?"

„O, nicht doch, mein Kind!“

„O, du darfst auch nicht verdrießlich sein, Theodor! Denn ich wette, dir wäre es ebenso gegangen; auf Schritt und Tritt wurde ich aufgehalten, alle Leute bewunderten unsere herzige Elise, und da konnte ich unmöglich so enthaltsam sein, diesem Lobe auszuweichen. Schau her, was das Püppchen für prächtig rote Bäckchen hat,“ fuhr die glückliche junge Mutter fort, ein kleines, einige Monate altes Kind aus den Armen der Wärterin nehmend, die eben mit demselben in das Zimmer getreten war. Leonie lüftete den Schleier, der von dem kleinen Schnürhütchen über das Gesichtchen der Kleinen herabfiel und ein anmutiges Kinderantlitz mit großen braunen Schelmenaugen, mit kirschrotem Mund und kleinen Grübchen in den Wänglein lachte den Papa gar lieb und herzig an.

„Sieh nur, so brav ist die Kleine den ganzen Weg über gewesen! O, es war herzig, wie sie so dalag, behaglich und mollig, und sich schon ganz vernünftig in der Welt umsah. Würde es nicht gegen die Sitte verstoßen, Theodor, ich hätte die kleine Elisabeth lieber selbst getragen; ich war ganz eifersüchtig auf Jettchen, daß sie das kleine Herz so lange allein haben durfte.“

„Gott erhalte dir dein Glück!“ sagte Theodor und streichelte sanft das Haar des geliebten Weibes.

Wäre Leonie nicht gar so sehr vertieft in ihre Mutterseligkeit gewesen, sie hätte es merken müssen, daß ihr Mann heute anders, ernster, bekümmerter als sonst war.

„Willst du dein Nachtessen, lieber Theodor, oder soll ich die Kleine zuerst zu Bett bringen? Ich fürchte, die Luft hat das Mäuschen angegriffen.“

„Bring das Kind erst zur Ruhe, Leonie; es ist noch frühe, ich warte gerne noch ein Weilchen.“

Dem Papa wurde das Püppchen zum Gutenachtsagen gereicht, dann eilte die glückliche Mutter in das Schlafgemach, um ihr Herzchen in weiße Kissen unter grünen Vorhängen zu betten.

Eine junge Mutter ist stets entzückt von ihrem Kinde; wer will es ihr verargen? Was gibt es auch Schöneres auf der weiten Welt als ein solches unschuldiges, liebes Kind, von treuer Mutterliebe behütet!

Die kleine Elisabeth schien das sonnige Gemüt ihrer Mama geerbt zu haben; ohne Tränen, ohne Ungeduld schloß sie die kleinen Äuglein und entschlummerte lächelnd. Noch einmal küßte die junge Frau ganz leise die dicken Patschhändchen der Kleinen, dann schlich sie sich hinweg, um ihren Gatten nicht länger warten zu lassen.

Aber der Doktor, der sonst einen guten Appetit mit heimzubringen pflegte, verlangte heute gar nichts, und es war gut, daß Leonie gar so viel zu plaudern und von ihrem Spaziergange mitzuteilen hatte, sonst wäre es ein recht schweigsames Mahl geworden.

Mittlerweile war es Abend geworden, die Dienerin räumte den Tisch ab und fragte, ob sie die Lampe anzünden sollte.

„Nein," sagte der Doktor. „Wenn es dir recht ist, liebe Leonie, so gehen wir noch ein wenig in den Garten; der Abend ist mild, und die frische Luft tut uns immer wohl!"

„Gerne!" antwortete Leonie bereitwillig, holte sich schnell einen Schal, und die zwei spazierten in den Laubgängen des hübschen Gärtchens auf und nieder.

„Laß uns hier Platz nehmen," sagte Theodor und führte seine junge Frau zu einem etwas erhöhten Sitze, von welchem aus man eine herrliche Aussicht nach dem Rhein und den gegenüber liegenden Bergen hatte.

„O, wie schön es hier ist!" sagte Leonie, das Auge nach den im Dämmerlichte liegenden Bergen gerichtet, „hier weile ich so gern."

„Ja," erwiderte Theodor, „ein Gemüt, das die Natur liebt und ihren Zauber zu empfinden vermag, kann es hier schon aushalten. Ich bin dir dankbar, mein liebes Weib, daß du dich hier so wohl fühlst, denn ich hatte immer gefürchtet, daß du doch deine Heimat sehr vermissen würdest."

„Nein," sagte Leonie einfach und aufrichtig, „solange du bei mir bist, ist mir jeder Ort Heimat. Aber nach den Eltern freilich sehne ich mich manchmal und ich möchte sie gerne bei mir haben, um ihnen zu zeigen, wie gut es ihrem Kinde geht. Das verargst du mir nicht, Theodor, nicht wahr?"

„Wie sollte ich?" entgegnete der Doktor warm. „Und doch, mein gutes Weib, mußt du die Hoffnung eines solchen Wiedersehens nicht gar zu fest hegen. Gottes Ratschluß ist oft wunderbar, und wer weiß, wie lange er dir noch die Deinen lassen kann."

Erschreckt vernahm Leonie diese Worte; o, sie kannte ihren Mann, sie wußte nur zu gut, daß er nie so zu ihr sprechen würde, wenn nicht gewichtige Gründe ihn dazu veranlaßten.

„Theodor!" rief sie bestürzt, „Theodor, du verbirgst mir etwas! O Gott, was ist geschehen? Wie geht es meiner Mutter, was ist mit ihr? Sicher hast du eine schlechte Botschaft erhalten. Ist Mama krank?"

„Nein, meine Leonie, die Mutter ist wohl, aber der Vater —"

„Ist krank?"

Theodor bejahte.

„Schwer, vielleicht hoffnungslos? O, laß mich hin, laß mich zu ihm, laß mich ihn pflegen, ihm danken, daß er mich so glücklich werden ließ!"

„Armes Kind, das kannst du nicht mehr."

„Nicht mehr, Theodor? Um Gottes willen, Papa ist doch nicht — tot?"

„Fasse dich, mein Herz, und höre mich ruhig an," sagte der junge Doktor, schlang den Arm um seine arme junge Frau, zog ihr Köpfchen an seine Brust und teilte ihr so unter zärtlichen, teilnehmenden Worten die Trauerkunde mit.

Die arme Leonie! Das war ein harter, harter Schlag, der ihr junges Glück traf, denn sie liebte den Vater so innig; war er es doch gewesen, der sie von dem ihr widerwärtigen Bewerber befreit und ihr, seine eigenen Wünsche überwindend, den Mann ihres Herzens gegeben hatte.

Auch in dieser schweren Stunde fand die junge Frau an ihrem Mann die rechte Stütze, den rechten Trost; ihr treuester Freund wurde nicht müde, ihr herzlich zuzureden und sie aufzurichten.

Erst am anderen Tage gewann es aber der besorgte Mann über sich, seiner Frau die ganze fürchterliche Wahrheit mitzuteilen, und diese drückte die arme Leonie unendlich danieder. Niemals war ihr der Gedanke gekommen, daß der Reichtum ihrer Eltern je erschüttert werden könnte; sie konnte sich die Mutter ohne Glanz und Pracht nicht denken, und sie begann zu begreifen, welch ein Glück der plötzliche Tod für den Vater gewesen war. Wie hätte dieser stolze Mann es ertragen sollen, zu leben, wenn seine Finanzen ruiniert, sein Name entehrt, die Achtung der Welt verloren und seinem Rufe der Makel des Bankrotts anhaftete!

Weniger erstaunt gewesen war Theodor über diese traurige Nachricht. Ganz im Anfang seiner Bekanntschaft mit Leonie hatte er einst Gelegenheit gehabt, zwei ehrenwerte Kaufleute über den Großhändler urteilen zu hören, und in diesem Urteil sprach sich der Zweifel an der Solidität seines Hauses aus. Jene Männer hatten gemeint, es sei unmöglich, daß Waldmann, der ohne Vermögen begonnen, der zwar durch glückliche Spekulationen viel gewonnen, aber durch übergroße Ausgaben seinem Geschäfte zu viele Mittel entzogen habe, für jeden Schicksalsfall gerüstet sei.

Dieser Zweifel war es auch, der dem jungen Arzte damals den Mut gab, seine Augen auf das scheinbar so reiche Mädchen zu richten. Durch Liebe wollte er es dahin bringen, auch ohne den Flitter des Lebens glücklich zu sein, nicht des Schicksals rauhe Hand sollte die weichgewöhnte Blume vom gewohnten Boden entreißen. Wohl ihm, daß ihm dieser Vorsatz gelungen war, wohl ihm, daß Leonie den Schicksalswechsel nur ihrer Eltern wegen schmerzlich empfand; sie selbst begehrte nichts, was ihr nicht schon durch die Liebe ihres Mannes geworden!

Daß die junge Frau es schmerzlich empfand, daß der Name

ihres Vaters nun einen so schlechten Nachruf auf Erden erhielt, daß es Leute geben sollte, denen gegenüber der Großhändler als Schuldner aus der Welt gegangen, begriff Theodor nur zu gut, denn auch ihm war es herb, den Ruf seines Schwiegervaters so befleckt zu sehen.

Überdies schrieb Tante Lotte an den jungen Doktor, daß Frau Waldmann in der grenzenlosesten Verzweiflung sei, und bat ihn, unverzüglich nach B. zu kommen.

Dieser Bitte stimmte Leonie lebhaft zu; sie hatte das Gefühl, als müßte alles gut, alles geordnet werden können, wenn ihr Mann der Mutter hilfreich zur Seite stände, und gepreßt und bittend sagte sie: „Theodor, mein lieber, guter Mann, noch eine Bitte habe ich an dich, obgleich mir schwer wird, sie auszusprechen."

„Sprich, mein Kind, du weißt wohl, daß ich gerne erfülle, was in meiner Macht steht."

„Nun wohl, so will ich dir sagen, daß mir der Gedanke entsetzlich ist, daß die Gläubiger meines Vaters nicht befriedigt werden können. Da habe ich denn gedacht, daß wir das Geld, das Papa dir aufgenötigt —"

„Wieder hergeben wollen?" fiel Theodor ein. „Gewiß, mein braves Weib, das ist unsere Pflicht, und ich bin glücklich, daß du so denkst. — Helfen aber, liebe Leonie, wird diese Summe wenig; natürlich wird das in unserer Handlungsweise nichts ändern, wir tun unter allen Umständen vor allem unsere Pflicht."

„O, du guter Mann, wie danke ich dir! — Nun siehst du, Theodor, nun hast du die Leonie wie du sie wolltest, arm, ganz arm, nun hat sie alles nur durch deine Güte."

„Du weinst, liebes Weib! Kränkt es dich, daß es ein Mann ist, der einzig und allein für deine Zukunft sorgen muß?"

„Nein, Theodor, o nein! Das Gefühl der Abhängigkeit ist dir gegenüber so süß. — Ich weine vor Glück, daß Gott mir den besten, uneigennützigsten Mann auf der ganzen Welt gegeben hat."

So rasch, als es sich irgend tun ließ, ordnete Doktor Jansen seine Angelegenheiten und rüstete sich zur Reise; Leonie selbst trieb ihn zur Eile, denn der Mutter Rat- und Hilflosigkeit stand ihr jeden Augenblick vor Augen.

Ehe Theodor seinen Koffer schloß, reichte ihm Leonie ein Schmuckkästchen hin. „Nimm," sagte sie, „laß diese Sachen in Geld umsetzen; es sind Perlen und echte Steine, die mir der Vater geschenkt hat; sie sind kostbar; auch sie werden die Schuld vermindern helfen."

Gerührt küßte der Scheidende sein junges Weib auf die Stirn. „Lebe wohl, liebes Herz du!" sagte er. „Sobald ich kann, komme ich wieder. — Soll ich dir die Mutter mitbringen?"

„Theodor, das wolltest du? Ja, wenn Mama will, mit offenen Armen werde ich sie empfangen!" —

Eine schwere Aufgabe war es, die Doktor Jansen auf sich genommen hatte, denn er traf Frau Waldmann so rat- und trostlos, daß es keine Möglichkeit war, ein Wort ruhiger Überlegung mit ihr zu wechseln. So stolz, so hochmütig wie in ihrem Glücke, so niedergedrückt und verzweifelt benahm sie sich jetzt in ihrem Unglück, und man begann allen Ernstes für den Verstand der armen Frau zu fürchten. Konnte sie doch ganze Tage dasitzen und still vor sich hinstarren oder laut wehklagend im Zimmer auf und ab schreiten, die Hände ringend und bitterlich weinend. Scheu schloß sie sich von allen Menschen ab, wie eine Ausgestoßene fürchtete sie ein fremdes Antlitz zu sehen, und selbst die Doktorin, die es so herzlich gut mit der Schwergetroffenen meinte, gewann keinen Zutritt zu ihr.

Schon nach den ersten Stunden sah Theodor ein, daß sich mit der aufgeregten Frau nichts besprechen ließ, er selbst war kaufmännischen Angelegenheiten gänzlich fremd, und so war es wohl das natürlichste, daß er sich an den neuen Schwager mit der Bitte, ihn zu unterstützen, wandte, da dieser als Kaufmann doch besser in solchen Dingen Bescheid wußte; aber auf diese Hilfe hatte er vergebens gezählt. Moosfeld schrieb:

Geehrter Herr!

Ihrem Wunsche, daß ich mich um die verworrenen Angelegenheiten des verstorbenen Großhändlers Waldmann kümmern soll, kann ich nicht entsprechen, ja es wäre mir für mein vortreffliches Renommee in der Kaufmannswelt leid, wenn bei jener traurigen Affäre nur mein Name genannt würde.

Hätte ich eine Ahnung gehabt, daß mein Herr Schwiegerpapa mir eine solche Blamage machen würde, hätte ich mich wohl vorgesehen, ihn zu demselben zu machen. Doch Geschehenes ist nicht zu ändern, und so bin ich für meine Gattin froh, daß sie wenigstens ihre unbedeutende Mitgift aus der Masse gerettet hat.

Sehen Sie zu, daß Sie so viel als möglich für Frau Waldmann erhalten können, einige tausend Taler mehr oder weniger machen bei einer Auseinandersetzung mit den Gläubigern nichts aus; befolgen Sie meinen Rat und übergeben die ganze Sache einem tüchtigen Advokaten, der wird damit besser umzugehen wissen als Sie.

Indem ich Sie bitte, der Schwiegermama mein Beileid auszudrücken, bedaure ich, daß es eine so traurige Veranlassung ist, die unseren Briefwechsel hervorgerufen hat.

Mit achtungsvollem Gruße

Ihr ganz ergebener Schwager
Arthur Moosfeld.

Die gerade, biedere Natur Jansens empörte sich über die Lieblosigkeit und den großen Egoismus, den Moosfelds Zeilen verrieten; es war ihm eine Unmöglichkeit, diese verletzenden Worte der gebeugten Frau zu zeigen.

Was aber blieb Theodor anderes übrig, als einem tüchtigen Sachverständigen die ganze Angelegenheit zu übergeben, und da stellte es sich denn bald heraus, daß der Bankrott nicht so groß und schlimm sei, als es anfangs den Anschein gehabt hatte.

Allerdings waren es große Summen, die das Haus Waldmann zu zahlen hatte; aber es kam denn doch in Betracht, daß Herr Waldmann wertvolle Besitzungen hinterließ, die, da fast alle schuldenfrei waren, einen guten Teil von den Zahlungen decken konnten. Bis aber das Haus in der Stadt, die prächtige Villa vor dem Tore, Ländereien, Equipagen, Pferde und Möbel verkauft waren, konnte Doktor Jansen nicht abwarten, sein Beruf nötigte ihn zur baldigen Rückkehr. Onkel Wengler stand ihm redlich zur Seite, einen tüchtigen Anwalt zu finden, der das Interesse Frau Waldmanns wahrnehmen sollte, und die unglückliche Mutter war nur zu gerne geneigt, der freundlichen Aufforderung Folge zu leisten und dem Schwiegersohne zu folgen. O, fort wollte sie, weit, weit fort, wo sie niemand kannte, wo niemand ihre Schande, ihr Unglück bespötteln oder bemitleiden konnte!

„Nur sterben, sterben möchte ich!“ flüsterten die bleichen Lippen. „Was tue ich noch auf der Welt, in der mich jedermann verachtet?“

Theodor gab sich die redlichste Mühe, die Gebeugte aufzurichten, aber jedes Trosteswort verhallte nutzlos. Angstvoll gedachte der junge Mann der schweren Aufgabe, die nun seiner Leonie harrte.

Die gute Tochter empfing die Mutter mit größter Zärtlichkeit und gab sich die redlichste Mühe, der verwöhnten Frau das Leben angenehm zu machen. Aber das ruhige Glück war doch mit dem Eintritt Frau Waldmanns aus dem kleinen Hause entschwunden, die Anwesenheit der trübsinnigen Frau legte sich schwer auf jede Fröhlichkeit, und Leonie wurde ganz still und gedrückt, um nur ja die Mutter mit ihrem Frohsinn nicht zu verletzen.

Die Tochter hätte auch kein Herz besitzen müssen, wenn die furchtbare Veränderung, die mit der einst so hochmütigen Frau vorgegangen war, sie nicht ergriffen hätte: das einfachste, schlichteste Gewand war Frau Waldmann noch zu kostbar. „Es gehört ja nicht mir, es käme unseren Gläubigern zu!“ so

jammerte sie stets. Weder Leonies eheliches Glück, noch die behaglichen Verhältnisse ihrer Existenz, ja selbst nicht der Liebreiz ihres Enkelkindes konnten der Gebeugten irgend ein Zeichen des Anteils oder gar der Freude entlocken.

Diese Frau hatte nichts glücklich gemacht als der Flitter und Glanz; nun er dahin gegangen, war ihr Leben geknickt, ihr Dasein verödet; sie lebte nunmehr nur noch ein Leben ohne Leben.

Die arme Mutter.

Die Zeit schwand dahin, die kleine Elisabeth wurde größer, lernte die Füßchen setzen und die ersten süßen Worte lallen, und noch immer blieb Frau Waldmann in ihrem Trübsinn, in ihrer unnatürlichen Gleichgültigkeit gegen alles befangen. Es gelang Leonie nicht, das Herz der Mutter zu erwärmen; ach, stand sie doch in ihrem Seelenleben so fern, als hätten sie zeitlebens Meere getrennt! Die oberflächliche Frau war nicht fähig, Leonies Glück zu begreifen; beschäftigte sich diese in seliger Freude mit ihrem Kinde, so sagte Frau Waldmann: „Ich habe es einst nicht geahnt, daß meine Tochter selbst die Bonne ihres Kindes sein wird. Nun, es ist ja ein Glück, daß du freiwillig deine Ansprüche heruntergestimmt hast, nun fällt dir das Ertragen unseres Schicksals nicht schwer."

Leonie hätte nicht von Fleisch und Blut sein müssen, wenn dieses Wort „heruntergestimmt" sie nicht hätte verletzen sollen. Sie, die als echtes Weib ihr Los an der Seite des geliebten Mannes als das beste, das beneidenswerteste betrachtete, sie mußte es ertragen, ihr Lebensglück von der eigenen Mutter verkannt zu sehen!

Äußerungen wie diese wiederholten sich fast täglich in der bitteren, verletzenden Weise, die Frau Waldmann seit ihrem Unglück angenommen hatte, und oft war Leonie das Herz so

schwer und ihr Mut so bedrückt, daß sie die Zukunft nur nebelgrau und düster vor sich sah.

Lange, lange hatte sie so schweigend ihre Last getragen, denn ein kindliches Zartgefühl hielt sie stets zurück, über die Mutter mit Theodor zu sprechen, und so begann das peinliche Vermeiden dieses Themas unmerklich eine Befangenheit in dem Verkehr der beiden Gatten zu bilden, die beide gleich schmerzte und die sie nicht den Mut hatten zu verscheuchen.

Bei all der Unerquicklichkeit, die die Anwesenheit Frau Waldmanns dem friedlichen Hause bereitete, bewahrte Theodor doch stets gegen die Schwiegermama eine Ehrerbietung und Hochachtung, die jede andere Frau für ihn hätte einnehmen müssen. Und um dieser seiner grenzenlosen Überwindung und Selbstbeherrschung willen verehrte Leonie ihren Gatten täglich mehr und mehr, und doch konnte es scheinen, als kühlten sich ihre Gefühle ab, so sehr fürchtete sie die scharfen Anmerkungen der Mutter, die jedes Liebeswort und jede Zuvorkommenheit als „untertänig“ und „der weiblichen Würde vergebend“ verdammte.

So war denn inzwischen aus Leonie, aus der heiteren, sonnigen Blume ein ernstes bekümmertes Weib geworden, das tagaus, tagein die kleinen Nadelstiche des Lebens über sich ergehen lassen mußte und in der schwersten Kunst des Lebens — in der Geduld — unaufhörlich geprüft wurde. —

Es war an einem schönen Maienabend, die kleine Elisabeth hatte ihr Plappermäulchen geschlossen und schlief. Frau Waldmann saß wie immer grübelnd und sinnend und dachte vergangener Zeiten und ihrer Herrlichkeit. Doktor Jansen war noch nicht daheim, er kam nun häufiger später als sonst nach Hause: das mürrische Gesicht der Schwiegermama machte ihm sein Heim nicht freundlicher. — Leonie wollte, mußte allein, ohne die Mutter sein; sie trat hinaus in den Garten; hier in der Natur fand sie am allerbesten noch den Gleichmut ihrer Seele wieder, hier atmete sie auf.

Sie lenkte ihre Schritte unwillkürlich ihrem Lieblingssitze zu

und ließ sich auf demselben nieder. O, sie war so müde, so todmüde; sie konnte nicht weiter gehen, sie mußte ruhen!

Wo war die Leonie von früher, der Schmetterling, der durch das Leben flog? Vorbei, vorbei! Die Schwingen der Seele waren gelähmt, die ausgelassene Fröhlichkeit in so bedrückender Atmosphäre niedergehalten.

Ihr Mann hatte nach und nach eine ausgedehntere Praxis gewonnen, die ihn oft den ganzen Tag in Anspruch nahm und ihm kaum die Mahlzeiten frei ließ. Kam dann der Abend, der Abend, der sonst eine Feststunde für die beiden geworden, so saß die Mama mit dem trübseligen Gesicht und dem verdrossenen Wesen wie ein Gespenst zwischen beiden und ließ kein warmes, hingebendes Wort, kein tieferes Gespräch aufkommen.

„Ein solches Leben kann Theodor nicht ertragen," flüsterte Leonie traurig vor sich hin. „Er wird seine Häuslichkeit fliehen, fliehen, wie es so viele Männer tun, und ich werde allein sein, ganz allein mit der Mutter, die mich nicht liebt und die ich doch nicht verlassen kann. O, es ist schrecklich, zwischen Mann und Mutter zu stehen!" Und das bange Herz fand in Tränen Erleichterung, und lange, lange weinte das junge Weib und schluchzte laut und heftig wie ein Kind.

„Du weinst, Leonie?" sprach neben ihr die Stimme ihres Gatten, „du weinst? So unglücklich fühlst du dich?"

Leonie schrak zusammen und antwortete nicht.

„Du gibst mir keine Antwort? Du hast kein Vertrauen mehr zu mir? Leonie, habe ich deine Liebe verloren?" Die Stimme, die diese Worte sprach, bebte.

Bei dieser Frage war es mit Leonies ganzer Beherrschung vorbei. Schluchzend und ungestüm warf sie sich in die Arme ihres Gatten und rief: „Ach, wenn ich dich nicht mehr liebte, würde ich dann noch leben? Aber du, du entfremdest dich mir, ich bin dir nicht mehr, was ich war, und daran, Theodor, werde ich zu Grunde gehen!" Und die alte heftige Leonie früherer Jahre wurde wieder lebendig: wie ein glühender

Strom flossen die Worte leidenschaftlich von ihren Lippen, und alles, was sie von der Mutter gekränkt, was sie gereizt, ungeduldig gemacht und auch wohl hie und da unzufrieden, sprach sie jetzt frei vor ihrem Manne aus, der mit Ruhe und Nachsicht diesen heftigen Ausbruch eines lebhaften Temperamentes entgegennahm. „Ich kann nicht leben, wenn die Mutter bei uns bleibt!“ schloß sie ihre Klagen.

Wie beschämt aber wurde Leonie, als ihr Gatte wohl mild und gütig, aber auch gerecht und streng ihr sagte, wie *sie* es sei, die eine große Schuld an der Verbitterung der Mutter trage. Von einer Unglücklichen muß man kein Mitgefühl für Glück verlangen; ein edles Herz geht auf die Klagen einer Gebeugten ein, sucht ihren Gram nach und nach zu mildern, freundlicher zu gestalten und so wieder für das Leben umzuformen.

„Siehe, Leonie, du bist in deiner Liebe zu eitel auf mich, auf unser Kind; der Mama sind wir mehr oder weniger fremd, gleichgültig; das verletzte dich dermaßen, daß du vermieden hast, mit ihr über mich zu sprechen, gerade wie mit mir über sie und daß du aus verletzter Mutterzärtlichkeit dein Kind lieber ganz von der kalten Frau fern hieltest, statt Versuche zu machen, das Herz derselben durch die Lieblichkeit eines Kindes zu erwärmen. Du selbst, mein Weib, hast mir auf jener unvergeßlichen Heimfahrt gesagt, wie unsäglich schwer du dir's denkst, im Unglück gut zu sein, und nun verlangst du Milde und Nachsicht von deiner armen, unglücklichen Mutter? O, Leonie, dieser Frau ist alles gestorben, mit den Augen des Gatten schlossen sich ihr alle Pforten irdischen Glücks: Rang, Reichtum, ja die Ehre selbst ist ihr geraubt! Was bleibt ihr noch? Ein Seelenleben hat die arme Mutter nie geführt; ist es nicht natürlich, daß sie das Dasein wertlos dünkt, nun der Flitter davon abfiel? Was ist aus den stolzen Hoffnungen deiner Mutter geworden? Du, die sie in Pracht und glänzend versorgt sehen wollte, bist meine Frau, die Gattin eines schlichten Arztes.“

„Aber, Theodor, Mama sieht doch, daß ich dich liebe, daß ich glücklich bin."

„Das eben kann die Mutter nicht begreifen; sie wird stets das Glück nur da zu erkennen vermögen, wo der Glanz ist. — Denke an Irma, an das Kind ihres Herzens! Sie wurde eine reiche, beneidete Frau, was hat sie für die Mutter übrig? Kein Wort des Trostes, keine Silbe des Mitgefühls! O, das muß schmerzen! Wahrlich, liebes Weib, das Maß ist voll genug für den schwachen Charakter deiner armen Mutter! Darum sei gut mit ihr, gewinne es über dich, in ihrer Nähe wieder heiter und fröhlich zu sein, wie ehedem, damit zu ihrem Gram nicht noch das Gefühl kommt, hier nicht gern geduldet zu sein; denn das wäre zu schrecklich für die Unglückliche, da sie augenblicklich nicht in der Lage ist, über sich bestimmen zu können."

Schon während Theodor sprach, schaute ihn sein Weib zustimmend und wie verklärt an; saß er doch wieder an ihrer Seite, hatte er doch wieder seine Hand in der ihren und gab's doch nichts mehr, das sie vor ihm verbergen mußte! Belehrte er sie doch wieder, wie so oft, und fügte sie sich besserer Einsicht doch so gerne!

„Und du, Theodor," sprach sie dann, „du sagst mir gar nichts darüber, wie schwer du Mamas Gegenwart empfindest?"

„Sie ist deine Mutter, Leonie, und eine Unglückliche, wir dürfen sie nicht verlassen! Von heute an werde auch ich die Schranke zu überwinden suchen, die mich von ihr zurückhielt; miteinander wollen wir versuchen, teures Weib, Mamas Bitterkeit zu überwinden und sie glücklicher zu machen. O Leonie, wenn das uns gelänge, so hätten wir eine schöne Aufgabe gelöst! Wollen wir miteinander danach streben, liebes Weib?"

„Ja," sagte Leonie selig, „du mein guter, mein bester, mein herrlicher Mann!"

Nein, noch war die Liebe dieser beiden nicht im Abnehmen. Dasselbe Hochgefühl, mit dem Leonie als Braut zu Theodor emporblickte, erfüllte heute noch ihr Herz. —

Es war, als wollte das Schicksal dem guten Vorsatze der beiden zu Hilfe kommen, denn endlich, endlich traf die erwartete Kunde aus der Heimat ein, daß die verwickelten Angelegenheiten geordnet, die Auseinandersetzung mit den Gläubigern beendet seien und daß, dank dem guten Verkauf der Waldmannschen Besitztümer, nunmehr nur eine kleine Summe zu zahlen übrig bliebe, die in keinem Verhältnisse zu der anfangs befürchteten Größe des Bankrotts stand. — Bei dieser Nachricht atmete die arme Frau zum ersten Male wieder leicht und blickte weniger bitter und trübselig als bisher in die Welt. Leonie hielt ihr Versprechen getreulich. Stets war sie bemüht, die Mutter aufzuheitern, und nach und nach gelang es ihr auch, sie etwas zufriedener zu stimmen.

So schwand der Sommer dahin, und man fürchtete nicht, daß der nächste Winter ein so trauriger als der vorhergegangene werden würde, denn weniger scheu als sonst pflegte sich Frau Waldmann jetzt vor jedem fremden Elemente abzuschließen. Da, an einem Oktobertage, kam die Mutter ganz verklärt mit einem offenen Briefe in der Hand in das Wohnzimmer ihrer Tochter. „Leonie, was würdest du sagen," fragte sie, „wenn ich plötzlich verreisen würde?"

„Du willst fort, Mama, und wohin?"

„Zu meinem Kinde, Irma ladet mich zu sich ein!"

Erstaunt las Leonie die Stelle des Briefes, welche die Mama ihr bezeichnete. Da stand geschrieben: „Hast du noch Lust und Mut, Mama, eine Reise zu wagen, haben dich die kleinlichen Verhältnisse nicht eingeschläfert, so sieh dich einmal nach mir um; ich würde mich freuen, dir einmal alles zu zeigen, dich in den fürstlichen Gemächern, die mir zur Wohnung dienen, umherführen zu können. Überlege dir meinen Vorschlag, Mama." — Und eine solche kalte Einladung war es, die Frau Waldmann schon beglückte. Die arme Frau war freilich heruntergestimmt, das mußte man sagen. Weder Theodor noch Leonie hatten einen Einwand, als sich Frau Waldmann entschloß, nach Stettin zu reisen; die gute Tochter half ihr gerne und

bereitwillig bei den Zurüstungen zu der Reise, erhoffte sie doch von derselben einen wohltätigen Einfluß auf den Gemütszustand der immer noch Leidenden.

Frau Waldmann hatte nicht an Irma geschrieben, daß sie ihrer Einladung Folge leisten würde, sie wollte dieselbe überraschen, und der lange Weg bis Stettin wurde ihr kurz bei dem Gedanken an die Freude eines solchen Wiedersehens.

Sie ließ sich vor das stolze Haus ihres Schwiegersohnes fahren und fragte den Portier, ob Frau Moosfeld daheim sei.

„Die gnädige Frau wohnen noch in der Villa draußen vor dem Tore, hier ist im Augenblick nur das Kontor und das Absteigequartier für den Herrn, wenn er anwesend ist."

„Kann ich Herrn Moosfeld sprechen?"

„Nein, er ist in Geschäften verreist, kommt wahrscheinlich erst in nächster Woche wieder; aber die gnädige Frau werden Madame sicher in ihrer Villa finden."

Die Villa Moosfeld, an einem herrlichen Punkte an der Oder gelegen, kannte der Kutscher wohl, und so fuhr er denn Frau Waldmann zu dem fürstlichen Wohnsitz ihrer Tochter. Das Mutterherz klopfte vor Freude, als das schöne Gebäude mit den weißen Säulen und den herrlichen Altanen sichtbar wurde; und alle Bilder einer glücklichen Vergangenheit stiegen wieder vor ihrem geistigen Auge auf.

Die gnädige Frau war noch bei der Toilette; Frau Waldmann fand sie in ihrem reizenden Boudoir, in Frisiermantel und Morgenhäubchen, und entzückt streifte der Blick der Mutter ihr stolzes, schönes Kind.

„Irma," rief Frau Waldmann überglücklich, „du hast mich gerufen, ich bin so gerne gekommen; freut es dich, daß ich da bin?"

„Gewiß!" entgegnete Irma. „Aber es nimmt mich wunder, daß du mir deine Ankunft nicht angezeigt hast, ich hätte besser vorsorgen können."

„O, was das betrifft, Irma, ich bin nicht verwöhnt; ich werde es hier wie im Himmel finden."

„So war es nicht gemeint, Mama; meine Fremdenzimmer sind immer bereit, und Gäste genieren mich niemals; aber da ich nichts von deiner Ankunft wußte, habe ich für die nächsten Tage verschiedene Engagements angenommen, und du wirst viel allein sein."

„Das tut nichts, mein Kind, bin ich doch bei dir, sehe ich dich doch glücklich und schön wie immer. Du bist ganz zufrieden, Irma?"

„Natürlich, ich habe alles, was mein Herz begehrt; Arthur ist ein vorzüglicher Mensch, ganz nach meinem Geschmacke, wir genieren uns in unseren Neigungen gar nicht. — Aber wie geht es denn unserer romantischen Leonie?"

„Gut, Kind, ihr Gatte liebt sie noch ebenso zärtlich, und sie fühlt sich unbeschreiblich glücklich bei ihm; zudem hat sie ein reizendes Kind, ein wahres Engelsgeschöpfchen, das versüßt ihr das Leben."

„Nun, das ist gut, dann hat die Arme doch etwas, woran ihr Herz hängt. Mama, eine Existenz, wie die meiner Schwester es ist, würde mich töten, und bei einem solchen Tugendhelden von Manne würde ich vor Langweile sterben. — Du bist grau geworden, Mama!"

„Nimmt dich das wunder? Bedenke den ungeheuren Gram—"

„Still, still, Mama, davon sprich mir nicht. Wer wird sich um Geschehenes kümmern, wer sich das Leben durch so unangenehme Erinnerungen verbittern! — Jetzt muß ich mich ankleiden lassen, Mama, ich erwarte Besuch; Maria soll dir deine Zimmer zeigen."

Und die junge Frau drückte auf ein silbernes Glöckchen und alsbald trat ein zierliches Kammermädchen ein, dem Frau Waldmann vorerst übergeben wurde.

„Führen Sie Frau Waldmann in ihre Zimmer und sorgen Sie, daß ein gutes Frühstück für sie bereitet wird. — Adieu, Mama, auf Wiedersehen bei Tische."

Die Mutter war entlassen, und wie im Traume folgte sie dem voranschreitenden Mädchen in die reich geschmückten

Fremdenzimmer; dort schickte sie die Dienerin fort und setzte sich stumm an das Fenster, das eine herrliche Aussicht bot. Aber sie sah weder den prächtigen Oderstrom noch die ihn belebenden Schiffe, sie hatte kein Auge für den herrlichen Garten mit den Marmorstatuen und den plätschernden Fontänen, sie hatte nur den einen Gedanken, die eine stumme Frage: „War das dein Kind? dein eigenes Kind, das du groß gezogen mit liebender Sorgfalt, das du verhätschelt, gegen das du deine andere Tochter zurückgesetzt hast?“

Die Stunde des Mittagsmahles kam, man ließ Frau Waldmann zu Tische bitten; da erst kam sie zu sich selber und sah sich erstaunt noch in den Reisekleidern. „Ist Gesellschaft bei meiner Tochter?“ fragte sie das Kammermädchen.

„Die gnädige Frau haben nur einige Freundinnen bei sich, ein ganz intimer Zirkel.“

Die Mutter mochte nicht warten lassen und ging in ihrem Reisekleid, einem ihrer Trauerkleider, die sie noch beständig trug, in das Speisezimmer.

Hier wurde sie einigen eleganten, jungen Frauen vorgestellt, mit denen ihre Tochter sehr vertraut zu sein schien, denn man hatte viele Anknüpfungspunkte; aus dem lebhaften Gespräch ging hervor, daß demnächst ein Bazar zum Besten der Notleidenden einer Provinz veranstaltet werden sollte, und daß diesem die ersten Damen der Stadt, unter ihnen ihre Tochter, vorstehen würden. Auch ging man Irma an, in einem Wohltätigkeitskonzert eine Arie zu singen, und bei dieser Gelegenheit erfuhr Frau Waldmann, wie sehr ihre Tochter als Sängerin bewundert wurde. — Irma enthielt sich noch jeder Zusage und meinte: „Ich muß erst hören, ob mein Mann mein Auftreten auch gern sieht.“ Dazu lachten die anderen, und eine Dame meinte: „O, das wissen Sie doch im voraus, teure Freundin, Herr Moosfeld ist zu entzückt von seiner schönen Frau, als daß er nicht mit ihr glänzen wollte. Wenn Ihre Zustimmung von Ihrem Herrn Gemahl abhängt, dann ist Ihre Mitwirkung gesichert.“

Abends fuhr die Tochter nach der Stadt in Gesellschaft: die Mama sollte sich im Garten amüsieren. Ja, nun war es der Frau mit dem bekümmerten Herzen klar, nun konnte sie es sich nicht länger verhehlen, daß ihre Lieblingstochter kein Herz mehr für die arme Mutter hatte.

Einige Tage darauf kam Herr Moosfeld von seiner Reise zurück, er begrüßte die Schwiegermama etwas befremdet, als wollte er sagen: „Wie kommen wir zu dem Besuch?“ — Übrigens war er nicht gerade unfreundlich, er war Frau Waldmann auch wenig im Wege, war er doch fast den ganzen Tag in dem Hause in der Stadt; Tags über nahm ihn sein Geschäft in Anspruch, Abends fesselten ihn Klubs, Theater und Gesellschaften. Das Ehepaar sah sich oft tagelang nicht, und gerade diese Ungezwungenheit des Lebens sagte Irma zu. Sie war beliebt, sie glänzte in allen Gesellschaften, ihr Ruf war tadellos, ihr Reichtum ruhte auf festerem Grunde als einst derjenige ihrer Eltern; was fehlte ihr also? Die Mutter meinte es erraten zu haben und fragte einst: „Irma, findest du deinen Mann nicht gar zu kalt gegen dich?“

„Im Gegenteil, Mama! Arthur war und ist für mich das Ideal eines Mannes von Welt; ich hasse nichts mehr als die Sentimentalität und die Ehemänner, die von Liebe schwatzen! Ich bin sehr glücklich, auch ist für meine Zukunft aufs glänzendste gesorgt; Arthur wäre nicht im stande, mich zu hinterlassen in Not und Schande, wie Papa es dir getan hat!“

„Schmähe deinen Vater, der doch so gut war, nicht im Grabe! Rette lieber, wenn du so reich bist, seinen guten Namen; nur zwölftausend Taler fehlen noch; seine Schulden wären dann getilgt, kein Makel könnte seinem Namen ferner anhaften!“

„Ich bedaure, Mama, dieses nicht zu können; ich halte meinen Gatten nicht für verpflichtet, die Schulden meiner Eltern zu bezahlen!“

„Papa hat euch mehr denn dreimal so viel gegeben!“

„Das war seine Pflicht, es war ein kleines Opfer in Anbetracht des Glücks, das er mir dafür erkaufte!“

„Weißt du, wie Theodor gehandelt hat, weißt du, was Leonie getan hat?“

Irma lachte. „Mama, ich bitte dich, schweige; du kannst doch nicht im Ernste denken, daß ich mich von der Handlungsweise solcher Idealisten beeinflussen lasse! Sie werden schon sehen, wie weit sie im Leben kommen!“

Und mit diesen Worten rauschte sie achselzuckend davon.

Immer kürzer und finsterer wurden die Tage, immer herbstlicher die Landschaft und immer öder das Herz der vernachlässigten Mutter. Irma fuhr fast allabendlich in Gesellschaften, zudem nahm sie der besprochene Bazar und die Proben zu dem Konzerte dermaßen in Anspruch, daß die junge Frau fast beständig in der Stadt verweilte und endlich beschloß, ganz dahin überzusiedeln.

„Mama,“ sagte sie, „in einigen Tagen verlassen wir die Villa, die Saison beginnt, und da ist das Wohnen hier unbequem; ich wage kaum, dich zu bitten, uns zu begleiten; für deinen trüben Gemütszustand wird dir das bewegte Leben, das wir in Stettin führen, wenig zusagen. Du hättest zum Sommer zu uns kommen sollen, Mama, da wäre dir dein Aufenthalt angenehmer geworden.“

„Weder jetzt noch zum Sommer hätte ich meinen Fuß auf eure Schwelle setzen sollen,“ erwiderte die Mutter tief gekränkt. „Ich verstehe dich, glaube mir, ich habe dich durchschaut; morgen verlasse ich dein Haus. Die fürchterliche, trostlose Zeit, die ich hier verlebt habe, hat mir wenigstens das eine Gute gegeben, daß sie mich einsehen ließ, was Theodor und Leonie für selten gute Wesen sind. Ich scheide, Irma, mit dem Wunsche, daß Gott dich bewahren möge, je so tief schmerzliche Erfahrungen zu machen, wie du sie hier mich hast machen lassen. Lebe wohl, und Gott vergebe dir!“

„Mama, deine Vorwürfe treffen mich nicht, ich habe sie nicht verdient; unsere Naturen, unsere Lebensstellungen und

Ansichten sind ebenso verschieden, daß es unmöglich ist, daß wir uns beieinander glücklich fühlen." — So äußerte sich die lieblose Tochter, und durch die herbstlich entlaubten Fluren fuhr die Mutter dahin, mit schwerverwundetem Herzen.

Glückliche Lösung.

Von dem Tage ihrer Rückkehr in das Doktorhaus an war Frau Waldmann eine andere geworden. Duldsam und gefügig schloß sie sich der Hausordnung ihrer Kinder an, fand Leonies Los auch nicht mehr niedrig und beklagenswert, sondern lernte nach und nach einsehen, wie berechtigt die Verehrung ihrer Tochter für den Gatten war, denn selbst ihr oberflächlicher Sinn mußte seine seltenen Eigenschaften würdigend anerkennen. Nun betrachtete sie Leonies Liebe und Gutherzigkeit nicht mehr geringschätzend; ach, sie hatte nur zu gut gefühlt, wie es sich in einem Hause lebte, in welchem Herzlosigkeit und Egoismus das Zepter führen! Und kaum merkte die zartfühlende Tochter den traurigen Grund dieser günstigen Umwandlung der Mutter, als sie dieser auch sofort mit der ganzen Wärme ihres guten Herzens entgegenkam, in welchem Bestreben sie aufs beste von Theodor unterstützt wurde.

So wandelte sich denn im Laufe der Zeit die unglückselige Frau in eine teilnehmende, mitfühlende Mutter um, die an dem steten Gedeihen und Fortschreiten ihrer Kinder Anteil nahm und auch für ihr Großtöchterchen zu fühlen begann.

Glücklich aber wurde Frau Waldmann nicht, denn wie ein Alp lastete es auf ihrer Brust, daß ihr guter Name dahin und ihr Gatte selbst im Grabe noch Spott und Schande erntete. Da trat ein Ereignis ein, das auch die letzte Last von dem Herzen der Schwergeprüften nehmen sollte: die Tante aus Feldberg (zu der Leonie damals im ersten Schmerze über

Oldenburgs Verlobung hatte reisen wollen) starb und hatte, aus Anbetracht der unglücklichen Lage Frau Waldmanns, dieser eine Summe vermacht, die größer war als die noch fällige Schuld ihres Gatten. Augenblicklich reiste Frau Waldmann heim, mit Freuden auch die letzten Verbindlichkeiten einlösend und dieses Mal ihre Vaterstadt mit dem glückseligen Gefühl verlassend, ihren Ruf dort hergestellt und sich den Namen einer Ehrenfrau verdient zu haben.

Seit diesem Tage wurde das Leben der Witwe ein anderes, Herz und Geist, von dem Bann, der so lange darauf gelastet hatte, befreit, erwachten wieder zu Lebensmut und Lebensfreude, und Leonie sah mit dankbarem Glücke, wie aus der einst so oberflächlichen Mama eine Frau wurde, der Menschenliebe und Gottvertrauen keine leeren Namen mehr waren.

„Mama," sagte die kleine Elisabeth, „sag doch, wie kommt's, daß Großmama so fröhlich ist und jetzt so helle, freundliche Augen hat? Großmama ist ganz anders, seit sie wieder da ist."

Die junge Mutter küßte ihr liebliches dreijähriges Töchterchen herzlich und sagte: „Das macht, der liebe Gott hat Großmama den heißesten Wunsch erfüllt, nun ist sie so fröhlich."

„Und dankbar gegen Gott und die edle Verstorbene," setzte Frau Waldmann ernst hinzu: „Ich bin der Gnade nicht wert, die der Herr an mir getan."

Leonie sah die Mutter verwundert an — ein solches Wort aus diesem Munde? Frau Waldmann verstand die stumme Frage, sie umschlang ihr Kind und sagte: „Ja, Leonie, auch ich habe endlich den Weg zur rechten Heimat gefunden."

Seit diesem Augenblicke brauchte Leonie nicht mehr das schöne Verhältnis zwischen Mutter und Töchtern im Forsthause zu beneiden, in ihrem Heim am Rheine gestaltete sich ein gleiches.

Glückselig berichtete sie der treuen Doktorin von diesem ersehnten Wiederfinden. „So ist's recht," schrieb die brave Frau Wengler, „nun trete ich gerne zurück; der Mutter gebührt der erste Platz als Freundin im Herzen ihres Kindes."

Obwohl Leonie nie mehr nach ihrer Heimat gekommen war,

so hielt sie doch alle Fäden mit sorgsamer Zärtlichkeit fest, die sie an ihre Vaterstadt und die schöne, sonnige Jugendzeit banden, und blieb so alle Zeit mit ihren Freunden im Verkehr. Im Doktorhause ging's im gewohnten lieben Geleise weiter, und Tante Lotte projektierte immer eine Reise zu „ihrem Liebling und der Kleinen, die sich so brav herausgemacht hatte," bis jetzt war dieser Plan jedoch noch nicht zur Ausführung gelangt.

Im Forsthause war's jetzt stiller, denn Trudchen war nun auch schon eine kleine Försters frau geworden und hatte „Vater und Mutter verlassen". Malchen sorgte nun für diese allein, „sie wollte stets im Elternhaus bleiben," schrieb sie; Leonie wußte warum!

Von Klara und Elisabeth liefen stets zufriedene, liebe Briefe ein: ihr Institut blühte, ihr Wirken wurde im Städtchen geachtet, und so hatten die beiden nicht allein die Genugtuung, durch eigene Kraft ihr Leben zu erhalten, sondern nahmen durch sich selbst und ihren Fleiß eine ehrenwerte Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft ein.

Leonie bewunderte die Energie und Ausdauer der Freundin, umsomehr, als sie selbst nicht im stande gewesen wäre, derartiges auszuführen: ihr weiches, leicht erregbares Naturell brauchte eine Stütze, und dankbar lehnte sie sich an den Gatten und sagte: „Wie gut, Theodor, daß du mich geholt hast! Ich denke mir's schrecklich, so einsam durchs Leben zu gehen."

„Nun," scherzte Theodor, „wenn ich nicht gekommen wäre, so hätte ein anderer dich erwählt; denn Fräulein Leonie Waldmann fehlte es nicht an Freiern."

„Der reichen Leonie nicht," sagte die junge Frau. „Wer aber von diesen Freiern hätte wohl die arme Leonie nach des Vaters Tode noch gewollt?"

„Jeder, wenn er dich gekannt hätte wie ich."

„Theodor, ist das dein Ernst?"

„Gewiß, mein Herzensweib!"

„O, wie du gut bist, und wie ich glücklich bin! — Die arme Elisabeth! Niemand hat sie noch geliebt."

„Wie kannst du das wissen?“

„Weil sie meine Freundin ist, weil wir uns alles sagen.“

Ach, Leonie wußte nicht, daß ein großes Herz selbst die Wonne des Aussprechens verschmäht, wenn es seinen Edelmut verraten muß! —

Es war an einem schönen, warmen Sonntagmorgen, Theodor war über Land zu einem entfernter wohnenden Patienten gefahren und hatte die Schwiegermama und das kleine Elischen die Spazierfahrt mitmachen lassen; Leonie, soeben mit häuslichen Geschäften fertig geworden, rüstete sich, nach der Kirche zu gehen, als ihr ein Gast gemeldet ward. Die junge Frau legte Hut und Tuch aus der Hand und trat in das hübsche, freundlich ausgestattete Empfangszimmer ein, um mit herzlicher Freude in dem Besuche den langjährigen Freund ihres Mannes, den jetzigen Professor Stein, zu erkennen.

„Das nenne ich eine Überraschung!“ rief sie freudig, beide Hände dem Ankömmling zum Willkomm entgegenreichend; „wie wird sich mein Theodor freuen!“

„Ist er daheim?“

„Nein, Herr Professor, aber bis Mittag, hoffe ich, wird er heimkehren. Er ist über Land und hat Mama und Lieschen mitgenommen; ich bin ganz allein im Hause.“

„Stört Sie etwa mein Besuch zu dieser frühen Stunde?“

„Nein, nein, gewiß nicht! Ich wollte zwar nach der Kirche, aber einen so seltenen Gast lasse ich mir keinen Augenblick entgehen. — Wollen wir im Garten frühstücken, Herr Professor?“

„Für das Frühstück danke ich, ich habe es soeben auf dem Dampfschiffe eingenommen, aber lassen Sie uns in den Garten gehen. Ihr schattiges Gärtchen ist das reizendste, das ich kenne!“

„Ja,“ stimmte Leonie zu, „es ist so lauschig, so gemütlich; ich bringe meine halbe Lebenszeit darin zu.“

„Darum sehen Sie auch so rosig, so gesund aus, Frau Doktorin!“

„Sagen Sie lieber, so braun, denn ich bin furchtbar von

der Sonne verbrannt! — Aber das tut nichts, was der Sommer verdirbt, macht der Winter wieder gut! Mit mir nehme ich das nicht so genau, aber mit meiner Elisabeth bin ich vorsichtiger, die darf mir nicht ohne ein Strohhütchen ins Freie; es wäre auch schade um ihren feinen, weißen Teint. Ich nenne sie oft ‚mein Schneeweißchen', denn sie ist weiß wie Schnee und rot wie Blut, und ihre Haare sind schwarz wie Ebenholz."

„Nun, wenn sie so dieser Märchenprinzessin gleicht, so führt am Ende auch noch einmal ein Prinz mein kleines Patenkind heim."

„Spotten Sie immerhin, Herr Professor, von meiner Mutter-eitelkeit heilt mich niemand."

Und nun war die junge Frau im rechten Fahrwasser: was hatte sie nicht alles von dem Kinde zu berichten, indessen sie mit dem Gaste in den schattigen Weingängen auf und nieder wandelte.

Wäre die glückliche Mutter nicht gar so vertieft in ihren Gegenstand gewesen, so hätte sie wohl merken müssen, daß Professor Stein ein wenig zerstreut zuhörte, so aber gewahrte sie nichts, bis der Professor mit einem Male, wie nach einem Entschlusse, ganz plötzlich fragte: „Haben Sie lange keine Nachrichten von Ihrer Jugendfreundin, Frau Doktorin?"

„Von Elisabeth? Es mögen etwa drei Wochen her sein, daß sie zum letzten Male schrieb."

„So wissen Sie noch nicht, welch ein Verlust der Armen wieder bevorsteht?"

„Nein, Sie erschrecken mich!"

„Ihre treue Dienerin ist tödlich erkrankt, vielleicht in diesem Augenblick nicht mehr am Leben."

„Die arme Elisabeth; sie liebte ihre Barbara so treu!"

„Wie jeden, den sie in ihr edles Herz aufnahm."

„Aber Sie, Herr Doktor, woher haben Sie diese Nachricht? Ich wußte nicht, daß Sie mit meiner Freundin korrespondieren."

„Das tue ich auch nicht," sagte der Doktor ernst und setzte dann bewegt hinzu: „Lassen wir uns dort nieder, ich werde Ihnen einen Brief zu lesen geben."

Die junge Frau folgte der Bitte, und sie setzten sich auf eine kleine Moosbank, dicht unter einem Abhange am Rheine. Professor Stein nahm ein Schreiben aus seiner Brieftasche und reichte es Leonie hin. „Lesen Sie!“ sagte er.

Leonie las:

Sehr geehrter Herr!

Klara Hofmann ist es, die Freundin Elisabeths, welche Ihnen schreibt, um Ihnen zu sagen, daß sie es ist, die unbewußt die Vernichterin Ihres Lebensglücks gewesen ist. — Hören Sie mich an: Wie der Ertrinkende an das rettende Boot, so klammerte ich mich nach dem Tode meines Gatten an dieses starke, feste, mit seltener Willenskraft beseelte Mädchen und war glücklich in dieser Vereinigung, glücklich bis vor zwei Tagen, wo mir die gute, alte Barbara ein Geheimnis mitteilte, von dem sie vor ihrem Scheiden aus diesem Leben ihre treue Brust befreien wollte; denn für diese brave Pflegerin Elisabeths ist keine Hilfe mehr. — Ich weiß es jetzt, daß Sie Elisabeth lieben, weiß es, daß Sie ihr Ihre Hand antrugen und daß das brave Mädchen mit seltenem Opfermute das Glück ihres Lebens zurückwies, um ein gegebenes Wort nicht zu brechen. O, hätte ich eine Ahnung von dieser Selbstüberwindung gehabt, nie, nie würde ich in eine solche Aufopferung eingewilligt haben! Das wußte Elisabeth wohl, und darum verhehlte sie mir so sorgfältig diesen Antrag und darum nahm sie Barbara das Wort ab, nichts zu verraten. Aber die Zärtlichkeit und Liebe für das teure Kind gingen der guten Seele noch über das gegebene Versprechen, und sterbend hat sie mich mit der Größe des Opfers bekannt gemacht, das Elisabeth mir brachte. Ich bin beschämt davon, niedergedrückt und doch erhoben, daß ein solch herrliches, seltenes Mädchen mir zur Gefährtin gegeben war. — Bewundernswert ist Elisabeth in ihrer Entsagung gewesen: mit gleichem Mut, mit gleicher Freundlichkeit und Ausdauer hat sie Tag für Tag die schweren Mühen ihres Berufes getragen und wußte doch, daß sie nur „ja“ zu sagen

brauchte, um ihr Leben sich so sonnig und so schön zu gestalten. — Denn konnte sie auch ihre Entsagung mir verbergen, das Gefühl ihrer Liebe zu Ihnen war mir längst bekannt, das erkannte ich bald, sonst müßte ich keine Frau sein.

Elisabeth ist frei! Ich selber will das Band lösen, das uns beide verknüpft: seit einiger Zeit wirbt der Käufer unseres ehemaligen Gutes, Herr Hellbronn, ein achtungswerter Mann, um meine Hand, will mir von neuem die liebe, alte Heimat wiedergeben und meinen Kindern Vater sein. Es gab manches in mir, was gegen eine zweite Verbindung sprach, und der Erinnerung wollte ich die Zukunft opfern. Jetzt ist das anders, Elisabeth muß frei, soll frei sein und sich auch frei fühlen — in einigen Tagen werde ich die Verlobte Herrn Hellbronns sein.

Das hatte ich Ihnen mitzuteilen, Herr Professor. Ich frage nicht, ob Sie noch frei sind; ein Mann, der ein Mädchen von den Eigenschaften Elisabeths lieben konnte, empfindet nicht so bald eine andere Neigung.

Gott mache Sie und Elisabeth glücklich!

Erstaunen, Freude, Rührung spiegelten sich in den Zügen Leonies beim Lesen dieser Zeilen; sie faßte herzlich die Hände des Professors und sagte: „Sie lieben Elisabeth, o, wie mich das freut, Sie lieber Freund!“

„Jetzt wissen Sie den Zweck meiner Herkunft, teure Frau, nun lassen Sie mich noch eine Bitte aussprechen: Schreiben Sie an Elisabeth, laden Sie dieselbe ein, wenn Barbara wirklich nicht mehr gesund werden sollte, hierher zu kommen, sich durch die Reise zu erholen; sie wird dies um so eher tun, als Klaras Verlobung sie mehr denn je vereinsamen wird. — Wollen Sie mir diese Bitte erfüllen?“

„Wie gerne, lieber Herr Professor, es war ja lange mein Wunsch, die Freundin bei mir zu sehen. — Aber Sie wollen nicht, daß ich ihr etwas verrate?“

„Um alles nicht, Frau Doktorin! Das zartfühlende Mädchen darf keine Ahnung haben, daß wir ihr edelmütiges Geheimnis

kennen. Auge in Auge will ich ihr sehen und sie fragen, ob sie jetzt noch den Mut hat, mich zurückzuweisen."

„O, Herr Professor, das wissen Sie nur zu gut, daß das nicht geschehen wird. Ich bewundere Elisabeth, ich blicke zu ihr auf, denn ich wäre nicht fähig gewesen, einer noch so treuen Freundschaft willen meine Liebe aufzuopfern."

„Aber eines gegebenen Versprechens willen?"

„Ich weiß es nicht! Ach, darin bin ich gar zu schwach: mit Theodor könnte ich alles ertragen, ohne ihn bin ich schwach und hilflos wie der Halm im Winde."

„Mein Freund ist ein glücklicher Mann," sagte der Professor mit Überzeugung, „er muß es sein, im Besitz eines so treuen, echt liebenden Weibes. Möchte mir das Schicksal auch endlich ein ähnliches Glück bescheiden!"

„Das wird es, lieber Professor, des bin ich gewiß! — Aber sehen Sie, da kommt mein Mann und Mama und mein Herzblatt." Und die junge Frau eilte flüchtigen Fußes wie ein fröhliches Kind den Ihren entgegen, um bald darauf, vor Freude glühend, ihr kleines Mädchen dem Herrn Paten mit Stolz zu zeigen.

Auch Theodor freute sich des seltenen Besuchs und machte dem Freunde liebevolle Vorwürfe, daß dieser so selten den Weg von Bonn nach G. finde.

„Warte nur," sagte dieser, „bald komme ich öfter, vielleicht zu oft für euch."

Und nun zog man Theodor ins Geheimnis. Mit warmer Herzlichkeit nahm dieser Kenntnis von des Freundes Entschluß; hatte der Doktor Elisabeth doch stets nur auf das vorteilhafteste schildern hören und persönlich sehr schätzen gelernt, als sie an seiner Hochzeit im Waldmannschen Hause anwesend war.

Noch am selben Abend traf die Trauerbotschaft ein: Elisabeth betrauerte den Verlust ihrer treuen Barbara innig, und doch gönnte sie der guten Seele die Ruhe, denn die letzte Zeit hatte diese die Last des Alters schwer empfunden. Sanft und glücklich war die Brave entschlummert, Gott dankend, daß sie

die letzten Lebensjahre bei dem Kinde ihres Herzens noch hatte verleben dürfen. So glich denn auch Elisabeths Trauer mehr einer stillen Wehmut; zu dem Zypressenkranz ihrer Erinnerungen war ein neuer Zweig hinzugefügt worden. Nun stand sie allein, wieder allein, denn Klara Hofmann hatte sich in der Tat entschlossen, Frau Hellbronn zu werden.

Leonies herzliche Aufforderung, sich bei ihr zu zerstreuen, zu erholen, konnte Elisabeth zwar nicht gleich Folge leisten; als aber die Ferien begannen und Klara mit ihren Kindern dem neuen Gatten in ihr liebes Eschenwalde gefolgt war, da eilte Elisabeth gerne zu der Jugendfreundin, um in ihrem sonnigen Umgang die ernsten Sorgen des Lebens ein wenig zu verscheuchen und wieder einmal jugendlich froh in der Erinnerung der schönen glücklichen Kinderzeit sich zu ergehen.

Schon auf dem Schiffe, das sie den herrlichen Rhein hinaufführte, wurde die Trauer milder, das Gefühl des Verlassenseins weniger schmerzlich, und froh nahm ihre Seele die neuen großartigen Bilder auf, die sich ihrem Auge hier zum ersten Male in so reicher Fülle zeigten.

An der Landungsstelle empfingen Leonie und ihr kleines Töchterchen die Reisende. Als die Jugendfreundinnen sich nach langer, inhaltsvoller Trennungszeit wieder in den Armen lagen, da schien es ihnen, als wären sie nie voneinander geschieden, so warm schlugen sich ihre Herzen wieder entgegen.

„Meine Elisabeth, jetzt bleibst du hier bei uns am Rheine; o, es ist so schön hier!“ sagte Leonie und geleitete die Freundin nach dem nahe gelegenen Gärtchen. „Tritt hier ein,“ sagte sie, „und laß mich unterdes nach deinem Koffer sehen.“

Und schnell schlüpfte sie mit ihrem kleinen Töchterchen zur Tür hinaus, während Elisabeth sich in dem kleinen, freundlichen Gärtchen allein sah.

Allein? O nein! Wer war der Mann, der mit raschen Schritten und freudeglühendem Antlitz auf das junge Mädchen zuschritt?

„Elisabeth!“ rief eine vor Aufregung und Freude bebende Stimme, „Elisabeth!“

„Großer Gott, ist's möglich? — ist's wahr? Sie — Sie selbst?"

„Ja, ich, meine Elisabeth! Ihr ewig treuer Freund, der Ihnen heute zum zweiten Male seine Hand bietet. Werden Sie dieselbe nochmals zurückweisen?"

„Großer Gott! Dieses Glück, diese Überraschung —"

„Nun, Elisabeth, wollen Sie?"

„Ob ich will? — —" schweigend, mit einem langen tiefen Blick in seine Augen legte Elisabeth ihre Hand in die seine

„Für jetzt und immerdar?"

„Für jetzt und alle Zeit!"

Schluß.

Frau Doktorin, Frau Doktorin, Gäste kommen!" rief das Dienstmädchen. Rasch legte Leonie ihre Arbeit fort und trat zum Fenster, um den Blick in den Garten zu richten.

In diesem Augenblick wurde auch schon die Tür des Nebenzimmers aufgerissen, Frau Waldmann erschien aufgeregt auf der Schwelle und rief: „Leonie, was sagst du dazu? Moosfelds kommen den Weg nach unserem Hause herauf und — Oldenburg!"

„Welche Überraschung!" entgegnete die Doktorin, die trotz der fünfundzwanzig Jahre, die sie jetzt zählte, noch immer allerliebst in ihrem sauberen häuslichen Kostüm ausschaute. „Da werde ich schnell Toilette machen müssen, denn das Häubchen, das Theodor so liebt, wird vor so verwöhnten Augen keine Gnade finden. Meinst du, Mama, daß ich mich so zeigen kann?"

„Gewiß, gewiß," entgegnete Frau Waldmann, „du bist ja in deinem Hause. Aber Kind, wird dich dies Wiedersehen nicht aufregen?"

„Nicht im mindesten, Mama, ich freue mich von Herzen, einmal wieder mit der Schwester zusammenzukommen und bei dieser Gelegenheit nun auch den Herrn Schwager kennen zu lernen.“

„Und Oldenburg?“

„Was ist's mit ihm? Mutterchen, glaubst du im Ernste, daß mich noch je ein Gedanke an die Vergangenheit verwirren könnte?“

„Das glaube ich allerdings nicht, mein Kind, das wäre bei deinem Glücke unmöglich. Aber es würde mich kränken, wenn dein liebes Heim etwa durch seine spöttischen Blicke gestreift würde.“

„Sei ruhig, Mama, ein Charakter wie der Oldenburgs kann mich weder kränken noch beeinflussen.“

Jetzt wurde bereits die Glocke gezogen; hell tönte ihr Klang und mit harmloser Freundlichkeit trat Leonie den unerwarteten Gästen entgegen.

„Willkommen, Irma!“ rief sie herzlich, „das ist hübsch von dir, daß du auch einmal nach deiner Schwester siehst. Willkommen, lieber Schwager! Es freut mich, Sie einmal von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Ei, und da ist ja auch der Herr Rittmeister! wie freundlich, mich aufzusuchen. Bitte, treten Sie ein, ich hoffe gleich das Vergnügen zu haben, Ihnen meinen Mann vorzustellen, er pflegt um diese Zeit heimzukehren.“

Rasch musternd durchflogen Irmas Blicke die Räume, welche ihrer Schwester zur Wohnung dienten; wohl zuckte etwas wie Spott um ihren Mund, als sie die kleinen blumengeschmückten Fenster und die Einfachheit der Einrichtung erblickte, aber trotzdem konnte sich die reiche Frau eines Gefühls von freundlicher Behaglichkeit, das einem in diesen Zimmern entgegenwehte, nicht erwehren.

Ihr Mann betrachtete mit Staunen und Verwunderung die Schwägerin; er hatte dieselbe immer als überspannt und spießbürgerlich schildern hören, daß er sich nun und nimmer

ein so hübsches, elegantes Frauchen mit den Manieren einer Dame unter ihr vorgestellt hatte.

Infolgedessen war der Kommerzienrat (denn diesen Titel hatte Moosfeld seit Jahresfrist erhalten) sehr freundlich und zuvorkommend gegen Leonie und nahm ihre einfach gegebene Einladung, zu Tische dazubleiben, bereitwillig an, ohne sich an die Pantomimen seiner Frau zu kehren, die ihm das Gegenteil anzuraten schienen.

„Wo ist Mama?“ fragte Irma, da Frau Waldmann sich eilig zurückgezogen hatte.

„In ihrem Zimmer, ich werde sie rufen.“

„Ist Mama noch immer so vergrämt und unzugänglich?“ fragte die Schwester von oben herab.

„Nein, gottlob jetzt nimmer! Mama ist jetzt wieder recht heiter und vollkommen zufrieden. Du weißt's ja, die Güte der Tante hat sie in den Stand gesetzt, jede Last von ihrer Seele zu wälzen.“

Das Gespräch wurde für die stolze Irma peinlich; um ihm eine andere Richtung zu geben, sagte sie: „Kann ich dein Kind sehen?“

„Gewiß! Elischen spielt im Garten.“ Die junge Mutter öffnete sogleich das Fenster und rief das kleine Mädchen freundlich zu sich heran.

Es kam gehorsam herbei, Gras und Blumen in den Händchen. Leonie löste dem Kinde das Hütchen, strich ihm die Löckchen aus der vom Spielen erhitzten Stirne und hieß es „Händchen geben“.

Freundlich befolgte Elisabeth die Worte der Mama und trat dann neugierig zu Irma, zu der schönen, geputzten Tante, um all die Herrlichkeiten, die sie trug, in der Nähe recht genau anzuschauen.

Aber die Frau Kommerzienrätin liebte keine Kinder, sie entledigte sich bald ihrer Nichte, um, wie sie sagte, Mama aufzusuchen.

Desto freundlicher aber taten die Herren mit dem Mädchen;

sie fragten es allerlei, lachten und belobten seine Antworten und ließen sich alle Puppenkinder und das Spielzeug der Kleinen zeigen.

„Elisabeth, du mußt den Onkel und den Herrn Rittmeister nicht so sehr in Anspruch nehmen," warnte die Mama ihr Töchterchen.

Aber Moosfeld sagte: „Bitte, lassen Sie das Kind gewähren. Es ist ein reizendes Geschöpf, ich beneide Sie darum, Frau Schwägerin! — Willst du mit mir kommen, Kleine? Ich kaufe dir viel Puppen und Kuchen und Zuckerwerk und was du sonst noch wünschest."

Aber Elisabeth schüttelte das Köpfchen, eilte auf ihr Mütterchen zu, umschlang es und rief: „Ich bleibe bei Mama und bei Papa und Großmama! So schön, wie's bei uns ist, ist's in der ganzen Welt nicht!"

„Glückliches Kind!" sagte Oldenburg trübe.

„Glückliche Mutter," sprach der Kommerzienrat.

„Das bin ich, ja," erwiderte Leonie mit einem sonnigen Blicke auf ihr Kind.

Nun kehrte auch der Doktor bald heim. Er begrüßte seine Gäste und führte sie im Garten umher. Währenddem beurlaubte sich Leonie, um nach dem rasch improvisierten Festessen zu sehen. Es war für die Begriffe und Gewohnheiten ihrer Gäste einfach genug; aber da es schmackhaft war und unter den Zweigen eines alten Lindenbaumes serviert wurde, überdies gewürzt durch die heitere Unterhaltung des Hausherrn und der Hausfrau, konnte selbst ein recht verwöhntes Menschenkind damit zufrieden sein.

Der kalte, steife Kommerzienrat taute ganz auf und beschwor seine Schwägerin förmlich, einmal eine Wintersaison in Stettin zu verleben, er wolle alles tun, ihr den Aufenthalt dort genußreich zu machen.

Aber Leonie lehnte lächelnd ab. „Ohne meinen Mann gehe ich nirgends hin," sagte sie, „der aber hat nur selten Zeit, und die benutzen wir zu Ausflügen in die Berge, die für

mich, das Kind des Nordens, viel Verlockendes und Anziehendes haben."

Irma sprach, wie immer, viel von Reisen, Theater, Konzerten, Bällen und Toiletten, es war dieses Thema der einzige und ewige Kreis, in dem sich ihre Gedanken drehten. Aus ihren Reden ging hervor, daß sie auf vielen dieser Partien mit dem Rittmeister zusammengetroffen war, wie sie denn jetzt auch gemeinschaftlich von Wiesbaden kamen; von Eugenie aber war niemals die Rede; eine unwillkürliche Scheu hielt Leonie ab, sich nach dieser zu erkundigen.

Als sich die Schwestern aber nach Tisch allein miteinander sahen, faßte Leonie sich ein Herz und sagte: „Warum erwähnt ihr Eugenie niemals; ist Frau v. Oldenburg nicht mit euch gewesen?"

„Nein," sagte Irma kurz und hart. „Die Oldenburg lebt in Paris, die beiden Leute stimmen nicht miteinander. Da ist der Rittmeister natürlich froh, sich uns anschließen zu können, und Arthur findet es sehr bequem, mich hie und da von einem anderen beschützt zu sehen."

„Dein Mann scheint nicht zur Eifersucht geneigt."

„Nein, Kind, so altmodisch ist Moosfeld nicht; er beengt meinen Verkehr in keiner Weise; ich kann Verehrer haben, so viel als ich mag; Arthur weiß, wie fest begründet die Tugend und der Ruf seiner Frau ist. Mein Gott, er hat bei seinen ausgedehnten Geschäften wenig Zeit, sich mit mir zu beschäftigen."

„Und du fühlst die Entfremdung, die dadurch zwischen dir und deinem Gatten entsteht, nicht schmerzlich, Irma?"

„Nein, Schätzchen; im Gegenteil, ich bin froh, diese Freiheit zu genießen."

* * *

Das Dampfboot, mit welchem der Besuch weiterreisen wollte, fuhr bereits gegen Abend ab; der Abschied von Mutter wie Schwester war kein herzlicher, denn Irmas kaltes Wesen hatte

beide zurückgescheucht; ohne Schmerz sah man die nahen Verwandten scheiden.

Als die Gatten vom Landungsplatze, wohin sie ihre Gäste begleitet hatten, zurückkehrten, kam ihnen Elisabeth entgegengelaufen; die Kleine trug eine prächtige Rose in den Händchen.

„Da, Mama, nimm!“ sagte sie.

„Woher hast du die Blume, Kind?“

„Der fremde Herr mit dem großen Schnurrbarte hat sie mir gegeben und gesagt: Da, Herzchen, gib deiner Mama die Rose und sage ihr, die sendet ihr ihr allerbester Freund, der jetzt erst weiß, wer die beste, die bravste Frau auf Erden ist. — Ganz gewiß, Mamachen, so hat der Fremde gesagt; habe ich meine Botschaft gut ausgerichtet?“

„Das hast du!“

„So nimm die schöne Blume, Mama!“

„Behalte du sie, mein Kind.“

„Nein,“ sagte Theodor, „da hast du die Rose, mein liebes Weib; hebe sie auf als Andenken, daß es dir gelungen ist, einem leichtsinnigen, frivolen Menschen ein Zeichen wahrer Hochachtung abzugewinnen. Das ist ein schönes Gefühl, Leonie, dessen du dich nicht zu schämen brauchst.“

„O Theodor, wie elend wäre ich an der Seite dieses Mannes geworden und wie glücklich bin ich jetzt! Gott hat es gut mit mir gemeint.“

„Wie mit allen, die seine rechten Kinder sind, mein holdes Weib. Möge uns unsere stille Zufriedenheit noch lange erhalten bleiben!“

Die Gatten traten in das Wohnzimmer, sie fanden die Mutter ernst und sinnend, den Kopf trüb auf die Hand gestützt. „Was ist dir, Mama?“ fragte Leonie besorgt.

„Ich traure um mein Kind,“ sagte Frau Waldmann mit tiefem Ernst, „ich traure um Irma.“

„Deren Glück du so oft gepriesen hast, deren Glanz du früher so schmerzlich für mich erwünschtest!“

„O, führe mir meine Torheiten nicht noch einmal vor

Augen! Bei euch, meine Kinder, bin ich anders geworden: der Flitter des Lebens hat seine Anziehungskraft für mich verloren, seit ich das Gold desselben kennen gelernt habe. Möchte es mein armes zweites Kind auch finden!"

Die beiden schwiegen, sie kannten Irma, sie kannten die Welt.

Der junge Arzt empfahl sich; er mußte noch seine leichteren Patienten besuchen und meinte, er würde kaum vor neun Uhr Abends wiederkommen.

„Adieu, Theodor! Ach, was du dich plagen mußt! Wann wirst du endlich so weit sein, um dir Wagen und Pferde zu halten?"

„Übers Jahr, so Gott will, Leonie; ist auch dieser Wunsch erfüllt, so kommt eines nach dem andern, und mühsam Erworbenes ist doppelt so süß."

Der brave Mann ging seiner Pflichterfüllung nach; Frau Waldmann hatte das Bedürfnis, allein zu sein, und zog sich zeitig in ihr Zimmer zurück; Leonie brachte Elisabeth zur Ruhe und setzte sich dann hin, um einen schon vor längerer Zeit begonnenen Brief an Tante Lotte zu vollenden: „So habe ich Dir denn mein Leben wieder einmal geschildert, Du liebe Tante Lotte; wie Du siehst, fließt es in lieber Gleichförmigkeit dahin, und jeder Tag bringt mir neue und doch gewohnte kleine Freuden und Blüten. Aber seit ich diesen Brief begann, haben wir auch eine große Abwechslung gehabt — eine Reise! Das heißt, die Reise war doch mehr ein Ausflug; wir waren in Bonn bei Steins, und unsere Anwesenheit galt einer großen Feier: der Gatte Elisabeths ist so frühe schon zum ordentlichen Professor ernannt worden, und dieser Auszeichnung zu Ehren gab man ihm ein Fest, zu welchem Theodor, als des Professors bester Freund, geladen war. — Mama hatte sich uns angeschlossen, und, Tante Lotte, Du hättest Deine Freude gehabt, sie zu sehen: sie trug ein hellgraues Seidenkleid mit schwarzen Spitzen und sah so nobel und stattlich aus, wie in früheren Zeiten — und viel, viel lieber und zufriedener! ‚Mama, wie prächtig,' sagte ich zu ihr, ‚welcher Glanz!'

„‚Laß mich,‘ entgegnete sie heiter; ‚warum soll ich bei solch schöner Gelegenheit nicht den Glanz früherer Tage anlegen? Bin ich doch wieder heiter, ist mein Gewissen doch nicht mehr belastet. Warum soll ich nun nicht fröhlich sein und mich der letzten Jahre des Lebens erfreuen?‘

„Die arme Mutter, sie hat so viel gelitten und geduldet! Ich jubelte ordentlich auf, als ich sie so prächtig wieder vor mir sah, für meine Mama wollte das schwarze Lüsterkleid auch gar nicht passen.

„Du kannst dir denken, Tante Lotte, daß ich mich auch sehr nett gemacht hatte: weißes Taftkleid (mein Brautkleid, das noch wie neu ist) und weiße frische Rosen im Haar. Deine Lehren sind nicht vergessen: nie mehr überladen, immer einfach und jugendlich. Ich gefiel meinem Theodor sehr gut; Du weißt's, er hält viel auf ein geschmackvolles Äußere, und ich darf mich niemals im Hause, selbst am frühen Morgen nicht, vernachlässigen. Ich finde auch, daß er ganz recht mit diesem Verlangen hat: so viel Achtung müssen Gatten immer voreinander haben, daß sie sich nicht in lässiger Toilette gegenseitig zeigen.

„Aber ich wollte ja von dem Fest erzählen. Du hast keinen Begriff, Herzenstante, wie angesehen der Professor in der ganzen Stadt ist und wie sehr beliebt bei seinen Schülern. Und was ist aus Elisabeth für eine stattliche Professorin geworden; mit welcher Würde sie sich zu benehmen weiß, mit welchem Anstand sie alle die Glückwünsche entgegennahm! Und wie klug, wie vernünftig sie zu sprechen weiß, die ältesten Gelehrten vermag sie mit ihrem Gespräch zu fesseln; und doch wie einfach, wie natürlich sie sich bei alledem gibt; Tante, Du kannst mir's glauben, mit wahrer Bewunderung sah ich auf meine Jugendfreundin. — Auch so schön ist Elisabeth mir nie erschienen; in dem veilchenblauen Taftkleide und dem Veilchenkranz auf ihrem reichen blonden Haar sah sie wirklich wundervoll aus; das ist ein Gesicht, auf dem sich so recht einmal die reinste Harmonie des Geistes, wie des Herzens widerspiegelt!

„Elisabeth stellte mir einen jungen Leutnant, einen Herrn Alfred v. Steinbach vor; er ist ihr Vetter, der in Bonn in Garnison steht und in dem Hause des Professors wie ein jüngerer Bruder behandelt wird, wofür er Steins mit rührender Anhänglichkeit liebt. Was mir Elisabeth sonst von ihren Verwandten mitteilte, ist traurig genug; ihre Cousine, die aufgeweckte, exzentrische Lucinde, hat den Eltern bitteren Kummer verursacht, indem sie bereits in der Pension ein Liebesverhältnis mit einem jungen leichtsinnigen Menschen angeknüpft hatte, der des Mädchens Ruf so kompromittierte, daß die Eltern eine Heirat zugeben mußten; die Folge dieses jugendlichen Leichtsinnes ist eine unglückliche Ehe. Dieser Schlag hat den Obertribunalrat derart getroffen, daß er zum Greise geworden ist, indessen seine Frau in alter Weise fortfährt, zu leben und zu genießen. Elisabeth bedauert Lucindes Los innig, da sie fest überzeugt ist, daß nur die herzlose Erziehung, die falsche Behandlung in der Pension das gut angelegte Mädchen so verdorben haben.

„Bessere Nachrichten konnte mir die Freundin von Klara mitteilen; diese hat in Herrn Hellbronn einen braven Mann, ihre Waisen einen guten Vater gefunden; gottlob, daß es so ist! —

„Allemal danke ich dem Schicksal, wenn es mich wieder mit Elisabeth zusammenführt, und ich bin unendlich glücklich, daß wir beide ein so schönes Heim am herrlichen Rhein gefunden haben; fast allmonatlich sehen wir uns einmal. Je älter ich werde, je mehr empfinde ich den Segen, der in einer solchen Jugendfreundschaft liegt; so frei, so unmittelbar schließen wir uns in späteren Jahren doch nicht mehr an die Menschen an.

„So habe ich hier zwar liebe, gute Bekannte, mein Herz aber bleibt meinen alten Freunden treu. Grüße alle, Du liebe Tante Lotte, Deinen guten Alten, Oberförsters, Brandners und Frau Trudchen; die kleine Frau soll mir einmal schreiben. — Du aber, meine treue Tante Lotte, erfülle endlich Dein

früher gegebenes Versprechen und besuche uns einmal und siehe selbst mit eigenen Augen, wie unendlich glücklich Deine Leonie geworden ist.

„Es geht uns gut, o, so gut; Theodor fängt an, ein berühmter Mann zu werden, und seine Praxis dehnt sich immer weiter aus. Wie stolz, wie glücklich mich das macht, kann ich Dir nicht sagen.

„So leben wir denn in angenehmer Weise und sehen einer frohen Zukunft entgegen. Soll ich da nicht glücklich sein, und muß nicht mein Herz in Dankbarkeit gegen Gott schlagen? doch auch gegen Dich und Theodor; seid ihr es doch gewesen, die ihr mich zum Leben des Bewußtseins erweckt und meiner Seele die Ahnung eines besseren, würdigeren Daseins erschlossen habt!

„Lebe wohl! Grüße die Räume, in denen ich mein Glück gefunden habe.

„Wenn meine Elisabeth einst ein erwachsenes Mädchen sein wird, dann will ich versuchen, ihr das zu werden, was Du mir gewesen bist; denn ohne Dich könnte ich mich nicht, wie jetzt aus voller Seele zeichnen

Deine glückliche Leonie."

Mit diesem Briefe nehmen wir Abschied von der jungen Frau. Wir haben die beiden Freundinnen eine weite Strecke durch das Leben begleitet, wir haben sie kämpfen, irren, streben, sich veredeln gesehen und lassen sie jetzt im sicheren Hafen zurück, wo innige Liebe und wahres Gottvertrauen den festen Anker bilden.

Mögen meine lieben jungen Freundinnen alle, gleich unserer Leonie, es lernen, sich vom falschen Flitter des Lebens — zum echten Golde zu wenden.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das Buch vom jungen Mädchen. Ratschläge für Mütter. Mit einem Anhang: Winke für alte und neue Frauenberufe. Von **Else Croner.** 2. Aufl. Eleg. geb. M. 3.—

Der Titel dieses Werkchens könnte auch lauten: Ein Buch für Mütter, die ihre Töchter liebhaben und unsere Zeit verstehen. Ein solches Buch ist eine Notwendigkeit gerade jetzt, wo die alten Anschauungen über Mädchenerziehung gründlich ins Wanken geraten sind, wo das Leben mit einem Strom neuer Ideen und Ziele sturzwellenartig heranbraust und an die Mütter hinsichtlich der Heranbildung ihrer Töchter ganz veränderte Anforderungen stellt, die weit entfernt sind von dem, was der eigenen Erziehung in einer hinter uns liegenden Epoche Richtschnur war. Es wäre zu wünschen, daß alle Mütter sich im Interesse ihrer Lieblinge den wertvollen Inhalt des Buches vom jungen Mädchen zu eigen machten.

Das Bestreben, die Mädchen zu harmonischen Persönlichkeiten, verständnisvollen Gattinnen und weisen Müttern heranzubilden, damit sie sich dereinst als Meisterinnen in allen Lebenslagen behaupten, verdient gewiß unseren vollsten Dank und uneingeschränkte Anerkennung.
(Allgemeine Zeitung, München.)

Studierte Mädel. Eine Geschichte für junge Mädchen von **Else Ury.** 6. Auflage. Mit 8 Einschaltbildern von Emil Rosenstand. Elegant gebunden M. 4.—

Eine sehr zeitgemäße Geschichte für unsere reiferen jungen Mädchen im allgemeinen und für solche, die sich für studierte Mädel und deren Schicksale außergewöhnlich interessieren, im besonderen. Ein Buch, das bei allem Humor auch ernste Töne erklingen läßt, das nicht allein treffliche Unterhaltung, sondern durch seine Fülle nützlicher Lebenswahrheiten auch tiefere Befriedigung gewährt.

Mädchenjahre in Lust und Leid. Eine Erzählung für junge Mädchen von **Marie Beeg.** 3. Auflage. Mit einem mehrfarbigen Titelbild. Elegant gebunden M. 4.50.

Eine sinnige Erzählung der gemütstiefen Jugendschriftstellerin, die in derselben mit lebensfrischen Farben und mit feiner Charakterisierung der handelnden Personen das Leben und Weben der Mädchenjahre darstellt, von den Freuden und Leiden des Pensionatlebens an bis zum Eintritt in die Welt und weiter bis zur glücklichen Gründung des zauberumflossenen häuslichen Herdes. Ein anziehendes und gehaltvolles Buch für junge Mädchen, deren Gunst es sich in der verschönerten Ausstattung der dritten Auflage in erhöhtem Maße erfreut.

Familie Gesterding. Eine Erzählung für junge Mädchen von **Luise Glaß.** 2.—4. Auflage. Mit 4 Farbendruckbildern und 34 Textillustrationen. Elegant gebunden M. 7.—

Luise Glaß zählt zu den Lieblingsschriftstellerinnen der deutschen Mädchenwelt, ihre „Familie Gesterding" gehört zu dem Besten, was sie ihren vielen Verehrerinnen bisher dargebracht hat.

Die beiden Schwarzbraunen. Eine Erzählung für junge Mädchen. Von **Johanna Klemm.** 5.—7. Auflage. Mit einem Titelbild und 24 Textillustrationen von H. Koberstein. In elegantem Geschenkband M. 4.50.

Ein Mädchenschicksal, das in vornehmer, prächtiger Sprache mit großer Liebe für die weibliche Jugend wiedererzählt ist. Ein gesunder Konservatismus, der leider manchem modernen Jugendwerk fehlt, erhebt das Buch weit über den Durchschnitt ähnlicher Schriften. Der prächtige Buchschmuck von H. Koberstein trägt dazu ebenfalls bei. (Hamburger Nachrichten.)

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Seine kleine Schwester.

25 Abbildungen von A. Mandick.

Eine Erzählung für junge Mädchen. Von **Johanna Klemm.** Mit Elegant gebunden M. 4.50.

In einem alten Hause, das verträumt vor dem Tor einer kleinen norddeutschen Stadt liegt, haust Dr. Oswald mit „seiner kleinen Schwester", bei der er Vater- und Mutterstelle vertritt. Um sie dem eintönigen Dasein zu entreißen, bringt er sie nach Dresden, wo eine Tante einer vielbesuchten Fremdenpension vorsteht. Dort, in anregendem Verkehr mit jung und alt aus aller Welt, wächst Anneliese heran, sie findet Freundschaften in einem Kreis junger Leute, die sich in dem regen künstlerischen und wissenschaftlichen Leben der schönen Elbestadt für ihre Zukunft vorbereiten und insbesondere durch eine berühmte Dichterin wirksame Förderung erfahren. Ein sonnig geschriebenes Buch, das die Backfischwelt mit strahlenden Augen lesen wird.

(Fränkischer Kurier, Nürnberg.)

Jungfer Weisheit.

Eine Erzählung für junge Mädchen. Von **E. v. Ecke.** Mit 4 Tondruckbildern von F. Doubek. Elegant gebunden M. 3.50.

Eine frische, manchmal fast ans Übermütige streifende, mit natürlichem Humor gesättigte Mädchenerzählung. Wie aus Paule, der Abiturientin, ein frohes Haustöchterchen wird, das seinem sehnlichsten Wunsch, nach glänzend bestandenem Maturitätsexamen sich dem Studium zu widmen, voll Selbstüberwindung entsagt, um wieder Sonne in das einsam gewordene Dasein ihres Vaters zu tragen, das schildert die bei der Jugend beliebte Autorin lebenswahr und in einer die Herzen gewinnenden Weise. Daß die Heldin der Erzählung durch ihre Selbstlosigkeit schließlich ein wahres, großes Glück findet, erfüllt die Leser mit Befriedigung. (Kölner Tageblatt.)

Brausejahre.

Eine Erzählung für junge Mädchen. Von **E. Fischer-Markgraff.** Mit 4 Tondruckbildern von A. Mandick. Elegant gebunden M. 4.—

Diese frische und lustig-ernste Geschichte läßt die jungen Mädchen manchen interessanten Einblick in das wirkliche Leben tun, sie lehrt unbemerkt etwas Lebensklugheit und Erwägung, die der oft übermütigen Jugend namentlich dann notwendig sind, wenn ihre an sich verständlichen Streiche in Unrecht ausarten wollen. (Kölner Tageblatt.)

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Mädchenbücher von Henny Koch:

Papas Junge. Eine Erzählung für junge Mädchen. Mit einem Titelbild und 25 Textillustrationen von A. Wald. 21.—24. Auflage. In elegantem Geschenkband M. 4.50.

Friedel Polten und ihre Rangen. Eine Erzählung für junge Mädchen. Mit einem Titelbild und 27 Textillustrationen von H. Grobet. 12.—16. Auflage. In elegantem Geschenkband M. 4.50.

Aus großer Zeit. Eine Erzählung für junge Mädchen. Mit einem Titelbild und 26 Textillustrationen von A. Wald. 8.—11. Auflage. In elegantem Geschenkband M. 4.50.

Die ins Leben lachen. Vier Erzählungen für junge Mädchen. Mit 4 Einschaltbildern von Ed. Cucuel und R. Gutschmidt. 8.—10. Auflage. In elegantem Geschenkband M. 4.50.

Irrwisch. Eine Erzählung für junge Mädchen. Mit einem Titelbild und 24 Textillustrationen von R. Gutschmidt. 11.—13. Auflage. In elegantem Geschenkband M. 4.50.

Henny Koch ist eine unter der Jungmädchenwelt sehr beliebte Schriftstellerin. Sie schreibt flott und frisch und bei aller recht ausgelassenen Lebenslust zeichnet sie auch ernste Linien von Lebensweisheit und echter Liebe in ihre Bilder. (Daheim, Berlin.)

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ottilie Wildermuths Gesammelte Werke.

Neue billige Ausgabe.

Illustr. von **Fritz Bergen.** **10 Bände. Elegant gebunden, in feiner Leinwandtruhe 30 Mark.**

Jeder Band ist auch einzeln zum Preise v. 3 M. käuflich.

Die stete Nachfrage nach den gemütvollen Schriften der gefeierten Verfasserin bewies längst, wie nahe sie in ihren Erzählungen, Schilderungen und Beobachtungen dem Empfinden und Denken unseres Volkes kommt. Man hat sie einen Apostel der Zufriedenheit genannt. Die Art, wie sie bald mit erquickendem Humor, bald mit tiefem Ernst ihre Mission, vor allem am Frauengemüt erfüllt, wird niemals veralten, ihr die Herzen jederzeit gewinnen.

Bd. 1. **Bilder und Geschichten aus Schwaben.** 1. Teil. Genrebilder aus einer kleinen Stadt. — Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie. — Die alten Häuser von K. — Schwäbische Pfarrhäuser. — Heiratsgeschichten.
Bd. 2. **Bilder und Geschichten aus Schwaben.** 2. Teil. Gestalten aus der Alltagswelt. — Krumme und gerade Lebenswege. — Hagestolze. — Vom Dori.
Bd. 3. **Aus dem Frauenleben.** 1. Teil. Ein sonnenloses Leben. — Morgen, Mittag und Abend. — Die Verschmähte. — Unabhängigkeit. — Der erste Ehezwist.
Bd. 4. **Aus dem Frauenleben.** 2. Teil. Die Lehrjahre der zwei Schwestern. — Mädchenbriefe. — Lebensglück. — Ein Herbsttag bei Weinsberg. — Tote Treue.
Bd. 5. **Lebensrätsel.** Klosterfräulein. — Liebeszauber. — Mußte es so sein? — Eine dunkle Familiengeschichte. — Drei Feste.
Bd. 6. **Die Heimat der Frau.** Heimkehr. — Verfehlte Wahl. — Daheim.
Bd. 7. **Im Tageslicht.** Frauengalerie. — Vor dem letzten Haus. — Herr Wezler und seine Frau. — Wiedersehen. — Eugenie.
Bd. 8. **Zur Dämmerstunde.** Alte Liebe rostet nicht. — Eine Schulmeisterfamilie. — Zwei Namensschwestern. — Dem Abgrunde zu. — Im Sanitätsverein.
Bd. 9. **Auguste. — Beim Lampenlicht.** Auguste. — Margaretens Silvesterabend. — Die drei Schwestern, oder Der Herr behütet die Einfältigen. — Onkel Gottliebs Jugendliebe. — Großvaters Brautwerbung. — Zweimal verkauft.
Bd. 10. **Perlen aus dem Sande.** Aus trüben Wassern. — Die Schule der Demut. — Marie und Maria. — Taube Blüten.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Illustrierter Katalog vortrefflicher Geschenkbücher und Jugendschriften von der Verlagshandlung kostenfrei.

3568

Flitter und Gold.

Ein Roman für Mütter und Töchter

von

Emma Laddey.

Motto:
Innere Schätze beglücken. Dir im Innern
Lieget Edelgestein und Gold: da grabe
In den Grüften. Von außen suchst du ewig
Ruhe vergebens.

Herder.

Mit einem farbigen Titelbilde.

Siebente Auflage.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

the scale towards document
C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No.

ZS176 L3

UB BIELEFELD
990/4483691+01

9.17

K KLZ

99
ZS A76
L3

[1913 ?]